Ebeling

Lebende Bilder

aus dem modernen Paris

Lebende Bilder

aus dem modernen Paris.

Lebende Bilder

aus dem modernen Paris.

Dritter Band.

Neue Folge. Erster Band.

Köln, 1866.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Vorwort.

Wirf ein Steinchen in die Welle:
Kreise zieht es, weite Kreise. —
Miß nicht gleich mit deiner Elle:
Jeder hat ja seine Weise.

Stilles, friedliches Landschaftsbild aus meiner deutschen Heimath! Wie ein zweiter Himmel, so ruht im Sonnenglanz die blaue Wasserfläche des Sees, von wogenden Kornfeldern und heerdenbelebten Wiesen begrenzt; im Hintergrunde ein Dorfkirchthurm und einzelne Bauernhäuser mit aufsteigenden Rauchsäulen; hohe majestätische Eichen zur Rechten ..... Kinder spielen am Ufer und werfen blanke Kiesel in die Fluth: der glatte Spiegel zittert und wallt auf zu vielgestaltigem Leben, und die Bilder auf seinem schimmernden Grunde fließen bunt durch einander.

So berührt auch der Schriftsteller, der bedeutende zu mächtiger Bewegung, der geringere in sanftern Wallungen, das Gemüth seines Lesers.

„Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser!“

Auch mich zog es hinaus an's Ufer, und eine heimliche, unwiderstehliche Stimme flüsterte mir verführerisch zu:

Wirf ein Steinchen in die Welle!

— — aber keinen schweren Stein, welcher den Schlamm aufwühlt und den reinen Spiegel trübt, oder gar das gewaltige Felsstück eines zürnenden Polyphem, das weithin die Schaumwogen schleudert und den Schiffern Tod und Verderben bringt. Der kleine Kiesel genügt, denn nur er bringt uns das liebliche Bild: — das Grün der Bäume und Wiesen verschwimmt mit den weißen Himmelswolken; die Wasserlilie, die einsame, die schöne, wird sanft geschaukelt; eine Rose, die einer zarten Hand entfallen, schwankt hinaus in die Ferne, von einem blendenden Falter wie zum letzten Abschiedsgruß umgaukelt; der Schwan, der König des Wellenreiches, segelt ungestört vorüber, und die flatternden Wimpel des festlichen Nachens spielen wie farbige Blitze in der Tiefe.

So geht auch das menschliche Wort durch die Welt, oder so schwebt es wenigstens als Ideal vor dem Geiste des Autors: dort belehrend und erheiternd, bald wie ein Echo aus theuerer Vergangenheit, bald wie ein Trost in dunkler Gegenwart oder wie ein Strahl aus lichter Zukunft. So geht es, wenn es anders in der Seele des Lesers die nachtönende Saite anzuschlagen gewußt hat, von Mund zu Mund, von Herz zu Herz:

Kreise zieht es, weite Kreise.

Ist aber das Buch einmal erschienen, so meldet sich die Kritik, hier die freundliche, die nachsichtige, dort die strenge, die unerbittliche, und jene wie diese berechtigt; denn das geschriebene Wort ist eine That und wie jedes andere Menschenwerk dem Urtheil der Menge verfallen.

So ging es auch uns mit unsern zwei ersten Bänden. Aber daß es uns nicht allzu schlimm ergangen ist, sieht der Leser schon daraus, daß wir mit den versprochenen zwei neuen nun hervortreten; und auch diese dürften vielleicht nicht die letzten sein. Anspruchlos wie die ersten; denn wie diese flüchtigen Blätter uns selbst nur eine Erholung waren von ernsten Berufsgeschäften, so ver=

folgen sie auch bei dem Leser kein anderes, höheres Ziel. Aber wie uns das Lob nicht stolz, so hat uns der Tadel nicht muthlos gemacht; denn weil wir von dem erstern nur ein bescheiden Theil hinnahmen, so erlaubten wir uns auch, den letztern nicht in seinem ganzen Umfange gelten zu lassen.

Einzelne Stimmen wurden freilich laut, denen wir ein aufmerksames Ohr nicht versagen durften.

„Damenschriftsteller, Toilettenlectüre,“ sagte man, und wollte uns sogar in Bezug auf Stil und Darstellungsweise mit einem berühmten „Verstorbenen“ vergleichen. Dies könne ein Compliment sein, versicherten mir verständige Freunde, aber auch das Gegentheil. Indeß nahm ich es für ein solches; wenn man die Wahl hat zwischen einer Distel und einer Rose, so ist die Entscheidung nicht schwer. Und dann hat ja unser Aller Meister, von dem ich schon oben einen Vers citirte, und zwar in einer seiner schönsten Schöpfungen, die Worte gesagt:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.“

In dieser Hinsicht muß ich das Urtheil also resignirt über mich ergehen lassen, und weil man es der gesamm=

ten Lesewelt ja doch niemals recht machen kann — ich wenigstens habe diese gigantische Prätention nicht! — so ist es mir schon ein großer Trost, die eine Hälfte der Lesewelt für mich zu haben, die noch dazu die schönere ist.

Allerdings, mir selbst, wenn ich in einem neuen Buche auf etwas meinem Geschmack und meiner Individualität Heterogenes stoße, wodurch ich Gefahr laufe, die sonstigen Vorzüge und Lichtseiten desselben zu übersehen und somit einseitig wo nicht ungerecht zu urtheilen — mir selbst rufe ich alsdann die Worte zu, die ich freilich an den geneigten Leser (ich nenne ihn nach wie vor so) nicht zu richten wage:

Miß nicht gleich mit **deiner** Elle!

Ernster als die erwähnten Einwürfe erschien mir die Frage, ob ich meine „Lebenden Bilder" auch alle wirklich erlebt und nach bestimmten Modellen gemalt, oder dieselben nicht etwa hier und da nach eigener Phantasie geschaffen hätte, die aus der überreichen Anschauung eben so unwillkürlich wie mächtig hervorquillt? Auch hier wird mir eine offene Antwort nicht schwer. Wer kein ernster Historien-Maler, sondern nur ein heiterer Genre-Maler sein will, ist weniger gezwungen, neben der

Wahrheit des Ganzen auch das Einzelne mit streng historischer Treue auszuführen. Dadurch wird es erklärlich, wenn manchmal ein Kopf oder gar eine ganze Figur in meinen Bildern erscheint, die an einen andern, höher stehenden Meister erinnern. Aber wer wollte dem Maler zürnen, wenn man in seinen Compositionen findet, daß derselbe einen Titian oder Murillo, oder gar einen Raphael gesehen? In ähnlicher Weise ist das Hineinziehen von Personen oder die eine oder andere persönliche Beziehung zu deuten, was mir, der ich das vielgestaltige Pariser Leben stets so unmittelbar wie möglich zu schildern gesucht, eben aus diesem Grunde berechtigt erschien.

Daß ich dadurch nicht im entferntesten die Absicht hatte, mein eigenes Werk auf Kosten einer solchen Umgebung hervorzuheben oder gar mir Fremdes anzueignen, scheint mir so selbstverständlich und klar, daß ich wohl nicht nöthig habe, dies noch durch einen besondern Hinweis auf einzelne Capitel dieser Bände näher zu erläutern; um so mehr, als ich sowohl in den fingirten als in den wirklichen Begegnungen und Beziehungen zu Andern stets mit wohlwollender Discretion verfahren bin, ohne freilich, von einem höhern Gesichtspunkte aus, dadurch mein freies, selbstständiges Urtheil zu verleugnen.

Wen aber selbst diese freimüthige Erklärung noch unbefriedigt lassen sollte, der muß mir erlauben, weniger zu meiner Vertheidigung, als um ihn selbst auf den richtigen Standpunkt zu stellen, ihm den letzten Vers meiner obigen Strophe zu wiederholen:

Jeder hat ja seine Weise.

Paris, im Mai 1866.

Der erste Mai.

Meinen gütigen Leserinnen!

Mein erstes Capitel muß ich durchaus Ihnen widmen, verehrte Leserinnen, schon des zarten und lieben Datums wegen, das wir hier insgesammt, wie auch Sie daheim, mit großer Freude begrüßen. Für uns Pariser ist der erste Mai die eigentliche und wahre Sommerlosung. Frühling mit Wiesen- und Waldesgrün haben wir hier bereits seit dem März; aber der Mai bringt uns Blüthen und Blumen in verschwenderischer Fülle, sogar Früchte in Menge. Bei Chevet wenigstens, im Palais Royal, sieht man Erdbeeren, Kirschen und Himbeeren, auch Weintrauben in zierlichen Körbchen und Kästchen, aber entsetzlich theuer und apokryph, d. h. aus den Treibhäusern von Neuilly und Suresnes. Die Blumen sind dafür um so billiger und um so echter; auch aus einem Treibhause, aber aus demjenigen des Frühlings selbst, dessen Glasdach der sonnenblaue Himmel, und das so groß ist, wie

die weite, neu geborene, lenzheitere Welt. „Die ganze Umgebung von Paris ein Blumenstrauß!“

Die Phrase ist alt, aber sie ist vielleicht nur deswegen so alt, weil sie so wahr ist. Hätten Sie gestern mit mir auf der Plattform des Triumphbogens de l'Etoile gestanden und mit mir hinab geschaut nach allen vier Weltgegenden hin (ein Fernrohr wäre freilich nothwendig gewesen), Sie hätten Meilen weit nichts gesehen, als blühende Kastanien- und Fliederbäume, und nur so viel Grün, als die harmonische Farbenvollendung des reizenden Bildes erforderte. Schön, unendlich schön! so daß man es wohl alljährlich einmal sagen, schreiben und drucken darf, selbst auf die Gefahr hin, sich zu „wiederholen“, — ein Vorwurf, den wie Sie wissen, der gestrenge Doctor B. schon oft meinen Arbeiten gemacht hat. Nach andern Richtungen hin will ich den Vorwurf allenfalls gelten lassen (meine schriftstellerischen Ansprüche sind überaus gering); aber nur nicht in Bezug auf mein erneutes Frühlingsbouquet, das ich allen meinen liebenswürdigen Leserinnen mit den besten Grüßen hinübersende. Weshalb, je vous en prie, Mesdames, es auch nicht machen, wie der Frühling selbst, der ebenfalls immer dasselbe bringt an Farben, Glanz und Duft, so lange die Welt steht? Er ist doch immer willkommen, viel tausend Mal willkommen. „Noch scheint der liebe Mond so helle, wie er durch Adam's Bäume schien;“ diese allerdings etwas altväterischen Verse klingen mir durch den Sinn, wie es denn überhaupt kein Wunder ist, wenn sogar

ein „pariser Lebende-Bilderschreiber" in dieser wunderherrlichen Umgebung poetisch gestimmt wird . . .

Wir hatten den Wagen an der großen Cascade des Bois de Boulogne zurückgeschickt und sofort einen improvisirten Seitenweg rechts durch das hohe Gras eingeschlagen, um die eleganten, glatten Kiesalleen zu verlassen. Es war noch früh, und ungeachtet des herrlichen Wetters kaum irgendwo ein Mensch zu sehen. In fünf Minuten waren wir mitten im Walde, d. h. in demjenigen Theile des Gehölzes, den man in seinem wilden, primitiven Zustande gelassen und nicht in die allgemeinen Anlagen hineingezogen hat, — vielleicht des Contrastes wegen, um hundert Schritte vom See und von der Cascade, dem Hauptsammelplatz der eleganten Pariser Welt, ein kleines Stück Natur zu behalten: Eichen, Birken und Ulmen, bunt und ungeordnet durch einander, ein Wiesengrund mit wuchernden Erlen, schattendunkel und kühl. Die Damen pflückten Maiblumen und andere Blumen in Menge; zwei allerliebste Kinder, die mit uns waren, jagten mit wehenden Taschentüchern nach einigen vorübergaukelnden Schmetterlingen und erreichten sie glücklicher Weise nicht, sondern fielen dabei mehrfach unter lautem Gelächter über die hohen, moosbewachsenen Baumwurzeln; die Herren lagerten im Grase und waren außer sich vor Entzücken über die „schöne Natur", sie, die noch vor einer Stunde im Grand-Café ihre Chocolade getrunken. Das idyllische Bild war vollständig, ja mehr als das; denn die angezündeten Cigarren mahnten schon nicht

mehr an Geßner und Claudius, sondern an das große Centralbureau des Grand Hôtel: lauter Trabuccos, und, parole d'honneur, keine einzige Pfeife!

Da — auf einmal zittert ein sanfter Flötenton durch die stille, sonnenheitere Luft, von einem schmetternden Triller gefolgt, der zum melodischen Gesange wird: eine Nachtigall und zwar die erste!

Sie wurde mit lautem Jubel begrüßt, den man aber sofort dämpfte, um den seltenen Sänger nicht zu verscheuchen. „Und Sie, Poet," sagte Fräulein Emilie und wandte sich zu mir, „haben Sie denn kein Gedicht für diesen schönen Moment?" — „Wer ein Rückert wäre," entgegnete ich verlegen, „der seine besten Frühlingslieder unter spielenden Kindern im Grase improvisirte!" — „Gleichviel," lautete die Antwort, obenein in einem so gebieterischen Tone, daß er keine Replik zuließ. „Gleichviel!"

. . . Nur einen einz'gen Frühlingstag das Herz dem Sange frei, daß es dem Nachtigallenschlag ein helles Echo sei! Sieh, Alles thut sich prächtig kund in reichem Farbenglanz: so blüh' auch dir im Herzensgrund des Liedes Blumenkranz. Und ob dein Lied auch bald verklingt: o, laß es gern geschehn; das Liebste, was der Frühling bringt, du siehst es schnell vergehn. Doch sprich, wo gibt es schönern Tod, als rosengleich verblühn? Als wie ein Maitagsabendroth verdämmern und verglühn? . . .

Wie gut war ich inspirirt, meine Damen, mein erstes Capitel an Sie zu richten! Nun können mir die

Kritiker, schon aus Respect vor Ihnen, nichts anhaben. Auch schrieb ich die obigen Verse (Fräulein Emilie gab nicht nach, und ich mußte gehorchen) wohlweislich in prosaischen Zeilen fort, so daß der Doctor B., der als Berliner und geistreicher Mann alle Feuilletons „nur halb" liest, die kleine Contrebande gar nicht merken wird.

Aus all' diesem sehen Sie aber zur Genüge, wie lenzheiter wir sämmtlich gestimmt waren. Und nicht wir allein, denn einige Stunden später füllten sich alle Wege und Stege, Alleen und Gänge mit einer eben so heitern Welt. »Tout Paris« schien sich wieder einmal Rendezvous im Bois de Boulogne gegeben zu haben; es war ja der erste Mai und noch dazu Sonntag, also ein Doppelfesttag, der selbst in Paris selten ist.

So gibt es denn im Jahre des Heils 1863 in der ganzen schönen Seinestadt — es ist wirklich so, und ich sage es nicht bloß deswegen, um einen passenden Uebergang zu einem andern Gegenstande zu finden — in der ganzen schönen Seinestadt gibt es in diesen herrlichen Maitagen nur ein einziges häßliches Etwas, das sind die Japanesen. Wir haben hier in den letzten zehn Jahren bekanntlich allerlei ostasiatische Fremdlinge gehabt, allerlei —esen: Siamesen, Chinesen und Cochinchinesen. Häßlich waren sie allesammt, auch die Maroccaner nicht zu vergessen; aber so häßlich wie diese neu angekommenen Japanesen waren sie doch nicht. Ich schildere sie natürlich nicht; ich möchte meiner armen Feder, die so eben ein zartes

Frühlingslied geschrieben, ein solches Leid nicht anthun, und ich möchte auch Niemand zumuthen, eine solche Beschreibung zu lesen, die, um getreu zu sein, garstig sein müßte. Nicht einmal die tollen zwölf- und sechszehnsilbigen Namen der widerwärtigen Gäste setz' ich Ihnen hin. Aber sagen will ich doch, daß sich die Pariser auch hier wieder, wie immer bei solchen Gelegenheiten, albern und verkehrt angestellt haben. Die eigentlichen beiden Kamis, d. h. die zwei Gesandten, verlassen allerdings ihren schönen Premier im Grand-Hôtel nicht, und da wir weder das Glück noch die Ehre hatten, ihrer neulichen Empfangsaudienz in den Tuilerien beizuwohnen, so wissen wir von ihnen nichts zu sagen; aber von den Dienern auf die Herren zu schließen, scheinen die Excellenzen ebenfalls nicht besser berathen zu sein. In der Regel gehen ihrer vier bis sechs von der Gesandtschaftssuite zusammen spazieren, und so wie sie auf dem Trottoir der Boulevards erscheinen, haben sie sofort eine Queue hinter sich, die schon in der ersten Viertelstunde zu einem wahren Kometenschweife anwächst. Wenn sie alsdann in einen Laden oder in ein Magazin treten, um ihre Einkäufe zu machen: Handschuhe, Spitzen, Parfümerieen, Gold- und Silbersachen, wobei man sich den Kopf zerbricht, was in aller Welt die ungewaschenen Gesellen mit diesen feinen, saubern, duftenden Dingen anfangen wollen, so bleibt die Menge am Eingange stehen und lärmt und drängt und reckt die Hälse. Es ist, als ob der Kaiser selbst dort wäre, so daß schon manchmal die Stadt-

sergeanten sich in's Mittel legen mußten, um das bedrohte Gleichgewicht — nicht Europa's, aber doch der Boulevard-Trottoirs — wieder herzustellen. Am nächsten Morgen haben wir alsdann die Reclamen in allen Blättern; denn kein Haus, in das die Japanesen ihren, wenn auch nicht beschuhten, so doch „sandalten" Fuß gesetzt, versäumt es, dies Ereigniß der Mit- und Nachwelt durch den Druck anzuzeigen.*) Sogar Giroux, der vornehme, der „kaiserliche", hat sich zu einer solchen Reclame (zwei Franken die Petit-Zeile) herabgelassen, was ihm die Haute Volée der Hauptstadt sehr übel genommen hat. In einem andern Kreise jedoch haben die Japanesen viel Glück gemacht. Sie haben näm-

*) Das neue große Herrenkleider-Magazin „les Galeries de Paris" natürlich in erster Reihe. Die Japanesen hatten dort europäische Anzüge gekauft und auch sofort angezogen. Es war ihnen jedoch unmöglich, die Beinkleider länger als eine halbe Minute anzubehalten; sie zogen deshalb die ihrigen wieder an, kurze, weitabstehende Pumphosen, von einem glänzenden kattunartigen Stoffe, steif wie Pappe; aber von dem neu gekauften blauen Frack mit goldenen Knöpfen, der ihnen schon wegen der beiden Schöße, die sie stets in den Händen hielten, sehr gefiel, wollten sie sich nicht trennen, so daß sie halb europäisch, halb japanesisch den Laden verließen. Einer von ihnen zog dabei noch unterwegs, auf offener Straße, die neuen glanzledernen Schuhe aus, die ihn entsetzlich zu belästigen schienen, und legte seine Sandalen wieder an; die Schuhe steckte er alsdann ungenirt in die innere Höhlung seines Hutes, wenn man die kochtopfähnliche Kopfbedeckung, mit den rechts und links aufgeklappten Flügeln, so nennen darf. Der ganze Boulevard kam vor Jubel in Aufruhr.

lich bei ihrem Besuch der neu eröffneten diesjährigen Gemälde-Ausstellung auch die von der Jury zurückgewiesenen und von den Künstlern in einem besondern Local ausgestellten Bilder besehen und nicht allein besehen, sondern ihren lebhaften Beifall über dieselben ausgesprochen und nicht geringe Einkäufe gemacht. Da die Herren baar bezahlen und auch die Preise nie zu hoch finden, so kann man sich leicht vorstellen, mit welcher Verehrung man in den Ateliers der Rue Bréda und der Rue des Martyrs die Namen der japanesischen Gesandten ausspricht, oder doch auszusprechen versucht; denn es ist nicht leicht. Daß sie außerdem ihre Portraits bestellt haben, ist selbstverständlich. Hier aber waren sie über das verlangte Honorar sehr erschrocken, bis man ihnen erklärte, daß so außergewöhnlich hohe Personnagen, wie sie, nach pariser Sitte doppelt und dreifach bezahlen müßten.

Um bei der Wahrheit zu bleiben, müssen wir übrigens hinzusetzen, daß sich all diese mehr oder weniger abenteuerlichen Geschichten nur auf die Attachés und sonstigen Beamten der Gesandtschaft beziehen und nicht auf die beiden Kamis selbst, die in unwandelbarer Majestät ihre seidenen Sophakissen so gut wie gar nicht verlassen. Man erzählt sich außerdem, daß sie zur Bestreitung der Kosten ihres einmonatlichen Aufenthaltes hier in Paris acht Millionen und für die ganze Dauer ihres Besuches in Frankreich, der wenigstens ein Jahr umfassen wird, dreißig Millionen bestimmt haben. Man fügt nicht hinzu, in welcher

Münzsorte jene Millionen bestehen, vielleicht eine imaginaire, wie die brasilianischen Mil-Reis, oder eine noch kleinere. Pfundsterling oder Silberrubel werden es wohl nicht sein.

Doch Pardon für diese häßliche japanesische Abschweifung, und zurück in's Bois de Boulogne, wo es so schön war und am Nachmittag noch schöner wurde; denn an jenem ersten Mai war der vierte und Hauptsonntag der Pferderennen von Longchamps. Die Rennen an sich sind freilich immer dieselben und bieten als solche wenig Neues; aber diejenigen von Longchamps haben von jeher ein besonderes Privilegium der Distinction und des guten Geschmacks. Nirgends findet man den Rasen, den „Turf", so weich und sauber, die Sitzplätze auf den Tribünen so bequem, den Zuschauerraum der großen innern Enceinte so geräumig und nach allen Richtungen hin so leicht zugänglich, wie dort; nirgends sind auch, und das ist wahrlich keine Nebensache, die Toiletten schöner und eleganter und der Damenkreis gewählter und reizender, als dort. Aber seltsam (ich weiß nicht, ob Ihnen dies bereits bekannt ist), wie die blaue Farbe in diesem Jahre in allen Damentoiletten dominirt; nicht das kaiserliche Veilchenblau des Hofes und der Bonapartisten, sondern das schöne, echte Himmelblau, rein und licht wie der Lenzhimmel über uns. Die letzten Frühlingsmoden sind allerdings dadurch vielfach über den Haufen geworfen; aber die Mode wäre ja nicht, was sie ist, die launische Göttin des Augenblicks, wenn sie mit gemessenem

Ernst unwiderruflich ihre Gesetze und Regeln verkündete und sie beobachtete, wie den Code Napoleon. So eine „blaue Dame", blau vom Kopf bis zu den Füßen, ist wirklich eine eigenthümliche, aber sehr liebliche Erscheinung. Sie freilich, als Kennerinnen, werden mir vielleicht bemerken, daß den Pariserinnen, brünett und dunkel, das Hellblau nicht immer kleidsam sein, ja für Manche eine gefährliche Klippe werden könnte, und ich wage es nicht, trotz meiner Bekanntschaft mit der Vicomtesse de Renneville, mit Ihnen darüber zu rechten. Ich constatire einfach das Factum, das vorzüglich an dem mehrerwähnten Tage so auffallend war, daß man sich rings darüber verwunderte.

Sogar die Herren vom Sport, die doch mit ihrer eigenen Toilette nicht wenig zu thun hatten .... Taschentücher mit einem handgroßen gestickten Pferde, auf dessen Satteldecke die gekrönte Chiffre des Besitzers, dabei das Lorgnon nicht mehr im Augenwinkel eingeklemmt, sondern in einer in den Hutrand eingeschnittenen Kerbe befestigt: das Allerneueste! .... selbst jene Herren bemerkten das überall auf den Tribünen vorherrschende Blau: »Mais regardez donc, cher, rien que du bleu.«

Das lieblichste Schauspiel war uns aber noch vorbehalten, und wenn es auch, wie der Mai, nicht neu war, so war es doch schön wie er, und ich muß ein Wort darüber sagen. In der kaiserlichen Loge war bereits die Prinzeß Clotilde mit einigen Hofdamen er-

schienen; aber der leere Sessel in der Mitte deutete auf die Kaiserin, die man erwartete. Der Prinz Napoleon ging rauchend im Hintergrunde auf und ab, und man nahm keine weitere Notiz von ihm. Ich will dem guten Plonplon, der immer dicker wird, und der auch vielleicht besser ist als sein Ruf, in meiner heutigen freundlichen Mai-Chronik nichts Uebeles nachsagen; nur die Cigarre will ich ihm leise vorwerfen. Eine kaiserliche Hoheit, die sich öffentlich zeigt, noch dazu in Gegenwart der vornehmsten Damenwelt der Hauptstadt, unter ihnen seine eigene Gemahlin, eine Königstochter, nur vier Schritte von ihm: der sollte doch das Rauchen unterwegs, oder — seinen Lakaien lassen. Ich mußte das sagen, schon aus Respect vor Ihnen, Mesdames; denn ich möchte Sie so gern bis dicht unter die Loge führen, die sich vor dem Pavillon wie ein freier, offener Balcon nur wenige Treppenstufen über dem Rasen erhebt, und wohin wir uns mit unsern Tribünenbillets sehr wohl begeben dürfen. Die kaiserlichen Equipagen sind bereits unten vorgefahren, und in der Loge entsteht eine sanfte Bewegung. Die Hofdamen erheben sich, die Kammerherren nehmen den Hut ab, was übrigens auch sämmtliche Herren in der Nähe auf den Tribünen und vor der Loge thun — und schon tritt die Kaiserin ein. Sie bleibt einen Augenblick mitten in der Loge stehen, legt die rechte Hand auf die Lehne des Sessels und grüßt mit unnachahmlicher Grazie nach allen Seiten.

Sie lächeln, weil Sie von früher meine Schwäche

für Ihre Majestät kennen; aber ich lasse mir das Wort nicht streichen: „unnachahmlich!“.

Als sie sich darauf gesetzt hatte, erwiderte sie jeden besondern Gruß auf das huldvollste und lächelte namentlich einem allerliebsten Knaben zu, der dicht neben ihr auf der Tribüne sein graues Hütchen schwenkte und dabei von seiner Mutter angewiesen wurde, sich respectvoller zu betragen. Die Toilette der Kaiserin war überaus einfach, so einfach, wie ich mich fast nicht erinnere, sie je gesehen zu haben: wieder halb Trauer, wie fast immer; ein schwarzes Moiréekleid mit weißem Besatz à la grecque, der Hut ebenfalls schwarz mit weißen Marabouts. Durch den schwarzen Spitzenshawl sah man deutlich die feine, elegante Taille. Aber auch in den Zügen der hohen Frau, wenn man so sagen könnte, liegt stets dies demi-deuil; sie scheint schmerzerfüllt, fast leidend: eine weiße Königsrose, schön, aber wehmüthig schön.

Dennoch stimmte uns der Anblick der Monarchin nicht traurig; im Gegentheil, wir sahen auch dies Mal wieder ihre Erscheinung als die Krone des Tages an.

Daß also der erste Mai schön gewesen, werden Sie mir trotz den Japanesen glauben, auch wenn ich hier abbreche, und Ihnen nichts von der spätern Gondelfahrt auf dem großen See und von unserm Besuche auf der Insel erzähle, die zum ersten Male ihr Schweizerhaus dem Publicum wieder geöffnet hatte. Der Kaffee war schlecht. Es ist nun ein Mal, wie Max sagt, mein alter Fehler, mich nicht in die gegebenen Weltverhältnisse fügen zu können: denn wer

bestellt wohl Kaffee in der Sennhütte einer Alpenfirne? Dafür will ja jenes Schweizerhaus bei Mit- und Nachwelt passiren, wie wenigstens die deutsch-helvetische Inschrift an der vordern Galerie besagt, zu deren Anfertigung man auch wohl die Gebrüder Grimm nicht zu Rathe gezogen hat: „Gebüet an der Aare Strand, — Bring' üch 'en Gruß vom Alpenland.“

Der Abend führte uns nach Paris zurück, und ich trennte mich gern von den Andern, um einen stillen Weg zu gehen: nach der deutschen Mission, wo ich aus alter Anhänglichkeit seit Jahren die Eröffnung der Marienandacht nicht versäume. Ich hätte allerdings dieselbe Feierlichkeit näher und auch weit prächtiger haben können. Durch das weit geöffnete Portal der Madeleine strahlte der Hochaltar im Kerzenglanz und spiegelte sich in den reichen Vergoldungen der Marmorwände; — vor Saint-Roch hielten die Equipagen in langen Reihen, stets neue fuhren lärmend vor, die Damen stiegen aus und die teppichbelegten Treppen hinauf, oben standen rechts und links zwei roth und goldgestickte Schweizer, ein Marschall von Frankreich kann nicht schöner aussehen; — in Saint-Germain-l'Auxerrois hatte man gar mittelalterliche Pracht entfaltet, und die herrlichen gothischen Fenster, die schönsten von ganz Paris, schimmerten in blauer und rother Gluth; — kurz, jede Kirche hatte ein glänzendes Festkleid angethan. Auch die andächtige Menge fehlte nicht; denn der »Mois de Marie« steht bei den Parisern in hohen Ehren . . . . Mir aber ist das ärm-

liche Gotteshaus der deutschen Mission vor allen andern lieb und werth, und vollends jetzt, wo wir es bald verlassen werden; denn die Fundamente der neuen, und zwar einer stattlichen steinernen Kirche, sind bereits gelegt. Die guten Väter hatten übrigens den Marienaltar reich geschmückt, wenn auch nur mit Blumen. Aber sind nicht eben Blumen, diese reinen, unschuldigen Frühlingskinder, der schönste Schmuck für die heilige Jungfrau, für sie, die makellose, ewige Himmelsblume unserer göttlichen Religion?

In der Menge verloren — gewöhnliche Fabrik-Arbeiter und Handwerker mit ihren Frauen und Kindern, aber ehrliche deutsche Seelen voll Gottvertrauen und Glauben — schaute ich durch den langen, nur spärlich erleuchteten Raum andächtig hinüber zu dem Bilde der Gottesmutter und erbaute mich an der schlichten Anrede des Priesters, der den versammelten Landsleuten die Bedeutung der Feierlichkeit erklärte.

Monat Mai! o schon deshalb bist du der Wonnemond, weil wir in dir das Schönste und Erhabenste feiern, was nach Gott unsere Seelen erfreut und erhebt! Alles, was du in unerschöpflicher Fülle bietest an Blumenpracht, an Frühlingsjubel, an Sonnenglanz, wir legen es andachtsfroh unserer lieben Frau zu Füßen .... Notre dame, wie der Franzose so schön sagt, der ersten und wahren Dame eines jeden guten katholischen Herzens!

— Dann wird, was nah und ferne
Die Maienwelt verschönt,
Zu einem lichten Sterne,
Der ihre Scheitel krönt.

Isabella,

das Blumenmädchen des Jockey-Clubs.

I.

Wer in der großen Avenue der elyseischen Felder vom Rondpoint bis nach dem Triumphbogen auf und ab spaziert, kann mit Recht sagen, daß er sich in dem reichsten und prächtigsten Theile von Paris befindet: ein Palast neben dem andern, dann und wann ein sorgfältig gepflegter Garten hinter goldenen Gittern, auch wohl ein elegantes Kaffeehaus, das Abends mit seinem Lichter- und Lampenscheine die ganze Nachbarschaft erhellt, und sogar auf den Trottoirs ein feineres Publicum als anderswo. Es ist eben das Quartier der vornehmen Welt. Das weite Terrain, wo einst das Palais der Herzogin von Alba gestanden (wehmüthigen Andenkens!), ist mit seinem großen Garten in eine neue Straße verwandelt. Man sieht dort nichts wie herrschaftliche Hôtels mit hohen Thorwegen und Einfahrten, keines unter dreißigtausend Franken

jährlicher Miethe. Pereire, dem die ganze Straße gehört, hat auch hier, wie überall, wo er gebaut hat und bauen läßt, glänzende Geschäfte gemacht. Und doch — wie die Extreme sich berühren! — gerade an dies prächtige elyseische Quartier, wo das Wohlleben und die Ueppigkeit der Weltstadt ihren raffinirtesten Höhepunkt erreicht zu haben scheinen, grenzt eines der ärmsten Viertel von ganz Paris, und noch dazu so dicht, so dicht, daß man nur durch die eben erwähnte neue Straße zu gehen braucht, um an Ort und Stelle zu sein.

Der letzte der Pereire'schen Paläste und das erste der ärmlichen Häuser von Chaillot liegen nachbarlich neben einander; allerdings durch eine zwanzig Fuß hohe und vier Fuß dicke Mauer getrennt, die schon deswegen nöthig wurde, um die jenseitigen noch unvollendeten Erdarbeiten von den elyseischen Feldern abzuscheiden. Eines Tages, wer weiß, vielleicht schon im nächsten Jahre, wird auf einmal diese Mauer fallen, wie schon so viele derartige Mauern in Paris gefallen sind, und die dortige Gegend, jetzt noch so plebejisch und über die Achsel angesehen, wird ebenbürtig dastehen und den Pereire'schen Hôtels schlimme Concurrenz machen. Was alsdann aus den armen Leuten, die dort augenblicklich wohnen, werden wird, ist nach wie vor das ewige große Räthsel für alle Pariser. Das bekannte Bonmot, daß man, um in Paris zu leben, fünfzigtausend Franken Renten haben müsse, droht mehr und mehr Wahrheit zu werden.

Vor der Hand wohnen sie aber noch dort, die armen Leute. Meist sind es kleine Handwerker, Tagelöhner und Fabrikarbeiter; die Letztern aus den Fabriken des gegenüberliegenden Grenelle, von wo sie durch die hohen Miethen vertrieben sind; auch Lumpensammler, Kleiderhändler und unzählige sogenannte „Marchands de bric à brac", an denen Paris so reich ist.

Die drei, vier Straßen Chaillot's verdienen kaum diesen Namen. Zwischen den einzelnen Häusern liegen oft weite, wüste Terrains, schlummernde Capitalien, die schon vor Jahren, als man der Neugestaltung von Paris noch mit Kopfschütteln zusah, von weitsichtigen, klugen Speculanten für einen Spottpreis angekauft wurden, um sie später für das Hundertfache wieder zu verkaufen, — ferner Holz- und Kohlenlager, aber auch kleine Gärten, die dem gesammten, nicht eben heitern Bilde einen weniger unfreundlichen Anstrich geben. Uebrigens sind nicht alle Wohnungen gleich unsauber und häßlich; im Gegentheil, manche Häuser sind auch äußerlich recht gut erhalten, und die weißen Gardinen hinter den kleinen Fenstern deuten auf einen gewissen Wohlstand der Bewohner. In eines dieser Häuser möchten wir den Leser führen, denn wir finden dort die Hauptperson unserer kleinen Geschichte.

Im Erdgeschoß wohnt eine solche Trödlerin, eine „Marchande de bric à brac", die Alles kauft und verkauft, was nur irgendwie einen wirklichen oder imaginairen Werth hat: altes Eisen und alte Schuhe, halbzerbrochene Porzellan- und Glaswaaren, unmög-

liches Bettzeug und unmögliche Mobilien, d. h. Federbetten ohne Federn, Tische, an denen ein Bein, Kommoden, in denen eine Schieblade fehlt; Atlaskleider und Sammtmantillen zu dreißig und vierzig Sous, Uniformen aus der Kaiserzeit und verrostete Waffen aller Art; dazwischen ein lautschreiender Papagei — unverkäuflich, denn er ist das enfant chéri und die einzige Gesellschaft der Händlerin, die mit einer Macbeth'schen Hexe die frappanteste Aehnlichkeit hat — und ein ringlaufendes Eichhörnchen, das stets von einer Menge Gamins umlagert und geneckt wird.

In einem der obern Stockwerke blicken wir in ein einfaches, aber gut möblirtes Zimmer; an den Wänden sehen wir kleine Genrebilder in Goldrahmen, auf dem Kamin, in welchem ein lustiges Feuer flackert, eine Pendule und Blumenvasen, neben dem Alcoven sogar einen Spiegelschrank: ein großer Luxus, der fast auf eine „Dame" schließen läßt, vielleicht der einzige seiner Art in ganz Chaillot. In einem Lehnstuhl am Kamine sitzt eine ältliche Frau, schlicht aber äußerst reinlich gekleidet, neben ihr auf einem Schemel ein niedliches Mädchen von sechs bis acht Jahren, das eifrig in einem Bilderbuche blättert. Auf dem runden Tische in der Mitte brennt unter einem grünen Schirm eine Lampe, die das Zimmer sanft erhellt.

„Es ist schon acht Uhr vorüber," sagt die Frau, indem sie ihre Hand auf den Lockenkopf des Kindes legt, „und Isabella kommt noch immer nicht zurück." — „Du weißt, Mama," antwortet die Kleine mit wich-

tiger Miene, „Bella holt heute ihr neues Costüme, und der Weg ist weit.“

Ein leises Klopfen ließ sich an der Thür hören und die Trödlerin trat herein, von ihrem Papagei begleitet, der ihr auf der Schulter saß. „Guten Abend, Frau Nachbarin,“ sagten beide Frauen fast zugleich; aber das Kind versteckte sich sofort hinter den Lehnstuhl der Mutter, denn es konnte die Trödlerin nicht leiden. „Wo bleibt denn die Prinzessin?“ fragte diese, und sah sich im Zimmer um. Dann winkte sie der Kleinen, die noch immer nicht aus ihrem Versteck hervor wollte: „Da, komm her, Mariette; ich habe dir einen schönen Bilderbogen mitgebracht.“ Auf einen ernsten Wink der Mutter näherte sich das Mädchen, nahm mit Widerstreben das Geschenk an, trug aber dann den Schemel in eine dunkele Ecke, setzte sich darauf und rührte sich nicht. Die Trödlerin rückte ihren Stuhl dicht neben den Sessel der Mutter und begann mit leiser Stimme: „Der junge Graf ist wieder dagewesen, und schwört seine Seligkeit, daß er es ernstlich meine. Er bittet ja auch nur um die Erlaubniß, einen Besuch machen zu dürfen.“ — „Wir empfangen niemals Herren,“ entgegnete die Mutter kurz und in einem Tone, der deutlich bewies, daß sie nicht Lust hatte, das unsaubere Gespräch fortzusetzen. Man hörte Lärm auf der Treppe, die Kleine sprang auf, öffnete die Thür und warf sich mit lautem Freudenruf einem hohen, schlankgewachsenen Mädchen entgegen, das mit einem großen Packet in die Stube trat.

Isabella eilte auf die Mutter zu und sagte einige beschwichtigende Worte über ihr langes Ausbleiben. Die Trödlerin war aufgestanden und empfahl sich, aber, nach Art solcher Weiber, langsam und zögernd. „Ich bliebe gern noch eine Weile," sagte sie mit süßlicher Stimme und caressirte ihren Papagei; „aber ich fürchte zu stören." Mutter und Tochter antworteten nicht, auch dann nicht, als sie hinzusetzte: „Das wird diesen Abend eine Pracht werden in dem neuen Costüme, und morgen liest man davon eine Beschreibung in den Zeitungen." Isabella hatte unterdessen die Thüre geöffnet, so daß der Schwätzerin nichts übrig blieb, als sich noch einmal zu empfehlen und fortzugehen. „Du hattest mir ja versprochen, Mama," sagte darauf die Tochter, als sie allein waren, „die Trödlerin nicht mehr zu empfangen; es ist eine schlechte Person, die schon zwei Mal in Saint-Lazare gesessen hat."

„Kind," sagte die Mutter und hütete sich wohl, des Gesprächs von dem jungen Grafen zu erwähnen, „sie war kaum zwei Minuten hier, und ich kann ihr doch nicht geradezu die Thüre weisen." — „Weshalb nicht, Mama?" entgegnete Isabella stolz. „Wenn du es nicht magst, so will ich es schon thun." — „Und mir," sagte Mariette, „hat sie einen Bilderbogen gegeben. Aber ich will ihn nicht; denn ich kann die alte Hexe auch nicht leiden mit ihrem häßlichen Papagei." Bei diesen Worten war die Kleine an den Kamin getreten und warf den Bilderbogen, den sie vorher noch zerknitterte, in das Feuer: sogar das kleine,

unschuldige Kind hatte eine instinctive Ahnung von dem schmutzigen und infamen Nebengewerbe der Trödlerin. „Recht so, Mariette," sagte Isabella; „ich werde dir morgen schon andere Bilder kaufen." Alsdann öffnete sie das Packet und holte das neue Costüme hervor; es war ein allerliebster schottischer Anzug von buntfarbiger Seide, grün, blau und roth, an welchem nichts fehlte: das kurze Röckchen, der Gürtel mit dem niedlichen Schurz von Pelzwerk, der breite Achselshawl, der in reichen Falten bis auf den Boden herabfiel, das Barett mit der blitzenden Stahlagraffe und dem Gemsenbart, zierliche Halbstiefel mit hohem Absatz und kleinen Troddeln. Eine Dame der großen Welt hätte wirklich zu einer Maskerade kein hübscheres Costüme wählen können.

In zehn Minuten war Isabella angekleidet; die Mutter hatte den Schirm von der Lampe genommen, und das helle Licht fiel auf das Mädchen, als es eben die letzten Schleifen des originellen Anzuges vor dem großen Spiegel zurecht rückte. Die kleine Mariette klatschte vor Freude in die Hände und rief: „Bella ist eine Herzogin geworden! Sag' Mama, sind die vornehmen Damen im Faubourg Saint-Honoré so schön wie Bella?"

Wer übrigens in jenem Momente das Zimmer geöffnet hätte, wäre sicher nicht minder erstaunt gewesen, als die Kleine. Diese bunte schimmernde Erscheinung mitten in der einfachen, schmucklosen Umgebung mahnte fast an ein Märchen, wo eine wohlthätige Fee

(allerdings hier eine schottische; aber in dem poetischen Schottland hat es doch gewiß Feen gegeben) einer armen Familie einen beglückenden Besuch macht.

Zur Carnevalszeit sieht man freilich oft derartige Scenen in Paris, aber es war ja noch weit bis zum Fasching, und außerdem hatte das Ganze einen ernstern Anstrich, als eine bloße Verkleidung.

Die Mutter holte aus einem Nebenzimmer ein Körbchen, dessen Inhalt mit feuchtem Moose sorgfältig zugedeckt war: halb aufgeblühte Rosenknospen in reichem Blätterschmucke, wie sie in jener Jahreszeit die Roth-schild'schen Treibhäuser nicht schöner liefern konnten. Isabella nahm das Körbchen, und das Blumenmädchen war fertig. Sie hing alsdann einen schwarzen Mantel um, knüpfte behutsam ein seidenes Tuch über den Kopf, um das schöne Barett nicht zu verderben, bot der Mutter und dem Schwesterchen gute Nacht, und eilte dann leichtfüßig die Treppe hinunter, durch den dunkeln Hausflur auf die Straße.

In dem Laden der Trödlerin ist noch Licht, und die häßliche Alte steht am Fenster auf der Lauer. Das ist die böse Fee unserer Geschichte, aber ihre Künste sind bis jetzt machtlos geblieben; denn auch ein armes Pariser Blumenmädchen hat einen Schutzengel, der treue Wache hält, so lange man auf seine Stimme hört.

Isabella wartete einige Augenblicke und sah auch bald die zwei blauen Omnibuslichter der Linie von Saint-Laurent, die in Chaillot ihre Endstation hat, die

Straße heraufkommen. In zwei Minuten war sie in dem eigentlichen Paris, und nach einer Viertelstunde stieg sie an der Madeleine-Kirche aus und eilte durch die Menschenmenge der hell erleuchteten Trottoirs nach dem Boulevard des Capucines, wo sie in dem Thorwege eines hohen Hauses verschwand.

II.

An eben jenem Abend hatte ich im Café du Grand-Hôtel ein Rendezvous mit einem Freunde, der mir schon seit Langem versprochen, mir das neue Local des Jockey-Clubs zu zeigen. Das ließ sich nicht eben leicht machen, da der Club bereits umgezogen und installirt war. Selbst Mitglieder können nämlich nach den Statuten nur auf vorangegangene Meldung und erhaltene Erlaubniß, Fremde einführen; denn der Jockey-Club, wohl die vornehmste von allen geschlossenen Pariser Gesellschaften, ist sehr exclusiv aus Furcht vor nicht ebenbürtigen Elementen. Die wahre Ahnenprobe, ist indeß, wie überall heutzutage in der Welt, auch dort das Geld, und ich kenne sogar ein paar Söhne Abrahams von sehr zweifelhaftem Stammbaum und Wappen, aber von durchaus unzweifelhaften Millionen, die nicht allein Mitglieder des Clubs, sondern in demselben hoch angesehen sind. In den letzten Jahren hatte allerdings der Jockey-Club in dem „Cercle Impérial" der elyseischen Felder einen bedeutenden Rivalen bekom-

men, jedoch nur vorübergehend; denn der vornehme „Sport“ und die männliche „Gentry“ des Pariser „High-Life“ blieben dem Jockey-Club getreu.

Man gestatte mir diese absonderlichen Benennungen, die unsern Nachbaren jenseits des Canals entlehnt sind; dergleichen Ausdrücke gehören einmal unumgänglich dazu, wenn wir uns in jene Regionen begeben. Uebrigens wollen wir ja nur das neue Local des genannten Clubs besuchen, und das ist bald geschehen, obwohl wir als feine Leute, „die auch nicht von gestern sind,“ thun werden, als wären wir dort ganz zu Hause. „Local“ klingt indeß für den vorliegenden Fall gar zu vulgair und gering; denn das Gebäude ist ein wahres Palais, und im Innern reichlich so schön, wie das vielgerühmte Grand-Hôtel, das auf der andern Seite der Straße liegt. Früher besaß der Jockey-Club einen großen Premier auf dem Boulevard »des Italiens«, Tortoni gegenüber; aber er wohnte zur Miethe und war mithin von den Launen des Hauseigenthümers abhängig. Reiche Leute wissen sich aber leicht aus der Verlegenheit zu ziehen: die Mitglieder, gegen fünfhundertsechszig an der Zahl, traten zusammen, kauften ein Terrain und bauten ein prächtiges Haus, dessen erste Etage sie für ihren Club einrichteten. Die übrigen Etagen mit dem untern Stockwerk wußten sie hoch zu vermiethen, wodurch das Ganze, freilich bei einer Capital-Anlage von zwei Millionen, ein äußerst vortheilhaftes Geschäft wurde. Der Cercle Impérial, der zumeist aus Stabsofficieren und hohen Beamten besteht,

mußte vor einer solchen Demonstration die Segel streichen und sich mit dem zweiten Platze auf der Rangliste der Pariser Casinos begnügen.

So weit der historische Theil unserer Notiz über den Jockey-Club, der durch sein neues Etablissement und den dadurch entfalteten großartigen Luxus mehr und mehr für gewisse gesellschaftliche Regionen der Weltstadt ton- und maßgebend geworden ist, was ihn freilich nicht abhält, auch für die chronique scandaleuse hier und da einen pikanten Beitrag zu liefern.

Mein Freund, der sogar zum Gesellschafts-Vorstande gehört, führte mich in den weiten prachtvollen Räumen umher, zeigte mir dies und zeigte mir jenes, machte mich hier auf die Riesenspiegel, dort auf die kunstvolle Holzmosaik der Parquets aufmerksam. Er nannte mir sogar den Preis der zehn Fuß hohen Bronze-Candelaber und der Marmorvasen auf ihren Consolen von Ebenholz, hieß mich auch den Kronleuchter des Hauptsaales bewundern: eine Krystallmasse mit fünfhundert Flammen — der Hauptsaal selbst eine große Rotunde, weiß mit überreicher Vergoldung, „ein säulengetragenes, herrliches Dach" — aber er merkte gar bald, daß ich das alles mit ziemlich gleichgültigen Augen betrachtete. Wie konnte ich auch anders? Ich kam just aus dem Grand-Hôtel gegenüber, wo ich alle diese Herrlichkeiten, diesen „goldenen Kram" täglich sehen konnte und für meine zehn Sous in dem dortigen Kaffeehause auch täglich sah. Dort beschauen wir uns nämlich in einem sechszehn Fuß hohen und zehn Fuß breiten Spiegel „aus

einem Stück" wie in einem handbreiten Rasierspiegel, und finden das ganz natürlich; wir setzen uns auf einen rothsammtnen Divan mit goldener Lehne und versinken fast in den weichen Polstern; wir gehen die Treppen aus blankpolirtem Mahagoniholz mit Krystallgeländern hinauf und hinab, legen ungenirt unsern Hut auf eine kostbare Sèvres-Vase, essen unsere Cotelette aus einer silbernen Schüssel und unsere Birne gar mit einem goldenen Messer. Wir finden das, wie gesagt, ganz natürlich; denn wir sind hier in Paris so große, große Herren geworden, daß uns das Schönste eben recht und gerade gut genug ist. Hat doch der Kaiser damals zu Rothschild in Ferrières gesagt, er schäme sich fast, in die Tuilerien zurückzukehren, weil er so schlecht logirt sei. Dies — um ein ernstes Wort unserm leichten Geplauder hinzuzufügen, und auch damit uns der Leser nicht mißverstehe — dies charakterisirt aber völlig unsere jetzige Zeit, oder richtiger das jetzige Paris, wo der Luxus einen Höhengrad erreicht hat, daß man sehr gut auch auf ihn das beliebte Bild von der auf den Kopf gestellten Pyramide anwenden kann. Man muß ein neu angekommener Kleinstädter sein, und zwar im vollen Sinne des Wortes, um sich über das materielle Leben in Paris und Alles, was damit zusammenhängt, so recht herzlich und aufrichtig zu verwundern. Aber gibt es überhaupt noch Kleinstädter?

Im Spielzimmer des Jockey-Clubs war es trotz der frühen Abendstunde schon sehr lebendig, und verschiedene Gruppen, namentlich die an der Landsknechttafel in

der Mitte, hätten dem Griffel eines Gavarni manch interessantes Bild geliefert. Doch wir wollen die gastfreie Einladung unseres Freundes nicht zu indiscreten Notizen benutzen. Das Spiel ist nämlich eine Hauptunterhaltung der Mitglieder, und zwar ein so hohes Spiel, daß es fast sprichwörtlich in Paris geworden ist; jedenfalls eine Schattenseite des Jockey-Clubs, auf die schon competentere Stimmen als die unserige, wenn auch vergeblich, hingewiesen haben. „Fremde Weiber und fremder Wein, und das verfluchte Würfelspiel," sagte schon der alte Mephisto, und die Zeiten sind um nichts besser geworden, au contraire . . .

Endlich gingen wir die monumentale, sonnenhell erleuchtete Marmortreppe hinab und gelangten in das hohe Vestibüle, das mit seinen prächtigen Teppichen, seinen Statuen und seiner übrigen reichen Decoration einem königlichen Schlosse Ehre machen würde; und hier, als ob man mir zum Schluß das Beste aufgespart (wir waren vorher eine Seitentreppe hinaufgegangen), fand ich auch meine schottische Fee aus Chaillot, noch dazu wie eine Fürstin auf ihrem Thron. Das klingt übertrieben, aber es war wirklich so.

An der Hauptwand, der Treppe gegenüber, befand sich ein eleganter, reichverzierter Sitz, wie eine kleine Theaterloge, innen mit rothem Sammt überzogen, darüber ein Baldachin von demselben Stoffe mit goldenen Franzen, ganz wie ein Thronhimmel, und darin saß Isabella, das Blumenmädchen, in dem uns bekannten

Costüme, neben ihr das Körbchen mit den Rosenknospen. „Sie kennen wohl schon unsere Flora,“ sagte mein Freund und führte mich zu ihr; „aber ihren neuen Anzug haben Sie sicher noch nicht gesehen, denn sie erscheint heute zum ersten Male darin.“ — Ich hütete mich wohl zu verrathen, daß ich eine Stunde vorher bei der schottischen Toilette gegenwärtig gewesen, und machte ihr ein Compliment über die glückliche Wahl des geschmackvollen Kleides, das in dieser Umgebung aber ganz an seinem Platze war. „Isabella,“ sagte mein Freund, „gib dem Herrn eine Rose, und eine schöne; er ist ein Schriftsteller, der eine Beschreibung von dir nach Deutschland schicken will.“

„Wenn das ist,“ erwiderte sie, indem sie sich an mich wandte, „so loben Sie auch hübsch meine Rosen. Sagen Sie selbst, kann man im November etwas Schöneres sehen?“ — Bei diesen Worten hielt sie mir eine Rose entgegen, die man wirklich einer Kaiserin hätte anbieten können; sie heftete sie mir dann mit leichter Hand an meinen Paletot. „Deine Rosen sind die schönsten der Welt, Bella!“ rief mein Freund; „nur eine Rose ist noch schöner: du selbst!“ — Sie nahm das Compliment hin, ohne etwas darauf zu erwidern; sie hörte ja seit zwei Jahren täglich derartige Phrasen. — „Wenn Sie mich mit einer Rose vergleichen,“ sagte sie mir darauf lachend, „so vergessen Sie nur nicht die Dornen.“ — „Das ist wahr, Bella,“ seufzte eine Stimme, die nicht die meine war, „hart bist du, wie Stein; ich glaube, du hast gar kein

Herz.“ — Statt aller Antwort machte sie eine leichte Handbewegung, halb graziös, halb geringschätzend und setzte sich wieder auf ihren Thron. Ich hatte mechanisch in die Tasche gegriffen, um ein Geldstück herauszuholen. Aber: einen Franken oder einen Louisdor? In dieser Ungewißheit zog ich meine Hand leer hervor, was entschieden das anständigste war. — „Ich werde meine Schilderung so machen, wie Sie es wünschen,“ sagte ich ihr zum Abschiede, „aber auch Sie müssen mir etwas versprechen.“ — Sie sah mich verwundert an. — „Sie müssen mir versprechen,“ fügte ich leiser hinzu, „die alte Trödlerin nicht mehr zu empfangen.“ — »Monsieur!« entgegnete Bella erschrocken und griff nach meinem Arm, wie wenn sie mich festhalten wollte . . . . — „Was sehe ich?“ rief mein Freund und zog mich fort. „Ich glaube, Sie haben Geheimnisse? Seit sechs Monaten mache ich der Stolzen die Cour und komme zu nichts, und Sie sehen sie kaum zwei Minuten und reden vertraulich mit ihr wie ein alter Bekannter.“ Ich lächelte, grüßte die Fee, und wir gingen.

III.

Die Lebensgeschichte Isabella's war, so weit wir dieselbe erfahren haben, sehr einfach, und nichts deutete im Anfang ihrer Carrière auf eine so glänzende Wendung. Sie stand vor drei Jahren, wie alle andern

Pariser Blumenmädchen, auf den Boulevards, vorzüglich in der Nähe der großen Kaffeehäuser und Restaurants und bot ihre Blumen zum Verkauf an, und da der Boulevard »des Italiens« der vornehmste ist, trieb sie ihren kleinen Handel ausschließlich auf diesem. Weil sie ein niedliches Gesicht und gute Manieren hatte, kauften die Herren im Café Anglais und in der Maison Dorée gern ihre Rosen und ließen ihr auch wohl das Zehn- oder Zwanzig-Sousstück, wenn sie gerade keine Kupfermünze hatten. Das arme Kind stand manchmal noch um zwei Uhr Nachts vor jenen Etablissements und wartete geduldig auf die letzten davonfahrenden Wagen und auf die Nachzügler unter den späten Gästen, die ihr noch mitleidig einige Bouquets abnahmen. Alsdann machte sie noch zu Fuße den weiten Weg bis nach Chaillot, wo ihre Mutter wohnte, aber damals nicht in dem saubern freundlichen Zimmer, das wir bereits kennen, sondern in einem kümmerlichen Dachstübchen, wie eben die armen Leute in Chaillot. Der Vater Isabella's war lange todt; sie hatte nur noch einen ältern Bruder, François, der die Gärtnerei in Saint-Germain erlernte und seine Schwester mit Blumen versorgte, sie auch abholte und nach Hause brachte, so oft er von seinem Herrn die Erlaubniß dazu bekam. Die kleine Mariette war ein angenommenes Kind — doch davon weiter unten.

So vergingen zwei Jahre. Mutter und Tochter litten nicht gerade Noth; sie lebten jedoch auch nicht besser, als es der kärgliche Verdienst des Tages gestattete.

Aber die launige Fortuna, die nicht allein Flügel hat, sondern auch auf einer Kugel steht, greift manchmal blind in die Menge hinein, wählt sich unter den Millionen Menschenkindern eines, hebt es lächelnd empor unter den übrigen und gefällt sich darin, dem erkorenen Schützling einen sanften, ebenen Lebensweg zu bauen, alle Steine hinwegzuräumen und ihm Glück und Gelingen vollauf zu schenken. So ging es unserer Isabella. Auf dem Trottoir vor Tortoni sah sie vielfach hinüber nach den hell erleuchteten Fenstern des Jockey-Clubs, der damals noch dort installirt war. Eines Abends kommt ihr der Gedanke, sich in den Thorweg jenes Gebäudes zu stellen und den ein- und ausgehenden Herren ihre Rosen anzubieten. Sie macht gute Geschäfte und findet sich am nächsten Abend wieder ein. Nach acht Tagen ist sie bereits bekannt geworden, und oben im großen Saale spricht wohl einer von den Herren mit flüchtigem Wort von dem hübschen Blumenmädchen unten im Thorwege, wodurch die Andern aufmerksam gemacht werden und ihrerseits nicht vergessen, beim Fortgehen eine Rose zu kaufen. Und hübsch (dies dürfen wir als getreuer Berichterstatter nicht vergessen) war Isabella unterdessen geworden, ja wunderhübsch und dabei groß und schlank und von unleugbarer Distinction; jedenfalls eine glänzende Ausnahme unter ihres Gleichen, die zu Hunderten auf allen Boulevards und Promenaden von Paris umherlaufen. Sie war ärmlich, aber anständig gekleidet und höchst sauber; das dunkelrothe Tuch stand

gut zu ihrem schwarzen Haar. Sie lächelte wohl und antwortete auch, wenn man sie anredete; aber sie schlug verschämt die Augen nieder und wurde roth, wenn man ihr ein Compliment über ihr schönes Gesicht machte, oder sie gar nach dem Namen ihres Liebhabers fragte.

„Kunst oder Natur?“ fragen mit häßlichem Lachen die Skeptiker, die an nichts glauben und die es geradezu für unmöglich halten, daß ein Mädchen wie Isabella ihre Unschuld bewahren könnte. . . . „Ist über vierzehn Jahre doch alt!“ . . . . Doch diese klugen Leute, die natürlich Welt und Menschen nach sich selbst beurtheilen, irren sich oft gewaltig und holen sich auch manchen Korb; aber sie hüten sich wohl, es zu gestehen.

»Achetez mes roses,« sagte Isabella, wenn die Verehrer gar zu zudringlich wurden, und war vorsichtig genug, niemals kleine Münze zum Herausgeben zu haben; auch hatte man ihr längst im Thorwege einen Sitz eingeräumt mit einem kleinen Tischchen: sie war also schon eine bedeutende Stufe gestiegen. Aber ein glückliches Ereigniß sollte sie noch höher heben; denn Fortuna vergaß ihres Schützlings nicht.

Eines Abends, gegen Mitternacht, kommt auf einmal ein Herr hastig die große Treppe des Jockey-Clubs herab, geht durch den Thorweg und bleibt am Eingange stehen, dicht neben der Blumenhändlerin. Isabella kannte ihn wohl: es war der junge Duc de G., der ihr manche Rose abgekauft und ihr jedes Mal eine Silbermünze gegeben; der Herzog war viel zu vornehm, um Kupfergeld in der Tasche zu haben. Aber

dies Mal schien er sie nicht zu bemerken; er sah aufgeregt und erhitzt aus, und hatte sogar seinen Hut oben gelassen. Er war wohl nur heruntergekommen, um Luft zu schöpfen? Allerdings, aber die Hauptsache war, daß der arme Duc dort oben stark gespielt und noch stärker verloren hatte: zwei, dreihundert Louisdors; eine Bagatelle immerhin, aber für den Augenblick sehr fatal. Sein Onkel und Vormund, der alte General, hatte schon allzu oft seine Spielschulden bezahlt und es waren noch acht Tage bis er sein Monatsgeld empfing. Auf ein Mal tritt der Herzog dicht vor das Blumenmädchen, nachdem er sich vorher umgesehen, ob ihn auch Jemand belausche; dann sagt er leise und mit einer Stimme, die deutlich genug den innern Kampf verräth: „Hast du Geld bei dir, Bella?" — Das Mädchen schaute ihn verwundert an, als hätte sie ihn nicht recht verstanden, und erst als sie die seltsame Frage zum zweiten Male vernahm, zog sie ein kleines Portemonnaie hervor und gab es dem Herzog. Sie hatte zufällig ihre ganze Baarschaft bei sich, gegen achtzig Franken. Der Herzog nahm schnell einen Doppel-Louisdor heraus, und war schon längst die Treppe wieder hinaufgeeilt, als Isabella noch immer ihr Portemonnaie in der Hand hielt und sich besann, ob sie vielleicht träume.

Erst spät, gegen drei Uhr Morgens, rollten die letzten Coupés davon, und Isabella saß noch, todmüde, an ihrem Tischchen. — „Tiens", sagte der Graf S., „die schöne Bella bleibt uns getreu; sie wartet, bis

der Letzte fortfährt.“ — Der Herzog von G. sagte nichts, aber er blieb etwas zurück und reichte dem Mädchen im Vorübergehen den Doppel-Louisdor, der noch dazu in ein Papier gewickelt war, und legte dabei den Finger an die Lippen: silence.

Als Bella am andern Morgen ihrer Mutter, vor der sie kein Geheimniß hatte, die merkwürdige Geschichte erzählte und das Goldstück hervorholte, that sie einen lauten Schrei vor Schreck: das Papier war ein Tausendfrankenbillet; der galante Herzog hatte den kleinen Dienst des Blumenmädchens fürstlich belohnt.

Man sprach in jenen Tagen in den Club- und Sportkreisen viel von einem unerhörten Coup, den der Duc de G. im Jockey-Club beim Spiel gemacht; nachdem er nämlich Alles, bis auf den letzten Heller verloren, habe er zufällig noch einen Doppel-Louisdor in seiner Westentasche gefunden; mit diesem habe er wieder angefangen zu pointiren, zuerst im Ecarté, wo er einige zwanzig Louisdors mitgenommen, und alsdann im Landsknecht, wo er namentlich gegen den Grafen S. so hohe Summen gehalten, daß er zuletzt nicht weniger als achtzehntausend Franken gewonnen. So erzählten die Eingeweihten, die bekanntlich Alles so genau wissen. Isabella war tactvoll genug, das kleine Geheimniß nicht zu verrathen. Für uns aber erklärt sich das außerordentliche Glück des Herzogs gar leicht; denn der Doppel-Louisdor kam ja aus der Tasche des Glückskindes und hatte mithin die Erlaubniß bekommen, die Rolle eines Heckthalers zu spielen.

IV.

Von nun an haben wir nur noch Heiteres und Erfreuliches aus dem Leben Isabella's zu melden. Der Herzog von G. wurde gewissermaßen ihr Protector, und ist es noch („anständig und in Ehren" müssen wir durchaus für die oben citirten Skeptiker hinzufügen). Er war es hauptsächlich, der nach und nach die Aufmerksamkeit seiner Freunde und Kameraden mehr und mehr auf das Blumenmädchen lenkte. Auch war er es, der es durchzusetzen wußte, daß Bella bei den Pferderennen im Bois de Boulogne auf der Tribüne des Jockey-Clubs erscheinen durfte; sie hatte sich dazu ein niedliches Costüme machen lassen, halb Amazone, halb Marketenderin. Alle Damen in den Logen und auf den übrigen Tribünen wollten nun das hübsche Blumenmädchen sehen und eine Rose haben. Die Herren nun gar! So wurde sie „Mode", und das sagt Alles in Paris. Ihr Glück war gemacht.

Sie soll an manchen Renntagen (denn sie folgte dem Jockey-Club überallhin, nach Vincennes, nach La Marche und Chantilly) gegen fünfhundert Franken eingenommen haben. Von dieser glänzenden Lage bis zum Trottoir vor Tortoni, wo sie einst in Wind und Wetter gestanden und ihre Sträußchen feilgeboten, war es weit; aber sie wurde nicht übermüthig, sondern sah bescheiden und

mit Dank gegen die Vorsehung darauf zurück, denn ihr Herz war unverdorben geblieben.

An ihre Mutter dachte sie zunächst: sie kaufte Mobilien und miethete die bereits erwähnte anständige Wohnung. Dort installirte sie die alte Frau gemüthlich und sorgenfrei, die sich anfangs gar nicht in ihr Glück finden konnte, wenn sie in Hut und Mantel, wie eine bemittelte Bürgersfrau, durch die Gassen von Chaillot und von da „nach Paris" ging. Eines Abends brachte Bella ein kleines Mädchen mit nach Hause, halb erfroren und halb verhungert, das sie unterwegs gefunden hatte. Die freundliche Leserin lächelt wohl über diesen komischen Ausdruck; aber, wer weiß, zu dem Lächeln dürfte sich leicht eine Thräne gesellen, wenn wir das schmerzliche Bild eines solchen Fundes wahrheitsgetreu und näher ausmalten. Nur heute nicht, um den heitern Eindruck unserer Erzählung nicht zu trüben; — keine Trauerweiden neben den Rosen! Sagen wir nur kurz, daß Bella ihrem guten Herzen folgte und sich des armen, verlassenen Geschöpfes annahm. Sie hatte das unglückliche Kind schon mehrfach gesehen, oft in später Nacht unter den Thorwegen oder auf den Bänken der Boulevards, ihr auch dann und wann ein paar Sous gegeben. Die Kleine hatte kein Obdach und weder Vater noch Mutter, noch sonst auf der weiten Gotteserde eine menschliche Seele, die für sie sorgte. An jenem Abend, wo Bella sie mitbrachte, hatte sich das Kind wie verzweifelt an ihre Kleider gehängt und geschrieen, sie wolle lieber

sterben, als ihre Beschützerin verlassen. Das war die kleine Mariette, die wir ebenfalls schon kennen. Aber das niedliche, gesunde Mädchen, wie wir es gesehen, hat keine Aehnlichkeit mehr mit dem elenden Geschöpfe von damals. Mariette weiß nicht anders, als daß Bella ihre Schwester und die alte Frau ihre Mutter ist; sie hat die Erinnerung ihrer frühern Jahre fast ganz verloren. Natürlich will sie jetzt ein Blumenmädchen werden wie Bella; aber diese redet ihr derartige Ideen aus, schickt sie in die Schule und nimmt sie Sonntags mit in die Messe. O, dies kleine, unschuldige, auf der Straße gefundene und vom Verderben gerettete Kind, das eine unsterbliche Seele hat und für seine Wohlthäter betet, dürfte einst glorreich in die Wagschale des Blumenmädchens fallen! — Die Mutter ist froh über diesen Zuwachs in der Familie, denn ihre Tochter sieht sie begreiflicher Weise niemals lange und ihren Sohn noch seltener.

Auch das Leben dieses Bruders sollte von der Glückssonne seiner Schwester erhellt werden. François war, wie wir bereits erwähnt haben, Gärtnerlehrling in Saint-Germain. Seine Lehrzeit ging zu Ende, und er hatte endlich Aussicht, als Gehülfe sein Brod zu verdienen und nach und nach weiter zu kommen. Da meldete sich sein zwanzigstes Jahr und mit demselben die Militairpflicht, welche die mühsam begonnene Carrière des armen Burschen schlimm bedrohte. Denn woher zwei- bis dreitausend Franken nehmen, um einen Stellvertreter zu kaufen? Er dachte wohl an seine

„reiche“ Schwester, die ihn stets so großmüthig unterstützt hatte; aber eine solche Summe wäre auch für Bella unerschwinglich gewesen. Guter Rath war theuer; doch den Glückskindern wird ja stets geholfen.

„Du siehst seit einiger Zeit traurig aus, Bella,“ sagte eines Tages ihr herzoglicher Beschützer. „Ein Blumenmädchen muß immer vergnügt sein. Was fehlt dir?“

Bella erzählte ihm die Noth ihres Bruders.

In einem Dumas'schen Romane hätte nun der Herzog sofort sein Portefeuille aus der Tasche holen und ihr die dreitausend Franken in drei himmelblauen Bankbillets in den Blumenkorb legen müssen. Monte-Christo z. B. trug stets eine Million „für unvorhergesehene Fälle“ bei sich. Doch leider war die herzogliche Casse nicht so glänzend bestellt . . . es war vielleicht wieder dicht vor dem Monatsschlusse, oder die fatalen Karten waren wieder untreu geworden. Indessen wußte der Herzog sich und seinem Schützling dennoch zu helfen. Er veranstaltete einfach eine Collecte unter den Mitgliedern: er schrieb in das Journal des Sprechsaals ein paar Worte zu Gunsten Bella's und ihres Bruders, zeichnete selbst hundert Franken, und in kaum acht Tagen war die Summe beisammen. Die Freude der Geschwister und der Mutter kann man sich leicht denken; in der bekannten Stube in Chaillot war an jenem Abend, wo Bella die Glücksbotschaft heimbrachte, große Tafel. Die Trödlerin, wenn sie anders auf der Lauer gestanden, hätte sich überzeugen können, daß

die Versicherung der Mutter, nie Herrenbesuch zu empfangen, doch nicht so ganz exclusiv gewesen; ein fremder Gast wenigstens war bei jenem Festmahle zugegen: François' Freund, der Sohn seines Patrons, ebenfalls ein Kunstgärtner, jedoch der reiche Erbe der väterlichen Besitzung. Die alte Hexe hätte auch sonst noch allerlei erspähen und erlauschen können, so unter anderm, daß Bella an dem Gespräche des jungen Mannes viel Vergnügen zu finden schien und sich weit freier und ungezwungener gegen ihn benahm, als gegen die Mitglieder des Jockey=Clubs, und endlich, daß der Gast beim Fortgehen dem Bruder heimlich zuflüsterte: „François, deine Schwester ist ein wahrer Engel!" Die kleine Mariette stand große Angst aus, daß die Trödlerin doch noch anklopfen würde; der glückliche Abend verging inzwischen heiter und ungestört.

Jetzt fehlte unserer Bella nur noch Eines: die officielle Weihe ihres Berufes, wenn wir uns so ausdrücken können, oder mit andern Worten: die Anerkennung von Oben. Auch diese sollte ihr werden.

V.

Bella wurde im vorigen Jahre den Majestäten vorgestellt und zwar in Fontainebleau, bei Gelegenheit der dortigen Herbstrennen. Die Kaiserin namentlich, denn in gewissen Beziehungen sind alle Frauen einander gleich, wünschte die schöne Bella zu sehen, das

Mädchen, das allen vierhundert Herren des Jockey-Clubs den Kopf verrückt (so ging die Fama), aber nicht einen mit ihrer Gunst beglückt hatte. Auch hatte Ihre Majestät dem kleinen Prinzen versprochen, ihm das Blumenmädchen von Chaillot zu zeigen. Der Präsident des Clubs, der Fürst Gontaut-Biron, führte sie in die kaiserliche Loge, wo ein zahlreiches Hofpersonal von Herren und Damen die Majestäten umgab; auch der Kaiser hatte sich eingefunden. Es ist nicht leicht und nicht Jedem gegeben, gekrönten Häuptern gegenüber seine Geistesgegenwart und Unbefangenheit zu bewahren. Doch Bella benahm sich vortrefflich in dieser schweren Stunde; sie überreichte der Kaiserin einen prächtigen Veilchenstrauß, in dessen Mitte ein kunstvolles E aus weißen Veilchen wie ein Relief hervortrat, und hielt dem Kaiser ihr Körbchen hin, damit er sich selbst eine Rose nehme.

„Wähle mir eine aus, Bella," sagte der Kaiser; „du verstehst dich besser darauf, als ich." — „Sire," erwiderte das kluge Kind, „ich finde keine, die mir schön genug scheint." Diese hübsche Antwort, die noch dazu gar nichts Gesuchtes hatte, gewann ihr vollends alle Herzen. Der kaiserliche Prinz nahm darauf das Körbchen, gab jeder Hofdame eine Rose und legte, als es leer war, ein kleines Paquet hinein, über das Mutter und Tochter am Abend wohl noch mehr erstaunten, als über das Tausendfranken-Billet des Herzogs.

Der Kaiser trug die Rose des Blumenmädchens (wir wissen das genau) sorgfältig im Knopfloch und

hatte sie noch, als er zur Tafel ging, und der Fürst Gontaut-Biron gestand Jedem, der es hören wollte, daß er sehr an sich gehalten, um Bella in jenem schönen Momente nicht vor dem ganzen Hofe zu umarmen. Die Hofdamen gaben ihr die Hand, weniger aus Herablassung und Freundschaft, als aus Neugier, nämlich um ihre schönen Hände zu besehen, über deren Feinheit sie sich sehr verwunderten. Sie hatten solche Händchen außerhalb der Hofkreise für unmöglich gehalten, noch dazu in Chaillot, das sie kaum dem Namen nach kannten. Bella, damit wir nichts vergessen, trug an jenem Tage ein elegantes Mousquetaire-Costüme Louis Quinze, in den kaiserlichen Farben, grün und gold, und die Haare gepudert. Die ‚Vicomtesse de Renneville', vielleicht auch ein heimlicher Verehrer des Blumenmädchens, brachte in ihrer Samstagsnummer das wohlgetroffene Portrait der Gefeierten, mit einer genauen Beschreibung ihres Anzuges, und auf den Boulevards verkaufte man für zehn Sous die Photographie „de la belle Isabelle".

Alles dies machte das Glückskind nicht stolz. Bella ist nach wie vor die gehorsame Tochter und theilnehmende Schwester; sie verkauft ihre Rosen und lacht und scherzt mit den Herren des Jockey-Clubs gerade so viel als nöthig ist, dieselben in guter Laune und sich selbst bei ihnen in Gnaden zu erhalten. Seitdem sie freilich ihren rothsammtnen Thron in dem neuen Palais des Clubs bestiegen hat, sind ihre Rosen noch theuerer geworden; aber sie sind auch schöner denn je.

Diesen letztern Umstand hat sie übrigens seit einiger Zeit mehr dem Freunde ihres Bruders als diesem selbst zu verdanken. Henri, so heißt der junge Mann, cultivirt jetzt die Rosen mit besonderer Vorliebe und stellt die Töpfe in den Treibhäusern an die sonnigsten Fenster, worüber sich der Vater schon mehrmals gewundert hat. Daß Henri an Sonntagen den Bruder oft nach Chaillot begleitet, läßt sich ebenfalls nicht mehr vertuschen. Ein Mal ist sogar Bella mit ihrer Mutter und Mariette in Saint-Germain gewesen, um den Bruder zu besuchen. Sie frühstückten mit ihm auf der schönen Terrasse, ganz wie vornehme Pariser; und beim Nachtisch stellte sich Jemand ein, der Allen, selbst Bella nicht ausgenommen, sehr willkommen war. Später besahen sie die Treibhäuser und trafen dort den Vater Henri's, der an dem Blumenmädchen sofort Gefallen zu finden schien. Weit schwerer war aber Henri's Mutter zu gewinnen, die aus der passionirten Rosencultur ihres Sohnes und aus seiner allzu intimen Freundschaft mit François seine weitern Gedanken und Projecte gar bald errathen hatte.

„Ein ehrbares Bürgermädchen meinetwegen, auch wenn sie keinen Sou im Vermögen hat,“ sagte sie einst zu ihrem Sohne; „aber eine Person, die sich jeden Abend verkleidet, wie eine Comödiantin, und sich von aller Welt die Cour machen läßt....!“

Die gute Frau hatte allerdings Recht, jedoch nur mit dem ersten Theile ihrer Phrase; denn was den zweiten Theil derselben, das Courmachen, betraf, so

konnte sich nur Einer rühmen, der Flora von Chaillot tiefer als die Uebrigen in die schönen Augen geschaut zu haben, und dieser Eine war eben ihr Henri selbst.

So stehen zur Zeit die Sachen, und der nächste Lenz wird mit den neuen Rosen auch wohl noch sonstige Neuigkeiten unsern Freunden bringen; wenigstens fürchten wir nichts Schlimmes für Bella. Denn weshalb sollte Fortuna ihrem Liebling nicht treu bleiben?

Zum Schlusse noch eine andere Nachricht, die namentlich die kleine Mariette mit großer Freude erfüllt hat: Die Hexe ist auf einmal ausgezogen und mit ihrem Bric à Brac, ihrem Papagei und Eichhörnchen über alle Berge. Wenn nur der Blocksberg von Paris aus nicht so weit wäre, — wir hätten sie gern dahin geschickt!

Ferien.

Es liegt ein magischer Klang in diesem Wort und zwar für alle Welt, für Groß und Klein, für Vornehm und Gering; vollends hier in Frankreich, wo Alles, Alles nach einem großen Schematismus geregelt und eingetheilt ist, der aufgezogen wird wie ein Uhrwerk und abläuft wie ein solches. Und da nun wieder Paris, Dank dem Centralisations-Princip, der Mittelpunkt von Allem ist, das Centrum, von wo alle Radien nach nah und fern ausgehen, und nicht minder das Centrum, um das sich alles Uebrige nah und fern in concentrischen Kreisen bewegt, so ist das Bild der Hauptstadt ein Bild des Reiches, nur in erhöhter Potenz, und auch in dieser Beziehung, wie in jeder andern, gilt das Wort: wer Paris schildert, schildert Frankreich.

Diesmal hat die Jugend, d. h. die Schuljugend, den Vorrang: sie eröffnet den Reigen. Die Preisvertheilungen für die öffentlichen und Privatschulen der

Hauptstadt beginnen alljährlich in den ersten Augusttagen. Die Pariser Universität hält in der Sorbonne den sogenannten concours général; in Deutschland würde man Actus sagen. Aber der concours général ist weit bedeutender als ein deutscher Actus, das versteht sich von selbst. Das Amphitheater der Sorbonne, groß wie ein Schauspielhaus, wird auf das prächtigste decorirt, mit rothen und grünen Sammt-Draperieen, mit Wappen und Fahnen und Inschriften. Der ganze innere Raum wird in einen Sitzungssaal verwandelt mit Sesseln, Stühlen, Bänken und einer erhöhten Estrade für die bedeutendsten Notabilitäten; auch ein wohlbesetztes Orchester mit Pauken und Trompeten darf nicht fehlen. Am großen Tage, der lange vorher durch die Zeitungen angekündigt worden, und zu welchem die Universität mehrere tausend Einladungen an die höhere Pariser Gesellschaft hat ergehen lassen, und auf den vorzüglich alle Staatsschulen mit ihren Lehrern und Schülern eifrigst, als gälte es einen Kampf auf Leben und Tod, sich vorbereiten . . . am großen Tage füllen sich die Hallen der altehrwürdigen Sorbonne, in welcher freilich jetzt längst weltliche, profane Wissenschaft ihren Sitz aufgeschlagen hat und wo die katholische Theologie, die hier früher unumschränkt, oft leider auch als Despotin geherrscht, nur noch einen kleinen bescheidenen Eckplatz einnimmt — die Hallen füllen sich, zunächst mit den Schülern sämmtlicher Lyceen und Gymnasien, alle in vorgeschriebener Uniform und zwar in grande tenue. Der Militärstaat, denn ein

solcher ist und bleibt Frankreich nun einmal par excellence, zeigt sich auch bei der Schuljugend. Ueberall tragen die einzelnen Schüler Abzeichen ihrer Würde: silberne oder goldene Achselbänder, Stickereien am Kragen, auch chevrons auf den Aermeln in Roth und Gold, wie die Unterofficiere. Sogar Medaillen und Ehrenkreuze (obwohl seltener, denn es sind die höchsten Belohnungen) sieht man vielfach, wenigstens an den Galatagen, wo alles im höchsten Putze ist. So wird schon früh in der heranwachsenden Jugend jener Ehrgeiz nach äußerer Auszeichnung, jene maßlose Eigenliebe geweckt und genährt, die beide eine Hauptseite des französischen National-Charakters bilden. Wie sie hier den Knaben zum Arbeiten und Lernen anspornen, treiben sie dort den Mann, dem Tode Trotz bietend, in die Schlachtreihen der Feinde. Alles nur um die Militär-Medaille, oder das rothe Band der Ehrenlegion zu gewinnen, oder gar im Tagesbefehl des Generals genannt zu werden. Mit der großen Revolution trat diese National-Eigenschaft zuerst in ihrer Allgemeinheit an's Licht, eigentlich gleich nach derselben unter dem Consulat. Napoleon I. wußte vortrefflich Nutzen davon zu ziehen; denn die gewaltigen Kriegs- und Eroberungszüge des ersten Kaiserreiches hingen eng zusammen mit der individuellen Eitelkeit jedes einzelnen Soldaten bis herab auf den letzten Tambour. Der jetzige Kaiser, in Allem das getreue Seitenstück seines Oheims, gibt ihm auch in dieser Beziehung nichts nach; im Gegentheile, er ist

noch weiter gegangen und hat die Eitelkeit und Ruhmesliebe seines Volkes dergestalt ausgebeutet, daß er darin die hauptsächlichste Stütze für seinen noch immer schwankenden Thron findet. Die Helena-Medaille und die übrigen Militär-Medaillen, die vielen neuen Titel und Würden, die wieder hervorgesuchten Costüme und Uniformen, dies alles gehört dahin, bis auf die Schleppkleider und Hofmäntel der Damen und die gepuderten kurzen Perrücken der aristokratischen Kutscher und Bedienten.

Doch wir gerathen unwillkürlich in ein abstractes Raisonnement und vergessen ganz, daß die feierliche Preisvertheilung auf uns wartet.

Schon ist das große Amphitheater dicht angefüllt, der innere Raum voll Uniformen und goldgestickter Röcke, überall Ordenssterne und bunte Bänder, Federbüsche und Epauletten. Das Orchester hat schon mehrere Stücke gespielt, partant pour la Syrie unter lautem Applaus und ein anderes Kaiserlied von Auber, kurz die Versammlung ist in der besten officiellen Stimmung. Manches junge Herz pocht und klopft gewaltig, und manches junge Antlitz wird blaß und roth bei dem bloßen Gedanken, hier laut seinen Namen ausrufen zu hören, als Sieger, freilich nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in seiner Classe und auch nicht mit dem Degen, sondern mit der Feder, aber doch als Sieger. Quel honneur! quelle gloire! das ist auf allen Gesichtern zu lesen.

Der Ehrenplatz auf dem erhöhten Präsidentenstuhl

ist noch leer, desgleichen die sechs bis acht Sessel rechts und links. Auf der großen sammtüberzogenen Tafel in der Mitte stehen in langen glänzenden Reihen die Preise: kostbar eingebundene Bücher mit blitzendem Goldschnitt, oft Werke von zwanzig bis dreißig Bänden, neben den Preisen grüne Lorbeerkronen, darunter sogar goldene: der höchste Lohn.

Zwei Böllerschüsse unten im weiten Hof der Sorbonne, der ebenfalls von vielen Tausend Menschen angefüllt ist, verkündigen die Ankunft des Unterrichts-Ministers und der übrigen hohen Herren. Berittene Jäger von der kaiserlichen Garde eröffnen und schließen den Zug. In der ersten Carrosse, die so prächtig aussieht, daß man meint, der Kaiser käme in Person angefahren, sitzt der Minister. Er trägt als Rector Magnificus (früher sagte man grand maître de l'université) eine purpurrothe, hermelin-verbrämte Sammtrobe, darüber den breiten Cordon der Ehrenlegion und sonst noch eine Menge Sterne und Orden. Das goldene Schwert wird ihm vorangetragen, desgleichen das goldene Scepter; rauschende Musik empfängt ihn und lautes Vivatrufen. Die begleitenden Herren sind in der Regel einige Marschälle, auch wohl der Erzbischof von Paris, der Senats-Präsident und einige berühmte Gelehrte des Instituts. Selbst der Prinz Napoleon oder sonst Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses haben schon oft dem concours général beigewohnt. Der Minister nimmt Platz und eröffnet die Feierlichkeit mit einer Rede, die neben sonstigen

Mängeln auch noch den Fehler hat, daß sie sehr lang ist. Aber der Minister hat jedes Mal viel zu sagen, was begreiflich ist, da er nur dies eine Mal im Jahre öffentlich als Redner auftritt. Bei jeder bedeutendern Phrase, vorzüglich bei allen Anspielungen auf Frankreichs Glück und Größe unter den Napoleoniden (und diese Anspielungen wiederholen sich alle Augenblicke) gibt ein Professor im Hintergrunde ein Zeichen und die versammelte Jugend klatscht Beifall. Dies geschieht zehn, zwanzig Mal und ist so selbstverständlich, daß der Minister bei den betreffenden Stellen schon unwillkürlich inne hält und von seinem Papier aufschaut, gleichsam um den Applaus herauszufordern. Eine wahre Komödie, ach! wie so Manches hier in dem großen, schönen Paris. Jeder weiß, daß es eine solche ist und sagt es auch leise seinem Nachbar in's Ohr, macht aber doch ein ernsthaftes Gesicht dazu. Der Minister schließt mit einem Hoch auf den Kaiser, das lauten Anklang findet und das schon deswegen von Herzen kommt, weil es eben den Schluß der Rede bezeichnet. Alsdann beginnt die Preisvertheilung. Alles ist theatralisch zugestutzt und Alles hat tönende Namen. Die sogenannten prix d'excellence und prix d'honneur gibt der Minister selbst. Ein Universitätssecretär, der aber wie ein mittelalterlicher Scholasticus gekleidet ist, ruft die Namen auf, das Orchester fällt jedes Mal mit lautem Tusch ein und der Glückliche nähert sich der Estrade: der Minister oder einer der andern hohen Herren setzt ihm den Kranz auf, überreicht ihm

den Preis und umarmt ihn, so gut es gehen will. Es werden im Ganzen etwa gegen 1500 Preise ausgetheilt. Am Schlusse richtet der Decan der Universität einige „tiefgefühlte" Dankesworte an den Minister und läßt von neuem den Kaiser leben; alsdann erhebt sich die ganze Versammlung und in feierlicher Stille wird das unvermeidliche Domine salvum fac Imperatorem angestimmt. Endlich ist Alles vorbei und die Menge zieht heim: die Gekrönten und Bekränzten stolz wie siegreiche Cäsaren. Diejenigen aber, die leer ausgegangen sind, vertrösten sich auf das folgende Jahr und auf die goldene Gegenwart, denn — die Ferien haben begonnen.

Der Universität folgen alsdann alle übrigen Privatschulen, Erziehungs-Institute und Pensions-Anstalten, deren es eine Legion in Paris gibt. Während der ganzen ersten Hälfte des Augustmonats sieht man auf allen Boulevards die glücklichen Eltern, vorzüglich die Mütter, mit ihren noch glücklichern Kindern: die Mädchen in Weiß mit weißen Rosenkränzen, und die Knaben, schon die Quartaner, mit der Cigarre, die sie durch ihre Lorbeern mit Recht verdient haben. Vater und Sohn gehen in's Café. Oft ist der Sohn, besonders wenn er aus der Provinz nach Paris gekommen ist, weit gewitzigter und mit dem pariser Leben viel vertrauter, als sein kleinstädtischer Herr Papa; der Alte lächelt selbstzufrieden über die guten Manieren und die schnell erlangte Selbstständigkeit seines Erben. Il n'y a plus d'enfants, — dies scherzhafte Wort, hinter dem

sich eine traurige Wahrheit versteckt, gilt nirgends mehr, als in Paris. Wie der Bürgerssohn diesen Mißklang in der bessern, gebildeten Gesellschaft repräsentirt, so in den untern Klassen der Gamin, der eigentliche gamin de Paris. Haben nicht die pariser Gamins hier von jeher die Revolutionen gemacht, und hat nicht jeder exilirte König den ersten Sturm auf seine bedrohte Autorität von den Gamins aushalten müssen? Die dames de la halle stehen den Gamins ebenbürtig zur Seite; nur hat hier Alles, wie gesagt, tönende, elegante Namen und nicht, wie in unserer barbarischen deutschen Sprache, wo man rundweg Straßenjungen und Fischweiber sagen würde. Quelle horreur für ein verwöhntes französisches Ohr! Die Sache selbst wird dadurch freilich um nichts anders oder besser.

Also die Ferien haben begonnen, und in der ganzen Administrations- und Beamtenwelt athmet man auf zu neuem Leben, wie der Schmetterling, der endlich der dunkeln Puppe entschlüpft ist. Die hohen Staatskörper feiern und ruhen aus von den schweren Strapatzen, hier der Gesetzgebung oder Gesetzberathung (das corps législatif), dort der noch schwerern Aufgabe, die Verfassung zu schützen und zu bewahren (der Senat).

Der Leser lächelt, als wenn die Komödie der Sorbonne auch noch anderswo gespielt würde, — still, um Gottes willen! daß uns Niemand höre; die Rheinlande sind ja längst ein Dorn im Auge der Franzosen, und wenn man doch einmal die Gelegenheit vom Zaune

brechen will, so könnte man am Ende gar einen casus belli aus unserer Erzählung machen.

Der Staatsrath und der Appellhof, die Rechnungskammer und alle übrigen Gerichte nehmen ebenfalls ihre Vacanzen, die Ministerien desgleichen, wenigstens die Minister selbst und die höhern Ministerialbeamten. In den untern Regionen bleibt Alles beim Alten, nur daß der nachgesuchte Urlaub leichter bewilligt wird. Auch in der Finanz- und Börsenwelt tritt Ruhe ein: die Geldkönige haben Paris längst verlassen und sind auf ihre Güter oder in die Bäder gegangen.

Die sogenannte saison morte zeigt sich überall in Paris; die „sogenannte“ wohlbemerkt, denn die Hauptstadt gewinnt nur ein anderes Ansehen, das nicht minder interessant ist. Gleichwie die Pariser in die Departements gehen, so kommen die Bewohner der Departements nach Paris; denn ein Besuch in der Hauptstadt, la capitale, ist der höchste Wunsch eines jeden Provinzialen. Auch an Fremden, vorzüglich an Engländern, fehlt es nicht, und die Champs-Elysées, das Bois de Boulogne und die Boulevards sind keineswegs entvölkert. Das Publicum ist nur ein anderes geworden, da die Löwen und Löwinnen, die der großen Welt wie diejenigen der demi-monde, auf und davon gegangen sind.

Der wahre Pariser, das heißt der vornehme oder derjenige, der vornehm scheinen will, muß, muß die Hauptstadt während der Ferien verlassen; man darf ihn im September nicht in Paris erblicken, will er

nicht alle seine mühsam errungene Reputation verlieren. Da gibt es denn oft recht spaßhafte Geschichten, die man sich später, wenn im Herbst die Salons wieder geöffnet werden, mit leisem Lächeln erzählt, aber zugleich wohl Acht gibt, daß die betreffende Person, wenn sie zufällig gegenwärtig ist, nichts merke.

Wie gesagt, reisen muß der Pariser während der Ferien, — gleichviel wohin, wenn er nur die Hauptstadt während des Septembers verläßt. Und die Pariserinnen nicht zu vergessen, für welche die sogenannte Badereise eine unabweisliche Nothwendigkeit geworden ist. Die Mode will es so, und die Mode ist hier in gewissen Kreisen eine Despotin, die mit unumschränkter Gewalt herrscht, eine delphische Göttin, vor deren Orakelspruch sich Alles schweigend und gehorsam beugt.

Deshalb fangen auch alle pariser Damen gegen Mitte des Sommers an zu kränkeln; jede leidet an irgend einem Uebel, manche tragen sogar, wie sie selbst ernsthaft versichern, den Keim einer gefährlichen Krankheit in sich. Der Hausarzt wird alsdann eine wichtige Mittelsperson. Man zieht ihn in's Vertrauen, und eines Morgens gesteht er dem „besorgten Gatten", der sich den Kopf vergebens zerbricht über das fortwährende Unwohlsein und Klagen seiner Frau, daß eine kleine Badereise dem ganzen Leiden ein schnelles Ende machen werde. Der Form wegen wird alsdann noch über das Bad selbst deliberirt, ob Vichy oder Plombières, ob ein Seebad oder gar ein Pyrenäenbad. Die „kranke" Frau lebt schon auf bei dem bloßen

Gedanken der baldigen Abreise; in unverhehlter Hast und Freude besorgt sie die nothwendige Toilette, — eine ernste, hochwichtige Angelegenheit! — und acht Tage später ruft unten der Portier mit tönender Stimme, wenn sich irgend Jemand nach der gnädigen Frau erkundigt: »Partie pour les eaux!«

»Les eaux! les eaux!« Das ist die große, allgemeine Losung für die gesammte vornehme pariser Welt während der Ferien. Schon nach dem 15. August ist es gefährlich, sich öffentlich zu zeigen; nach dem 1. September wird es wahrhaft schrecklich. Nur die Legitimisten reisen schon früher ab, um nicht während des Kaiserfestes in Paris zu sein; es ist dies eine Seite des passiven Widerstandes, über den man sich in den Tuilerien beständig und nicht wenig ärgert, gegen den aber gar nichts zu machen ist. Das Faubourg St. Germain ist schon zu Anfang des Julimonats fast verödet: die großen Hôtels zeigen nur geschlossene Jalousien; hier und da in den Thorwegen ein verschlafener Lakai oder die Frau des Thürhüters, die mit den Weibern aus der Nachbarschaft plaudert und schmält, ganz wie deutsche Kleinstädter.

Jene hohen Familien gehen übrigens auch kaum in französische Bäder, schon um den Bonapartisten auszuweichen; sie reisen vorzugsweise in die Schweiz und an den Rhein, in frühern Jahren nach Italien, hauptsächlich nach Rom und Neapel. Ja, mancher Duc oder Marquis von altem Hause und treuem Blut geht wohl bis nach Deutschland und Wien, oder nach

Venedig, um dem Grafen Chambord und der Herzogin von Berry seine Aufwartung zu machen und „Sr. Majestät“ oder „Madame“ seinen ältesten Sohn vorzustellen, der in den Traditionen der Familie und in der Verehrung und Liebe für die Bourbonen groß geworden ist. Der junge Mann, der trotz aller Wachsamkeit der Eltern und Erzieher dem pariser Leben doch nicht so ganz und völlig fern geblieben ist und recht gut weiß, wie es augenblicklich in der politischen Welt aussieht und hergeht, macht große Augen, wenn er hört, wie sein Vater den Grafen Chambord mit Sire und Majestät anredet, und dabei den Kaiser Napoleon monsieur Buonaparte nennt. Das ist ja gerade der große Mißgriff der Legitimisten, unter denen es so viel edele und bedeutende Männer gibt, daß sie nicht die Zeit und die Menschen nehmen können und wollen, wie sie einmal sind, sondern nur wie sie sein sollten. J'attends, sagte im Jahre 1848 der Graf Chambord, que la France m'appelle, und er blieb ruhig auf seinem Schloß in Froschdorf, anstatt kühn nach Paris zu kommen, um den Thron seiner Väter zu verlangen und, wenn es hätte sein müssen, zu erkämpfen. — Doch keine politische Abschweifung, zumal während der Ferien, wo auch die Politiker feiern, oder doch so thun.

Also zurück zu unsern Badereisenden. So lange die Vermögensumstände des Mannes sich einer Ausgabe von einigen tausend Franken (oft werden auch Thaler daraus) nicht widersetzen, geht Alles gut: man

reist vergnügt ab und auch wirklich in ein Bad, wohl gar nach Bagnères de Luchon oder nach Biarritz, wohin die Kaiserin sich mit einem glänzenden Hofstaat begibt. Aber wenn die Kasse leer, oder doch die Börse so schmal ist, daß eine größere Reise geradezu unmöglich wird, und wenn man auf der andern Seite doch auch wieder nicht dem dämonischen Vorurtheil Trotz bieten und wie tausend andere vernünftige Leute in Paris bleiben will, dann gibt es noch allerlei Auswege und Auskunftsmittel, die freilich spaßhaft und abenteuerlich genug sind.

Man verläßt Paris mit großer Ostentation und vielem Lärm, nachdem man vorher eine Menge Abschiedsvisiten gemacht, und geht alsdann heimlich und leise ganz in der Nähe auf's Land, wo man ein paar Zimmer für ein Billiges auf einen oder zwei Monate gemiethet hat. Will man etwas mehr daran wenden, so geht man nach Enghien, Montmorency oder Sceaux, wo man überall in den letzten zehn Jahren Eisen- und Schwefelquellen entdeckt hat, die allerdings höchst unschuldig sind, die aber jenen Städten, die sämmtlich nur wenige Stunden von Paris entfernt liegen, das Recht geben, sich Badeorte zu nennen. Alsdann ist man wirklich aux eaux, obwohl man, wenn das Zimmer günstig liegt, von seinem Fenster aus bequem die Kuppel des Pantheon oder die Thürme von Notre Dame sehen kann.

Ein alleinstehender junger Mann der hohen Gesellschaft darf ebenfalls, wir sagten das schon oben,

um Alles in der Welt nicht während der Ferien in Paris bleiben, vorzüglich wenn es ein sogenannter Löwe ist. Nun kann man aber sehr gut der hohen pariser Gesellschaft angehören und noch dazu ein „Löwe" sein und doch nicht die nöthigen Geldmittel zu einer Badereise besitzen. Dies scheinbare Paradoxon auseinander zu setzen, würde uns hier zu weit führen; genug, es ist so.

Da hilft sich denn nun der Löwe, so gut es gehen will. Auch er macht umständliche Abschiedsvisiten und zieht alsdann einfach aus seinem eleganten, auf Credit oder auf die Hoffnung einer reichen Erbschaft gemietheten Quartier für anderthalb Monate in ein entlegenes Viertel in der Nähe irgend einer Barrière, oder auch ganz auf's Land irgendwo in der Umgegend von Paris. Auch von ihm sagt dann der Portier bei etwaiger Nachfrage: parti pour les eaux. Die Ehre ist gerettet, und der Löwe kann im folgenden Winter offen und frei die Salons wieder betreten und einer reichen Erbin den Hof machen.

Seltsames Volk — diese Pariser! Sie betrügen einander gegenseitig, denn man kennt alle diese Geschichten sehr gut und die Witzblätter bringen alljährlich um die Badezeit die pikantesten Anekdoten in dieser Beziehung; das Alles verhindert sie aber nicht, im October ganz ernsthaft von ihrer „Badereise" zurückzukehren und ein Langes und Breites über die Brunnenkur zu erzählen. Man hat sogar kleine Theaterstücke darüber gemacht, die mit großem Beifall gegeben wer-

den, aber kurirt haben sie die Pariser noch nicht von ihrer unseligen Manie: mehr zu scheinen, als sie sind, die auch nach dieser Seite hin wieder recht zu Tage tritt.

Kleiner Schwindel.

Ueber den kleinen Pariser Tagesschwindel, der jahraus jahrein, endlos wie ein Bandwurm (Pardon für den unästhetischen Vergleich!) und unter allen möglichen und denkbaren Formen und Gestalten die Hauptstadt der Welt durchzieht und seine Opfer, freilich unschuldig und im Stillen, nach Tausenden zählt, ließe sich ein großes Buch schreiben; denn der Gegenstand ist geradezu unerschöpflich. Aber auch kürzere Notizen, leicht und zufällig aus der Menge herausgenommen, bleiben noch interessant und vorzüglich amüsant. Sie können dabei sogar nützlich werden, indem sie den einen oder andern meiner Leser aufmerksam machen, auf der Hut zu sein, wenn er etwa die Absicht haben sollte, dem modernen Babylon und seinen zwei Millionen Einwohnern demnächst einen Besuch zu machen.

Alles, Alles sieht in dem schönen, prächtigen Paris, das mit jedem Jahre noch schöner und prächtiger wird, aus wie Gold, vollends für den, der nur auf einige Wochen mit wohlgefülltem Beutel (Geld ist hier das

erste und Geld das letzte Wort!) herüberkommt und der schmetterlingsartig aus allen Blumen nascht, ohne sich Zeit zu nehmen, die Pflanze selbst näher zu betrachten, oder gar zu untersuchen .... aber, aber (und das mag zugleich das Motto unseres heutigen Capitels sein) es ist hier eben nicht Alles Gold, was glänzt.

Gratuit.

Ein hübsches Wörtchen, nicht wahr? Es hat einen so angenehmen Klang, namentlich in Paris, wo man so viel Geld braucht und — verbraucht. Umsonst, gratis! Es gibt also hier wirklich Dinge, die man umsonst haben kann? Gewiß der Mühe werth, sich dies „umsonst", dies „gratis" etwas näher anzusehen.

Zunächst ist der Besuch aller Galerieen, Museen und Sammlungen der Hauptstadt — bis auf eine kleine, unschuldige Modification — wirklich gratis. Diese Modification beschränkt sich einfach auf das Reglement, seinen Spazierstock oder Schirm am Eingange des Gebäudes in einem besondern Bureau und gegen eine numerirte Marke zurückzulassen. Man zahlt dafür zwei Sous, eine Bagatelle, obenein für uns in Paris, die wir hier so reich sind. Aber diese „Bagatelle" bringt allein im Louvre-Museum, allerdings dem bedeutendsten von ganz Paris, jährlich gegen achtzigtausend Franken ein. In den großen Ausstellungsjahren das Dreifache. Doch wer bezahlte nicht gern

zwei Sous, um die weltberühmten Galerieen des Louvre zu besichtigen? Ein kleiner Uebelstand ist allerdings vorhanden, der aus jenen zwei Sous vier und sechs machen kann. Man hat die Gemälde im ersten Stockwerk, gegen zwanzig Säle, besehen und will noch im Erdgeschosse einen Blick auf die Sculpturen werfen. Um nun nicht die ganze lange Reise oben noch ein Mal zu machen, und auch später beim endlichen Fortgehen nicht wieder zurückgehen zu müssen, nimmt man lieber gleich seinen Stock oder Schirm mit, den man alsdann zum zweiten Male im andern Bureau deponirt. Und zum dritten Male kann Einem dies beim Marine-Museum passiren, denn in jeder Etage befindet sich ein solches Bureau. Aber das sind Kleinigkeiten, auf die man nicht weiter achtet. Auch kann man ja seinen Stock zu Hause lassen; den Schirm, wenn es regnet, allerdings schon weniger. Bei häufigem Besuch wird die Sache aber ernsthaft. So ging ich in den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Paris fast täglich in's Louvre und anfangs stets, nach deutscher Sitte, von meinem Spazierstocke begleitet. Aber schon nach einigen Wochen sah ich zu meinem Schrecken den Preis meines Stockes verdoppelt und verdreifacht, und aus dem schlichten Rohre wäre endlich ein unbezahlbares Cabinetsstück geworden, wenn ich es nicht zu Hause gelassen hätte.

Der Herzog von Braunschweig, der Gott Lob endlich auf und davon gereist ist und seine Penaten, d. h. seine Diamanten, nach Brüssel getragen hat, weigerte sich einst, seinen Stock dem Bureaudiener zu übergeben:

Discussion und obligater Lärm. Der Herzog wollte wenigstens eine Garantie haben, denn der Knopf seines Stockes bestand aus einem Solitair im Werth von zwanzigtausend Franken. Der Ex-duc hatte sich indeß dem französischen Gleichheitsprincip zu fügen und seinen brillantenen Stock zu deponiren. Aber man stellte einen besondern Wächter davor, dem der Herzog beim Fortgehen anstandshalber einen Thaler geben mußte.

Auch der Besuch der Monumente und Denkmäler ist selbstverständlich gratis; in erster Reihe natürlich der Triumphbogen der elyseischen Felder und die Vendôme- und Juli-Säule. Aber die dort zur Wache bestellten Invaliden sind auf ein kleines Trinkgeld angewiesen, das sie pfiffig genug durch allerlei kleine Nebendienste in ein großes zu verwandeln wissen. So geben sie uns zum Besuch der beiden Säulen, auf deren Plattform man mittels einer dunkeln Wendeltreppe gelangt, eine Laterne mit und zwar nicht die reglementsmäßige Oellampe, sondern ein Stearinkerzchen. Oben finden wir einen zweiten Stelzfuß mit einem Tubus, durch den man bei klarem Wetter deutlich die Schloßfenster von Versailles und Fontainebleau erkennen kann. Just wenn man sich oben befindet, ist das Wetter niemals klar genug. Gleichviel, alle diese Aufmerksamkeiten bringen ein gutes Trinkgeld ein, wenn auch die Invaliden, streng genommen, nichts verlangen dürfen. Am Triumphbogen erklären sie die vielen hundert Inschriften, und wehe dem, der ihnen zuhört: er kommt

unter einer guten Stunde nicht davon; und ist alsdann ein Franken zu viel für diese Fülle von historischen und militairischen Notizen?

Doch die erwähnte Interpretation und Umgehung des Wortes »gratuit« ist kaum der Rede werth im Vergleich zu einer andern, die in das Gebiet der Wissenschaft und zwar der Sprachkunde fällt.

Ueberall sieht man nämlich in Paris großgedruckte Maueranschläge, in denen irgend ein moderner Sprachcursus gratis angeboten wird: namentlich Englisch, Deutsch und Italienisch, aber auch Französisch für durchreisende Fremde: einen Monat lang, täglich eine Stunde, zum vollständigen Erlernen der betreffenden Sprache, und, wohlverstanden, umsonst. So lautet der Zettel, d. h. die Reclame; einladend genug, uns das Ding näher anzusehen. Wählen wir das Idiom des edeln Albion. Mr. Gl. in der Rue du Bouloi ist gerade im Begriff, seinen Cursus zu eröffnen, wie uns ein Zettelchen meldet, das man uns in den Passagen in die Hand steckt und das der genannte Professor noch außer den Maueranschlägen riskirt hat. Die Wohnung ist hübsch und für Paris bedeutend: ein Vorzimmer, alsdann ein großer Saal mit rothgepolsterten Bänken, ein Katheder in der Mitte, rechts das Cabinet des Professors. Alles ist einnehmend und elegant. Sollte der Mann etwa ein Philanthrop sein, der sein reiches Wissen seinen weniger begünstigten Mitmenschen nur aus Liebe zur Sache und ohne Bezahlung zur Verfügung stellt? Aeußerst zuvorkommender Empfang. Mr.

Gl. ist entschieden ein Weltmann. Er schreibt unsern Namen in ein Register. Die Einschreibegebühr kostet einen Franken. Er gibt uns alsdann eine kleine Broschüre, in welcher seine neue Lehrmethode kurz und faßlich dargestellt ist; auch diese kostet einen Franken. Dabei ist der Mann so überaus höflich, daß man wirklich ein Grobian sein müßte, um die geringste Bemerkung zu machen; und dann ist ja auch der Cursus selbst gratis. Abends acht Uhr ist die erste Stunde, die man sich wohl hütet, zu versäumen. Zwanzig junge Herren, niemals mehr. Die Uebrigen haben ihren Cursus zu einer andern Stunde. Mr. Gl. hat im Winterhalbjahr oft deren drei und vier täglich. Der Vortrag des Professors ist unleugbar interessant und fesselnd. Er spricht so ziemlich von Allem, mit Ausnahme des eigentlichen Lehrgegenstandes; aber in der ersten Stunde muß man es so genau nicht nehmen. Er macht Bekanntschaft mit seinem Auditorium, und seine Anekdoten sind sehr pikant und amüsant. In der zweiten Stunde (medias in res!) wird die Grammatik vorgenommen, und zwar so ziemlich von A bis Z. Die englische Grammatik ist ohnehin so einfach und leicht, und um dem Schüler noch mehr zu Hülfe zu kommen, theilt der Diener einen kleinen grammatikalischen Leitfaden des Professors aus: zwei Franken.

In der dritten Stunde folgt ein kleines Lesebuch zu einem Franken, aber dann geht es auch tüchtig an's Arbeiten. Daß Mr. Gl. seine Bücher im Selbstverlage hat, ist so natürlich, daß wir es wohl kaum hin-

zuzusetzen brauchen. In einer der spätern Stunden wird noch einmal ein kleiner unschuldiger Anlauf auf die Börse des Auditoriums genommen: dreißig Sous für Erleuchtung und Heizung, was aber nicht mehr als billig scheint, denn das Local ist angenehm erwärmt, und elegante Gaslampen hängen rings an den Wänden. Wer sich unter meinen Lesern jetzt den Spaß machen will, die verschiedenen Contributionen der Gratis-Vorlesung zusammenzurechnen, wird eine recht artige Summe herausbringen, vorzüglich wenn der Professor sechszig bis siebenzig Schüler hat, wie Mr. Gl. So ist das Ende des Monats herangekommen, und man hat so viel wie möglich vom Unterrichte profitirt, denn der Lehrer ist unleugbar ein Mann von Geschick und Talent. Er hat uns auch wirklich etwas von seiner Lebendigkeit mitgetheilt, und — der Tausend! hie und da fangen schon ein paar weniger verlegene Schüler an, etwas englisch zu radebrechen. Zu Parlaments-Mitgliedern qualificiren sie sich allerdings noch nicht, aber sie haben doch etwas gelernt, — und dann war ja auch der Cursus gratis. Mr. Gl. räumt am Schluß, „bei aller Anerkennung der überraschenden, oft staunenswerthen Fortschritte und Leistungen seiner Eleven," selbst ein, daß noch Manches zu thun übrig geblieben.

Er schlägt aber auch zugleich zwei Mittel vor, diesem Uebel abzuhelfen: nämlich entweder sein großes Lehrbuch (für fünf Franken) zu kaufen, das alles Nöthige enthält und den Schüler in den Stand setzt, allein weiter zu studiren, um endlich ein perfecter Eng-

länder zu werden, oder sich (für zehn Franken) zu einem neuen monatlichen Privatcursus einzuschreiben. Zu aller- und guterletzt muß man auch noch dem Diener ein anständiges Trinkgeld geben, der uns vier Wochen lang Hut und Paletot abgenommen und uns höflich die Treppe hinuntergeleuchtet hat.

Das nennt man in Paris einen »Cours de langue gratuit«. Mr. Gl. gibt auch Privatstunden in der Stadt, die er sich gut bezahlen läßt, und hat außerdem noch ein anderes lucratives Nebengeschäft, das sich freilich nur ganz indirect mit dem englischen Sprachstudium in Verbindung bringen läßt: er stiftet Heirathen (»négociateur de mariages«). Doch diese Notiz nur in Parenthese und unter uns, und auch nur zum Beweis, daß jener Professor eben ein „außerordentlicher" ist.

Die Concurrenz ist begreiflich auch für die Gratisprofessoren sehr groß, denn aus aller Herren Ländern findet man in Paris unzählige Lehrer, die uns ihren Sprachunterricht umsonst anbieten. Die Deutschen sind ebenfalls stark vertreten, oft mit volltönenden Namen wie Falkenstein und Sturmfeder, — und sämmtlich aus Dresden. In Paris glaubt man nämlich noch heutzutage, Gott weiß, aus welchem Grunde, daß in der sächsischen Königsstadt das beste Deutsch gesprochen wird, was namentlich die Wiener sehr übel nehmen. Auch ist es jedenfalls kein schlechtes Deutsch, was man in jener schönen Residenz an der Elbe spricht, und fast wäre ich versucht, die obige Notiz zu streichen,

schon aus Respect vor meinen dortigen Leserinnen, die übrigens viel zu liebenswürdig sind, um eine solche rein statistische Bemerkung auf sich zu beziehen.

Man muß gestehen, daß derjenige, der zuerst den Gratis-Unterricht in's Leben gerufen hat, nicht auf den Kopf gefallen war. Auch in den Annoncen der commerciellen Welt von Paris finden wir vielfach dieses verführerische gratuit; nur sind wir bereits gewitzigt worden und lassen uns nicht mehr durch den bloßen Schein täuschen. So bietet seit langen Jahren die bekannte Thee- und Chocoladehandlung Perron in der Rue Vivienne dem Publicum eine Thee- oder Chocoladekanne umsonst an, »pour rien,« und affichirt dies riesengroß in ihrem Laden und in ganz Paris. Sieht man sich die Sache aber näher an, so entdeckt man in kleinen Lettern den nicht unwichtigen Zusatz, daß sich diese Generosität nur auf diejenigen Kunden bezieht, die acht Pfund Thee (zu zweiunddreißig Franken) oder zehn Pfund Chocolade (zu fünfundzwanzig Franken) auf einmal nehmen.

Man sollte denken, daß eine so alberne Mystification, durch die man das Publicum geradezu zum Besten hält, längst von der öffentlichen Meinung verurtheilt und gerichtet worden wäre. Aber im Gegentheil, dieser kleine Schwindel gefällt den Parisern ausnehmend, denn er entspricht vollkommen ihrem Charakter und ihrem Geschmack. Die ernstern Leute lachen und gehen vorüber, die andern bleiben stehen und betrachten die silberglänzenden Kannen, die auf eleganten Etagèren

hinter den hohen Spiegelscheiben der Schaufenster ausgestellt sind, und wenn sie auch keine kaufen, so sind sie doch stehen geblieben und bringen den Namen Perron und seine Annonce mit nach Hause, und das ist bei der ungeheuern Concurrenz, gerade in diesem Artikel, immerhin ein Gewinn.

So wurde vor nicht langer Zeit auf dem Boulevard Saint-Martin ein Herrenkleider-Magazin eröffnet, das einen feinen Seidenhut und ein Paar glanzlederne Schuhe umsonst gab, d. h. demjenigen, der einen vollständigen Anzug dort kaufte. Kaum war dies Manöver bekannt geworden, als sich einige Häuser weiter ein ähnlicher Laden aufthat, der einen vollständigen Anzug mit Kopf- und Fußbekleidung gratis annoncirte, d. h. demjenigen, der den Beweis liefern würde, daß man ähnliche Effecten von derselben Qualität irgendwo in Paris billiger kaufen könne, als eben dort. Man fragt auch hier wieder: wozu diese lächerlichen Annoncen, nach deren elastischer Logik man ja Alles in der Welt umsonst kaufen könnte? Aber man bedenkt nicht, daß unter den vielen Tausenden von Fremden und Provinz-Bewohnern, die täglich durch Paris ziehen, vielleicht Hunderte sind, die sich dadurch anlocken und blenden lassen, wie die Feldvögel durch den Lerchenspiegel. Und dadurch beantwortet sich auch die andere Frage: weshalb würden wohl alle jene Händler und Kaufleute so viele Umstände und so viel kostspieligen Hokuspokus machen, wenn es ihnen nichts einbrächte?

In dieselbe Schwindel-Kategorie gehören auch die

Gratis-Consultationen der Pariser Aerzte, d. h. derjenigen Aerzte, die sich damit breit machen, es in den Zeitungen anzeigen und auf großen Schildern an ihrer Hausthüre ausposaunen. Sie sind nicht zu verwechseln mit den berühmten Aerzten der Hauptstadt, die sich täglich ein paar Stunden von ihrer einträglichen Praxis abmüßigen, um sich den armen Kranken zu widmen: echt christlich und in hohem Grade verdienstvoll. Velpeau, Nélaton, Sichel, Jobert de Lamballe und Andere geben jeder an bestimmten Tagen Gratis-Consultationen, die nicht allein nichts kosten, sondern bei denen die meisten der Clienten noch Arzneien und Geld mit in den Kauf bekommen.

Unsere Gratis-Aerzte sind ganz anderer Natur und bei weitem nicht so nobeler Race. Anständige Wohnung allerdings, aber doch nicht in den theuern, reichen Quartieren, denn ihr Hauptpublicum bildet die kleine Bourgeoisie und der Handwerker- und Arbeiterstand. Die Consultation ist kurz, denn sie ist umsonst, aber das Recept ist lang, denn es wird bezahlt. Nicht direct, denn das könnte dem »gratuit« schaden, sondern indirect, indem der Client an einen bestimmten Apotheker gewiesen wird, der in der Nähe wohnt und der in ganz Paris der einzige Pharmaceut ist, der die Medicamente genau so zu machen versteht, wie es nöthig ist: ein Pülverchen, ein Schächtelchen Pillen und etwa noch ein Tränkchen, in Summa eine Ausgabe von wenigstens sechs Franken. Die Arzneien sind auffallend theuer und der Doctor verschreibt deren auf-

fallend viel, aber die Consultation ist dafür auch gratis. Daß Doctor und Apotheker unter einer Decke spielen und den Gewinn theilen, ahnt freilich der Kranke nicht.

Auch die Pariser Journale zweiten und dritten Ranges treiben gewaltiges Unwesen mit dem »gratuit«. Die großen Zeitungen, von der Rivalität unter einander gedrängt, geben freilich auch ihren Lesern sogenannte Prämien, gewöhnlich Bücher, die je nach der Tendenz des Blattes besser oder schlechter sind (so die »Opinion Nationale« vor zwei Jahren Renan's Leben Jesu, das indeß selbst bei ihrem Publicum nicht zog und durch Hugo's „Misérables" ersetzt wurde). Aber dies, abgesehen natürlich von dem Plus- oder Minuswerth der Prämien, hat doch noch einen literarischen Anstrich. Die kleinern Journale bewahren übrigens diesen nicht einmal, sondern treiben einen förmlichen Handel, en gros und en détail, hier mit Pendulen und Candelabern, dort mit Lampen und Teppichen, und, Notabene, man hat all' diese schönen, kostbaren Sachen umsonst, wenn man sich auf ein oder mehrere Jahre abonnirt. Ein kleines Aber ist jedoch auch hier dabei. Jene Sachen werden nämlich verloost und gelangen merkwürdiger Weise nie an den rechten Mann, so daß ein Abonnent stets den andern fragt, was er erhalten, und die Antwort überall negativ ausfällt.

Noch kleinere Blättchen legen einfach ein Fünfsous-Billet zu einer der vielen Lotterieen bei, mit denen Paris seit Jahren überschwemmt ist, und versprechen

jedem Abonnenten (jedem!) dreist das große Loos: hunderttausend Franken pour rien. Jeder kann es nun begreiflich nicht gewinnen, und da jene Lotterieen (ein Extraschwindel, auf den wir noch einmal zurückkommen werden) in der Regel anderthalb oder zwei Millionen Billets ausgeben, so ist es eben so begreiflich, wenn keiner von den Abonnenten gewinnt. Aber die Chance war doch gegeben, „dem Glück die Hand zu bieten," wie die deutschen Lotterie-Collecteure sagen. Auch anständigere Schriftsteller und Redacteure haben jener Versuchung nicht widerstehen können, und sogar Herr Villemessant gibt uns sein neues Journal ganz umsonst, wenn wir uns durch seine Vermittelung auf andere Zeitungen und Wochenblätter abonniren. Villemessant ist eben auch eine gefallene Größe, wie Lamartine, und ein Opfer seiner journalistischen Speculationen.

Schließlich noch ein Wort über die Freibillets der Theater, wenn auch nur aus Nächstenpflicht, um den Leser zu warnen, nie eins anzunehmen, wenn er je nach Paris kommen sollte. »Entrée gratuite« steht freilich großgedruckt auf dem Zettel, aber man hat eine wahre Odyssee durchzumachen, wie weiland der Held von Ithaka, durch die Charybdis und Scylla hindurch und an den Sirenen vorüber, um auf seinen Parquetplatz zu gelangen. Der Oberkellner im Hôtel hat uns durch besondere Vergünstigung ein solches Freibillet zu verschaffen gewußt, noch dazu für die große Oper, zu einer Vorstellung von Mermet's Ro-

land. Zwei Franken Trinkgeld ist gewiß nicht zu viel, denn das Billet kostet an der Kasse zehn. Wir spendiren uns auch deshalb eine Droschke, um schneller an Ort und Stelle zu gelangen. An der ersten Controle stoßen wir auf die Charybdis: man bittet uns, allerdings sehr höflich, das „Supplément“ zu bezahlen. Wir wissen von keinem solchen, aber der Controleur zeigt uns in kleinster Miniaturschrift unten am Rande des Billets die Worte: Auf jedes Freibillet ist ein Supplément von zwei Franken zu bezahlen. Wir zahlen, und man läßt uns passiren. Der zweite Controleur am Eingange des Parquets repräsentirt die Scylla. „Sie haben ein Freibillet, Monsieur,“ sagt er, „Sie müssen warten.“ — „Wie so, warten?“ — „Ich darf Sie erst placiren, wenn die Kasse keine Billets mehr ausgibt, und auch dann riskiren Sie noch, jedem Verspäteten Platz zu machen. Ich könnte allerdings .... vielleicht .... aber ....“ — Wir verstehen diese interpunktirte Redeweise und bekommen für zwei Franken einen passabeln Platz in einer der letzten Reihen. Kaum haben wir uns zurechtgesetzt, so erscheint die Logenschließerin, um uns den Theaterzettel anzubieten und unsern Hut, Paletot, Stock oder Schirm abzunehmen. Oft sogar erscheinen ihrer zwei, das sind die Sirenen und eben so unwiderstehlich, wenn auch entschieden weniger schön, als diejenigen Homer's. Hört man nicht auf die Zudringlichen, so werden sie frech und sagen uns, daß wir für unser Freibillet ihnen wohl den kleinen Verdienst zuwenden könnten. Die Nachbarn sehen

uns arme Teufel mitleidig an. Man kann sogar, was Alles schon passirt ist, mit seinem Freibillet unter die Claque gerathen, und alsdann dreifaches Wehe! In den kleinern Theatern dieselbe Misère, deshalb, ami lecteur, wenn ein günstiger Stern dich an unsern vielbelobten und vielgeschmähten Seinestrand führen sollte, nur um's Himmelswillen kein Freibillet für irgend ein Pariser Theater angenommen.

Summa Summarum, das französische Wort »gratuit« läßt sich, dort wenigstens, wo es uns in den Pariser Annoncen und im Pariser öffentlichen Leben entgegentritt, am besten mit dem deutschen Jahrmarktsspruch übersetzen: „Heute für Geld und morgen umsonst!“

Ein Besuch bei Tom Pouce.

Eines Morgens klopft es stark an meine Thür, und ohne mein „Herein!“ abzuwarten, ist ein Herr in mein Zimmer getreten, der, als seltener Gast, große Berücksichtigung verdient, dem zu Liebe man wohl den Schreibtisch verlassen kann (kostet es ihm doch selbst noch mehr, den seinigen zu verlassen), und der nie mit leeren Händen kommt, in so fern er nämlich stets etwas Interessantes und Neues zu erzählen weiß: Herr Trimm.

„Welcher Glücksstern führt Sie zu mir?“ fragte ich nach den ersten Begrüßungen.

„Die Einladung eines Generals,“ erwiderte er lachend, „der, obwohl er der kleinste von allen Generälen der Welt ist, doch die ganze Welt mit seinem Ruhme erfüllt.“

„Tom Pouce!“ rief ich; denn ich wußte, daß der „große“ Mann in Paris angekommen war. Aber ich wußte auch, daß er nur durchreiste und die glänzendsten

Anerbietungen zu öffentlichen Vorstellungen (tausend Franken für den Abend) entschieden abgelehnt, was ich bereits lebhaft bedauert hatte.

Der „General", der sich nur kurze Zeit in Paris aufhalten wollte und auch nur, um seiner Frau Gemahlin die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt zu zeigen, empfing allerdings privatim, aber zu so hohen Preisen, daß ich mir die Lust dazu hatte vergehen lassen. „Zwei Franken," meinte Max, „kann man allenfalls daran wenden, und weil sie ein Kind haben, auch zwei Franken fünfzig Centimes, aber keinen Louisdor, vollends nicht in jetziger Weihnachtszeit, wo man sein Geld so nöthig hat." Ich war ganz seiner Meinung. Nur an die Hauptrepräsentanten der Pariser Tagespresse hatte Tom Pouce höfliche Einladungsschreiben geschickt, und unter diesen in erster Reihe an den berühmten Redacteur-en-Chef des »Petit-Journal«.

„In meinem Billet," sagte Trimm, „steht ausdrücklich, daß es mir gestattet ist, einen Freund mitzubringen, und da hab' ich an Sie gedacht."

„Keine kleine Ehre," entgegnete ich stolz, „unter den mehr als anderthalb Millionen Einwohnern der Weltstadt so bevorzugt zu werden."

„Ein Dienst ist des andern werth, mon cher," erwiderte Thimotheus. „Sie haben mir durch Ihre neulichen Uebersetzungen in Deutschland Lorbeeren gesammelt; ich revanchire mich jetzt, so gut ich kann."

Wir machten uns auf den Weg.

Der General bewohnte mit Frau und Kind im

Grand Hôtel du Louvre ein elegantes Appartement im ersten Stock. Ein Diener meldete uns an, und ein zweiter empfing uns, um uns zu seiner Herrschaft zu führen. Dieser zweite Diener war schon sehenswerth, nicht seiner Kleinheit, sondern umgekehrt, seiner Größe wegen: ein Riese von fast sieben Schuh Länge, bei entsprechender Breite und Dicke, ein wahrer Koloß. Der pikante Contrast war gewiß mit ein Grund für die Wahl eines solchen Bedienten gewesen, aber nicht der alleinige, denn John (ein Engländer von Geburt) war zugleich Schutz und Schirm für die gesammte originelle Familie. Der General hatte den Riesen seit jenem schrecklichen Abend in Dienst genommen, wo man ihn — nicht den Riesen, sondern den Zwerg — mit Gewalt entführt und in einer Punschbowle eine halbe Stunde lang versteckt gehalten hatte . . .

Doch von dieser Episode, der fürchterlichsten seines Lebens, weiter unten. Wir wollen vorher dem Mr. Charles Stratton Esquire und seiner Frau Gemahlin unsere Aufwartung machen und uns das seltsame Paar näher ansehen; die Gelegenheit dürfte sich uns so günstig nicht leicht wieder bieten.

Der General empfing uns mit dem Anstande eines Weltmannes, der er trotz seiner fünf und zwanzig Zoll auch wirklich ist; er machte dem Herrn Trimm sofort ein Compliment über seine hübschen Artikel und dankte ihm, daß er sein Blatt »Le Petit Journal« genannt habe. „Alles was klein ist," sagte Tom Pouce

lächelnd, „und trotz seiner Kleinheit zur Geltung gelangt, ist mir begreiflicher Weise sehr lieb."

„General," erwiderte Herr Trimm mit ernster Würde, und gab dabei seiner Baßstimme einen möglichst zarten Ton, „ich kann nur wünschen, daß mein Journal dereinst so groß und bedeutend werden möge, wie Sie."

Darauf wurde ich vorgestellt. Da aber der General weder meinen Namen, noch meine Titel und sonstigen Verdienste kannte, ließ er es bei einer kurzen Verbeugung bewenden. Hätte er freilich ahnen können, daß er mir in jenem Momente zu einem „lebenden Bilde" saß, wer weiß, er wäre vielleicht aufmerksamer gegen mich gewesen und hätte ebenfalls für mich irgend ein Compliment gefunden. Aber auch ohne dies sammelte ich in Gedanken meine Notizen und nahm mir vor, dem kleinen Herrn nichts Uebeles nachzusagen; denn er war in der That überaus liebenswürdig gegen uns.

„Ich muß Ihnen auch Madame Stratton, meine Gattin, und ihre Schwester, Miß Warren, vorstellen," sagte der General und verließ uns, um die Damen zu holen; ein kleiner Verstoß allerdings gegen die Etiquette, aber hier augenscheinlich absichtlich, um uns Zeit zu lassen, uns etwas im Salon umzusehen. Auf einer mit einem Teppich belegten Estrade befand sich ein allerliebstes Ameublement en miniature, wie man es wohl in reichen Häusern vier- und sechsjährigen Kindern zum Christfeste schenkt: kleine Lehnstühle und

noch kleinere Tabourets, ein rundes Tischchen mit zierlichen Blumenväschen darauf und rechts und links Guéridons und Etagèren, Alles im Diminutiv. In der Mitte stand das Hauptmöbel, ein wahres Wunderwerk: ein Erard'scher Flügel, d. h. ein Flügelchen für Kinderhändchen. Die kleinen Tasten waren so zart und fein, daß man sie kaum erkennen konnte; der große John hätte mit einer Hand fast alle Octaven auf einmal gespannt. Ein aufgeschlagenes Notenbüchlein bewies außerdem, daß das Instrument wirklich gespielt wurde.

Die Flügelthüren gingen auf, und der General führte die Damen in den Saal, und zwar mit einem Ceremoniell, das allerdings ganz zu der eleganten Umgebung des Ortes und zu den übereleganten Toiletten der Dämchen paßte, das aber im höchsten Grade komisch aussah. Ich hütete mich indeß wohl, zu lachen; denn wir befanden uns, die Pygmäenstatur abgerechnet, doch verständigen Leuten gegenüber, von gesetztem Alter, die einen nicht geringen Grad von Bildung verriethen, die sich in mehrern Sprachen mit Leichtigkeit ausdrückten und dabei sehr ernst und ehrbar aussahen. Dies letztere war nun erst gar possirlich; aber, wie gesagt, ich hütete mich wohl, zu lachen. Die Damen waren unterdessen die drei, vier Stufen hinangestiegen und hatten in ihren kleinen Fauteuils Platz genommen. Tom Pouce stand am Rande der Estrade und unterhielt sich angelegentlich mit Trimm und einem andern decorirten Herrn, der unbemerkt eingetreten war: der

Zwerg reichte ihnen in dieser Stellung bis an den letzten Westenknopf. Ich betrachtete mir unterdessen die Damen. Mistreß Stratton, die „Frau Generalin“, war unleugbar eine sehr niedliche Erscheinung, durchaus wohlproportionirt und um einige Centimeter kleiner, als der Herr Gemahl, der, wie bereits erwähnt, deren siebenzig mißt. „Die Frau,“ sagte Tom Pouce mit wichtiger Miene, indem er sich neben seine Gattin stellte, „muß immer etwas kleiner sein, als der Mann,“ und Herr Trimm, der niemals eine Gelegenheit zu einem guten Witz vorübergehen läßt, hielt hinter dem General in demselben Moment wie zufällig seinen Spazierstock, dessen Elfenbeingriff das Ehepaar um einige Zoll überragte. „Meine Schwägerin,“ fuhr Tom Pouce fort, „ist etwas kleiner als meine Frau; aber sie ist ehrgeizig und hofft noch zu wachsen.“

Der decorirte Herr hatte mittlerweile die Generalin an den Flügel geführt; die kleine Frau präludirte mit Präcision und spielte uns dann einen Walzer, eine Polka und Rule Britannia — ungezwungen und leicht, ganz wie eine Dame der feinen Welt.

Aber — jetzt wende ich mich vorzüglich an meine Leserinnen, und ich will noch vorausschicken, daß ich nichts als die reine Wahrheit berichte, so unglaublich es auch klingen mag — aber das Merkwürdigste unserer seltsamen Visite sollte noch kommen: das kleine Kind des kleinen Ehepaares, das von der Wärterin, einer hübschen zwölfjährigen Kammerzofe, in den Saal

gebracht und wie eine Rarität herumgezeigt wurde. Nein, das war wirklich zum Erstaunen! Wenn ich je, seitdem ich die Ehre genieße, die kleine Pariser Chronik zu schreiben, bedauert habe, die freundliche Leserin nicht an meiner Seite zu wissen, um ihr die Merkwürdigkeiten der Weltstadt, nicht mit der Feder zu schildern, sondern direct von Angesicht zu Angesicht zu zeigen, so war es in diesem Augenblicke. Max hatte mit seinen zwei Franken fünfzig Centimes entschieden Unrecht — einen Thaler und zwar einen blanken Champagnerthaler war allein der Anblick dieses Püppchens werth! Es lebte, dieses Püppchen, das man bequem in einem Handschuhkästchen betten konnte, obschon es bereits elf Monate zählt und ein munteres, gesundes Mädchen ist. Es lachte uns an mit seinen winzig kleinen Aeuglein, und streckte die Aermchen der Mutter entgegen, die ihr Töchterchen auch in die Arme nahm und herzte und küßte, nicht besser und nicht schlechter, wie jede andere Mutter.

„Das Wunder aller Wunder," sagt Trimm in seinem Artikel, und ich copire die Phrase, als durchaus wahrheitsgetreu, gern, „was man noch nie in der Welt gesehen und wohl nie wieder sehen wird, hier ist es verwirklicht: Vater und Mutter nicht größer, als zweijährige Kinder, und das Pfand ihrer ehelichen Liebe kaum so groß, als die Feder, womit ich diese Worte schreibe!" — Ich kenne die Länge der Trimm'schen Feder nicht, meine Damen. Vielleicht ist der Vergleich nicht einmal sehr glücklich, denn seine Feder ist eine

sehr bedeutende, aber das will ich noch zur Bekräftigung hinzufügen, daß mir die Eltern, wenn ich von ihnen auf das Kind blickte, außerordentlich groß erschienen.

„Das kleine Kind," sagte mir Trimm auf dem Heimwege, nachdem wir uns von den Liliputern verabschiedet hatten, aber unter Verbeugungen und Kratzfüßen, s'il vous plaît, wie von einer Senatorenfamilie, „hat wirklich etwas Verführerisches, namentlich in der jetzigen Weihnachtszeit."

„Wie so?" fragte ich, denn ich verstand ihn nicht.

„Daß Sie noch fragen können!" entgegnete er. „Finden Sie nicht, daß man sich stark versucht fühlt, das allerliebste Püppchen wegzustibitzen und in die Tasche zu stecken, um einer Dame, der wir etwas recht Schönes zugedacht haben, damit ein Neujahrsgeschenk zu machen?"

Ich lachte, aber er hatte so Unrecht nicht. Und was würden Sie wohl sagen, gnädige Frau, wenn Ihnen Jemand vom Christbaum ein hübsches Kästchen brächte, in welchem Sie Liqueur- oder Chocoladen-Bonbons vermutheten, und wenn Sie beim Aufmachen dies lebendige „Zwergenknirpslein" zu Gesicht bekämen?

Schon am nächsten Morgen schilderte Trimm in seinem Journal den seltsamen Besuch mit allen Details, was um so mehr Aufsehen erregte, als Niemand im großen Publicum etwas von der Existenz der Madame Tom Pouce und noch weniger der Fräulein Tochter wußte. Der Zudrang in's Louvre-Hôtel war

außerordentlich, aber nur die Privilegirten, d. h. diejenigen, die zuvor eine Einlaßkarte gelöst hatten, wurden zugelassen. Außerdem hielt der lange John sorgfältig Wache, um alle ungebetenen Gäste zurückzuweisen, und eines Morgens erfuhr man, daß der General Tom Pouce mit Familie und Dienerschaft in aller Stille über Havre in seine nordamericanische Heimath zurückgereist sei. Mir aber möge es hier gestattet sein, mein „lebendes Bild“ noch durch einige Notizen zu completiren.

Charles Stratton, der seinen Namen und Titel: „General Tom Pouce“ bekanntlich einer launigen Inspiration der Königin Victoria verdankt, ist schon zu verschiedenen Malen in Paris gewesen: das erste Mal im Jahre 1846, wo er außerordentliches Aufsehen machte. Er war damals achtzehn Jahre alt und hatte bereits seine volle Größe erreicht, die eben keine war: zwei Pariser Fuß und einen Zoll. Er wurde von Louis Philippe empfangen und diente einen ganzen Tag den jungen Prinzen und Prinzessinnen zum „Spielzeuge“. Alsdann trat er im Vaudeville-Theater auf, und zwar in einem besondern Stücke, als „kleiner Däumling“, einem einactigen Scherze nach dem bekannten gleichnamigen Volksmärchen. Das Stück dauerte nur zwanzig Minuten, und Tom Pouce bekam für jede Vorstellung fünfhundert und später sogar achthundert Franken. Der „kleine Däumling“ wurde zweihundert und einige Male nach einander gegeben, und der General legte dadurch den ersten Grund zu

seinem spätern so bedeutenden Vermögen. In jene Zeit fällt auch das schreckliche Attentat auf seine Person, dessen wir bereits oben gedachten. Eines Abends steigt Tom Pouce, noch trunken von dem lauten Applaus des Publicums, wie gewöhnlich nach der Vorstellung stolz in den Wagen, um sich nach Hause fahren zu lassen. Kaum hat er sich zurecht gesetzt, als er merkt, daß er nicht allein ist. Er will erschrocken wieder zurückspringen; aber schon hat eine fremde, verrätherische Hand den Kutschenschlag zugeworfen, und die Pferde fliegen davon, insoweit Droschkenpferde überhaupt fliegen können. Der General fängt an zu schreien, aber man hört die zarte Stimme des Zwerges in dem lauten Lärm der Boulevards nicht. Er greift nach seinen Waffen, er, der noch eben den heroischen Däumling gespielt und den Riesen und Menschenfresser besiegt hat .... ach! nur „gespielt“, denn jetzt in der Wirklichkeit versagt ihm der Muth.

„Fürchten Sie nichts, General,“ sagt ihm der unbekannte Räuber; „es soll Ihnen kein Leid geschehen, auf Ehrenwort! Es handelt sich nur um eine Wette, um einen Scherz.“

„Ich werde es morgen Sr. Majestät dem Könige klagen,“ ruft Tom Pouce wüthend, „und der Kopf des Entführers wird mir diesen Raubanfall bezahlen!“

„Sie werden morgen der Erste sein, um mit uns über die Geschichte zu lachen,“ entgegnete der Andere, hält aber doch den General fest, der verzweifelnd Miene

macht, sich zum Droschkenfenster hinauszustürzen. Glücklicherweise fährt der Wagen bald in einen Thorweg hinein. Die Räuber (denn neben dem Kutscher, den man mit einem guten Trinkgelde bestochen hatte, saß ein zweiter Cumpan) sind an Ort und Stelle. Kräftige Arme tragen den General, trotz seines Sträubens, eine helle Treppe hinauf und in ein Entréezimmer, dessen Thüren sich sofort hinter ihm schließen. Der geängstigte Däumling schöpft einigermaßen Luft, denn an der äußern Eleganz seines Gefängnisses sieht er wenigstens, daß er sich in einem vornehmen Hause und nicht in einer Räuberhöhle befindet.

Zwei Worte zur Lösung des schrecklichen Räthsels.

Lord Seymour hatte an jenem Abende in seinem Hôtel auf dem »Boulevard des Italiens« große Tafelgesellschaft, allerlei bunte Gäste wie immer: französische Grafen und englische Baronets, Künstler und Theaterprinzessinnen, munteres, ausgelassenes Volk und kein einziges ernstes, ehrbares Gesicht darunter. Beim Nachtisch wurden Wetten gemacht, und der Wirth erbot sich von vornherein, alle zu halten, und versprach, wie Herodes, die Hälfte seines Reiches, wenn er irgend einen Wunsch unerfüllt lassen sollte.

„Ich weiß doch etwas," sagte Einer oder Eine unter den Gästen, „was Sie nicht möglich machen können, Mylord, und wenn ich hundert Louisdors hätte, so würde ich sie wetten und sicher gewinnen."

„Ich nehme die Wette trotzdem an," entgegnete

Lord Seymour. „Ich habe einmal mein Wort gegeben und darf nicht zurück.“

»Eh bien,« war die Antwort, „so lassen Sie uns heute Abend den Punsch durch den General Tom Pouce serviren (alle Welt sprach in jener Zeit von dem Däumling) und zwar hier an eben dieser Tafel, an welcher wir sitzen.“

Lord Seymour lächelte und gab seinem Intendanten und Factotum, Monsieur Charles, einen Wink — weiter nichts. Monsieur Charles organisirte in derselben Stunde die eben erzählte Entführungs-Scene, erschien darauf wieder im Speisesaal und unterbrach den Lärm der Gäste, von denen die meisten beim Champagner die drollige Wette bereits vergessen hatten, durch die laute Frage, ob Se. Herrlichkeit den Punsch befehle. Mylord bejahete. Die hohe Flügelthüre öffnete sich und zwei Diener trugen auf einer großen silbernen Schüssel die Punschbowle mit den Gläsern herein und — zum Erstaunen und Jubel der Versammlung — den verlangten Schenken dazu, den General Tom Pouce, der schon freundlicher aussah, als kurz zuvor, indem er sich wahrscheinlich in sein Schicksal gefunden hatte. „Excellenz,“ sagte Lord Seymour, und versöhnte dadurch den Däumling vollends, „es handelt sich um eine Wette von hundert Louisdors, die ich für Sie angenommen habe. Ich wäre mein Leben lang untröstlich gewesen, wenn Sie dieselbe durch meine Schuld verloren hätten. Deshalb ließ ich Sie so rasch holen.“ Das Weitere kann man sich leicht

denken. Der Lord ließ den General nachher in seiner eigenen Equipage nach Hause fahren und schickte ihm am andern Tage hundert blanke Goldstücke.

Dies Abenteuer hatte übrigens, trotz seines hübschen Ausganges, dem General ernstlich zu denken gegeben und ihn für die Sicherheit seiner kleinen Person besorgt gemacht. Daher der große John, den er sich aus England verschrieben und in Eid und Pflicht genommen hatte. Von nun an konnte Tom Pouce ruhig schlafen und brauchte nicht mehr vor Entführern und wettenden Lords zu zittern. John begleitete seinen Herrn überall hin und der Däumling sparte dadurch manchen Fiaker; denn die Rocktasche des Riesen diente ihm als Sänfte.

Später, als er reich geworden war, hatte der General selbst Equipage. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Paris im Jahre 1851 haben wir ihn oft in seiner kleinen, roth gemalten und reich vergoldeten Karosse (die Pferde zwei schöne weiße Pudel) über die Boulevards fahren sehen. Jetzt hat er sogar ein Paar Zwergponys, nicht größer als seine frühern Hunde, und einen kleinen Kutscher, der sich fast eben so gut für Geld sehen lassen könnte, wie sein Herr.

Der General ist ferner ein guter Reiter und ein noch besserer Schütze. Er geht, wenn er sein Landgut bei Boston bewohnt, viel auf die Jagd und bedient sich dabei der allerliebsten Waffen, die einst der Prinz Albert ihm zum Geschenk gemacht hat.

Böse Zungen erzählen freilich eine schlimme Ge-

schichte von einem angeschossenen Hasen (noch bösere machen gar ein Kaninchen daraus), der einst den kleinen Jäger um und umgerannt; aber wir glauben sie nicht. Auch wir unserseits möchten schließlich noch einer andern Episode aus dem Leben des Generals Tom Pouce erwähnen, wenn wir nicht den Spott der Leserinnen fürchteten, von denen wohl manche uns auslachen wird, mich und den General. Und doch, wo fänden wir wiederum Nachsicht und Theilnahme für unsere Herzens-Angelegenheiten, wenn nicht bei den Frauen, die alles, was lieb und zart ist, in ihren Schutz nehmen?

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme,“ sagt Schiller, und weshalb sollte auch ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, selbst bei einer Größe von nur eben so vielen Zollen und einem Gewicht von kaum so vielen Pfunden, nicht ähnlich fühlen und sich nicht eben so gut nach einem gleichgestimmten Herzen sehnen, als einer von fünf bis sechs Fuß Länge und anderthalb Centnern Gewicht? Im Gegentheil, mir will fast der Kleine ästhetischer und poetischer erscheinen als der Große.

„Nicht die Länge, nicht die Schwere,
Das Gefühl für Ruhm und Ehre
Und ein thatendurstig Herz
Macht allein den wahren Mann!“

rief Immermann's Tulifäntchen, als es mit der Brummfliege auf Leben und Tod kämpfte, und der

General ist gegen jenen Helden ein Riese, denn Tulifäntchen war ja nur „fingerslang und fingersdick".

Mit andern, mehr prosaischen Worten: Tom Pouce wollte heirathen und suchte eine Frau, und natürlich eine, die zu seiner Taille paßte. Er hätte vielleicht sein Leben lang vergeblich gesucht, wenn ihm nicht die hübsche Sitte seines americanischen Vaterlandes, die heirathsfähigen und heirathslustigen Mädchen durch die Zeitungen bekannt zu machen, zu Hülfe gekommen wäre.

Eine Annonce aus New-York suchte für ein achtzehnjähriges, gut erzogenes, bemitteltes Fräulein einen „passenden" Gemahl; in Parenthese war noch hinzugesetzt, daß das Fräulein, wenn auch durchaus wohlgewachsen, nur dreiundzwanzig Zoll messe.

Da rief Tom Pouce ein glückliches εὕρηκα! Dank der zugesicherten „strengsten Discretion" erfuhr er bereits in Boston alles Nähere über seine Zukünftige, denn als solche betrachtete er sie sofort. Der Vater war ein ehrlicher Eisenhändler in Brooklyn. Beide Eltern hatten eine gewöhnliche Statur, aber ihre Ehe war mit zwei Mädchen gesegnet worden, von denen das größte die ausgeschriebene Braut war. Der General machte sich auch alsbald auf den Weg. Nie hatte er mit mehr Recht seinen Feldherrntitel getragen, denn er zog wie ein Eroberer aus: er kam, er sah und siegte. Die beiden kleinen Herzen oder Herzchen fanden und verstanden sich leicht. Die Eltern schätzten sich hochgeehrt durch den Antrag und gaben mit Freu-

den ihre Einwilligung. Der Name Tom Pouce war ja nicht allein ein europäischer, sondern auch in der neuen Welt berühmt, denn von Rio bis hinauf nach New-York gab es keine bedeutende Stadt, die der General nicht besucht und wo er nicht Lorbeeren und Thaler geerntet hatte. Aber als die Trauung vollzogen werden sollte, stieß man auf eine große Schwierigkeit. Der General, der nichts halb thun wollte, fand keinen passenden Trauzeugen, d. h. keinen Zwerg, der dem Bräutigam geglichen hätte. Die Braut hatte ihr Schwesterchen Mannie dazu gewählt. Ein Herr von gewöhnlicher Größe an der Seite des Generals wäre eine unglückliche Anomalie gewesen und hätte leicht den Ernst der heiligen Handlung stören können. So wenigstens raisonnirte Tom Pouce; aber er dachte auch zugleich an den einzigen Menschen, der ihn aus dieser Verlegenheit ziehen konnte. Es war dies der Zwerg des Sydenham-Palastes, unter dem Scherznamen „Commodore Nutt" in ganz England bekannt, und seit einigen Jahren der Liebling des Londoner Publicums.

Eine telegraphische Depesche lud diesen Freund und Rivalen ein, und vierzehn Tage darauf wurde die Pygmäen-Hochzeit gefeiert. Der Bräutigam mit seiner Braut und mit den beiden Trauzeugen waren, alle vier zusammengenommen und auf einander gestellt, nicht größer, als ein französischer Tambour-Major von der Garde, den langen tricoloren Federbusch allerdings mitgerechnet. Man munkelte sogar von einer zweiten Verlobung zwischen dem Commodore Nutt und der

Schwester der Generalin; aber es war ein leeres Gerücht. Der Commodore ist ein klein wenig schief und trägt die rechte Schulter etwas höher als die linke.

„Lieber als alte Jungfer sterben, denn einen Krüppel heirathen!“ hatte Miß Mannie stolz geantwortet.

So segelte denn die kleine Familie auf's neue nach America hinüber. Der General, der trotz seiner kühnen Devise »go ahead!« (drauf und dran!) sehr friedlicher Natur ist, und sich weder für den Süden noch für den Norden erklärt hat, sehnte sich nach Hause, um, wie er uns versicherte, ganz seiner Familie zu leben und sich mit seiner Gattin der Erziehung seines Töchterchens zu widmen. Glückliche Reise und glückliches Gelingen!

Alexander Dumas, Vater und Sohn.

I.

Ein neues Stück von Dumas fils.

Wenn man in den Jahren 62 und 63 in irgend einer Theaternotiz von Dumas, dem Sohne, sprach, so gedachte man seiner als eines halb Verschollenen, oder als eines Autors, der bereits auf seinen Lorbeeren ausruhe. Daß jene Lorbeeren sein Haupt nicht allzu sehr drückten, müssen wir wahrheitsgetreu hinzusetzen. Dumas fils war in seiner literarischen Carrière längst im Perihelium angekommen und ging schon mit seinen letzten Stücken, namentlich mit dem »père prodigue«, seinem Aphelium entgegen. Drei Jahre lang hatte er gar nichts mehr von sich hören lassen; und ein Pariser Tagesschriftsteller, (denn mehr als das ist Dumas fils, trotz allen Lärms, den man bei seinem ersten Auftreten machte, doch eigentlich nie gewesen) der einige Jahre lang nichts von sich hören läßt, wird alsdann,

so beliebt er auch anfangs gewesen sein mag, leicht vergessen. Im vorliegenden Falle war dies kein großes Unglück, und man tröstete sich leicht über den verstummten Dramatiker; denn wenn er auch unleugbar etwas von dem esprit seines großen Vaters bekommen, so hatte er doch weder dessen Unerschöpflichkeit noch Energie, und die Sphäre, in welcher er sich als Autor bewegte, hatte außer ihrer moralischen Schattenseite, der Zweideutigkeit der demi-monde, auch noch die praktische, sehr enggezogen und beschränkt zu sein. Wir sprechen hier nur von ihm als Dramatiker; als Novellist steht er mit seinen Erzählungen und Novellen, die Gott Lob ganz vergessen sind, unter Null, wenigstens für jeden anständigen Leser . . . . . „bodenlose Platitüden", sagt Platen ein Mal in einer Kritik der Clauren'schen Werke, und der Verfasser der Mimili ist noch sehr decent im Vergleich zu Dumas fils in seinen Grisetten- und Loretten-Geschichten.

Das Erstaunen war daher nicht gering, als es auf ein Mal hieß, im Gymnase-Theater werde ein neues Stück von Dumas fils einstudirt. Daß die erste Vorstellung eine äußerst brillante war, wenigstens in Bezug auf das versammelte Publicum, versteht sich von selbst. Alexander Dumas fils ist der eigentliche Dramatiker der demi-monde, wie Ponson du Terrail ihr Romantiker ist. Der große Erfolg Beider erklärt sich daher leicht. Aber schon die erste Vorstellung fiel ungünstig aus, trotz der Claque, die mit gewohnter Unverschämtheit bei den im voraus bestimmten Scenen

und bei gewissen Stich- und Schlagwörtern applaudirte und die zahlreichen Freunde und Freundinnen des Autors (er zählt begreiflich der letztern sehr viele) unwillkürlich mit fortriß. Die Montagskritik (alle ersten Vorstellungen in Paris werden an einem Samstage gegeben) verhielt sich zuerst sehr zurückhaltend, d. h. sie wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Sie erging sich in jenen allgemeinen Raisonnements, die im Grunde nichts sagen, aber auf französisch so hübsch klingen; redete viel von dem bedeutenden dramatischen Talent des Verfassers, das kein Mensch je in Abrede gestellt hatte, freilich ohne einen Corneille oder Molière aus ihm zu machen, und erreichte durch diesen Kunstgriff momentan wenigstens den einen Erfolg, das Stück vor dem sofortigen Fiasco zu retten und einstweilen, wenn auch mit nicht geringer Noth und Mühe, auf den Brettern zu erhalten.

. . . . »Mais il faut lui dire la vérité, à ce jeune homme!« rief bei der dritten oder vierten Vorstellung ein stattlicher Herr, der rechts in einer Prosceniumsloge des ersten Ranges ziemlich augenfällig Platz genommen hatte, und auf den sich bereits während des Zwischenactes alle Operngucker und Lorgnetten gerichtet, wie Kreuzfeuer einer feindlichen Batterie. Er hatte diese lästige Demonstration mit heroischem Gleichmuth ertragen und wohl gar darein gelächelt, indem er sich ungezwungen und lebhaft gesticulirend mit seiner Umgebung unterhielt, die wie ein ehrerbietiges Gefolge dichtgedrängt die Loge füllte. Jenes Kreuzfeuer hatte

übrigens auch nichts Feindliches; es war im Gegentheil ein Zeichen aufrichtiger Sympathie von Seiten des Publicums, und vielfach flüsterte man sich, indem man auf den Gefeierten wies, die Worte zu: »Il est de retour, il est revenu.« »Plus jeune, plus vert que jamais,« setzte mein Nachbar hinzu, ein Herr mit weißem, noch dazu sehr spärlichem Haar; er wischte sein Augenglas und schaute neidisch auf den Mann in der Loge, dessen dichter, üppiger Haarwuchs an äthiopische Tituskӧpfe mahnte. Aber Recht hatte mein Nachbar und wir Alle mit ihm: Alexander Dumas »père et seul« (er war es und kein Anderer) sah jugendlicher und lebensfrischer aus, denn je zuvor. Es scheint wirklich, als wenn er das Wort des Geistersehers Home wahr machen wollte, der ihm einst prophezeite, er werde in seinem hundertundsiebenten Jahre sterben, und auch dann nur in Folge einer Verwundung, die er in einem Duell sich zugezogen — das Duell selbst wegen einer Herzensangelegenheit mit einer hohen Dame. Ueber die Schwätzer und Windbeutel! Alexander Dumas selbst bezeichnet als seinen Geburtstag das Jahr und Datum der Schlacht von Austerlitz, also den 2. Dec. 1805, und wir glauben es ihm gern; denn ein solcher Mann kann ja unmöglich einen Geburtstag haben, wie andere gewöhnliche Leute.

Aber das neue Stück seines Sohnes? . . . . Wir weichen absichtlich aus und schweifen ab; denn wenn wir hier nur über das Stück selbst berichten wollten, so würde unser Bericht langweilig und unverdaulich

werden, wie — wie . . . . nun, wie das Stück selbst. Es kommt mir eben kein passenderer Vergleich. Dumas hatte auch ganz Recht, als er besorgt fragte: „Ist denn Niemand da, dem jungen Manne die Wahrheit zu sagen?“ Als später der Sohn zu ihm in die Loge trat, sagte ihm der Vater nach der ersten Umarmung (sie hatten sich nämlich vorher nicht gesehen; denn Dumas war Abends von Neapel angekommen und direct vom Bahnhof nach dem Gymnase gefahren): »Quant à ta pièce, mon cher, c'est très-fort, c'est-à-dire fort mauvais.«

Dies Bonmot ging noch an demselben Abend wie ein Lauffeuer durch das Theater und von da weiter auf die Boulevards und in die Kaffeehäuser, — und am nächsten Montage wagten sich wirklich einige Feuilletons mit der Wahrheit hervor. Als wir noch ein Mal und zwar der zwanzigsten Vorstellung beiwohnten, fanden wir schon meist leere Bänke, und während mancher Scene, die langweilig und gedehnt die Geduld des Publicums auf einen äußersten Grad zu spannen schien, brach lauter Tumult aus zwischen dem Parquet und der Claque im Parterre, die unverschämter als je durch Klatschen und Bravorufen jede andere Demonstration zu unterdrücken suchte. Es gelang ihr auch, bis auf einige starke gellende Pfiffe dicht neben mir (ich hatte Max im Verdacht, der einen famosen kleinen Schlüssel besitzt). Denn die Claque, dieser Krebsschaden aller Pariser Theater, dominirt noch immer das hiesige Publicum. Diese Unsitte ist dergestalt einge-

wurzelt und zur nationalen Gewohnheit geworden, daß die ersten Schauspieler erklärt haben, ohne Claque nicht spielen zu wollen, weil sie eben ohne dieselbe nicht spielen können. Vielleicht, daß auch hier die Theaterfreiheit Erlösung, oder doch irgend eine Modification bringt.

Aber war nicht das Wort des Vaters zu hart? Sollte es vielleicht wahr sein, was die Spaß- und Spottvögel uns versicherten, daß Dumas père sich dadurch an seinem Sohne für ein ähnliches Bonmot hatte rächen wollen, das ihm dieser kürzlich bei Gelegenheit seines letzten Romans, des dreihundert drei und sechszigsten, gesagt? »Eh bien, mon fils,« hatte der Vater gefragt, »as-tu déjà lu mon dernier roman?« — »Non papa, pas encore; et toi?«

Seit jenem Tage soll Papa Dumas seinen Sohn nur noch den „verlorenen Sohn" nennen. »L'ami des femmes,« um doch endlich wenigstens den Namen des Stückes zu nennen, ist ein seltsames, buntes Machwerk, dessen Hauptübelstand entschieden in dem Mangel an dramatischer Handlung liegt. Daß in all' diesen Stücken kein moralischer Fonds ist, weiß der Leser längst; aber darüber geht man hier leicht hinweg, ja man lächelt mitleidig oder vornehm, wenn man dergleichen veraltete Ansprüche an die moderne französische Bühne machen hört. Action, Action muß Alles ersetzen; und wenn nur recht viel auf den Brettern passirt, so ist man zufrieden. Nun passirt aber in dem »ami des femmes« so gut wie gar nichts,

und das Ganze läuft auf ein paar komische Situationen und auf eine Menge Witze, Wortspiele u. s. w. hinaus, die man in der Lectüre — wenigstens für den, der Sinn und Geschmack für derartige leichte Waare besitzt — sich noch wohl gefallen läßt, die aber in der Aufführung überaus platt und fade erscheinen. Dazu mehr als je eine Fülle von Zweideutigkeiten und Anspielungen, kaum versteckt und zumeist mit Händen greifbar; und doch liegt in diesen der Hauptpunkt, der dem ganzen Stücke zur Stütze dient, und ohne welchen es selbst diesen geringen und zweifelhaften Erfolg nicht gehabt haben würde. Wie schade, sagte Max, daß Dumas fils kein Philosoph ist, sonst könnte man sehr gut auf ihn die Worte anwenden: »o si tacuisses, philosophus mansisses.«

So dürfen wir ihn nur bitten, sich die gleichgültige Aufnahme seines Stückes von Seiten des Publicums als ernste Warnung dienen zu lassen, seinen Autorenruhm nicht leichtfertig in die Schanze zu schlagen. Noch ein solches Schauspiel, wie der »ami des femmes«, und der Verfasser hat sich um alle dramatische Reputation gebracht. Für mich ist dabei noch der besondere Gedanke so sehr betrübend, der mich jedes Mal überkommt, wenn ich hier derartige neue Theaterstücke geben sehe: wird es in deutscher Bearbeitung auf deutschen Bühnen erscheinen, und wie wird es sich dort ausnehmen? Ist doch sogar kürzlich Feuillet's Montjoie in Deutschland gegeben worden, und in frühern Jahren die dame aux camélias!

Wann endlich werden die Deutschen stolz genug sein, sich mit ihren eigenen Theaterstücken, unter denen so viele vortreffliche sind, zu begnügen und den Franzosen nur das Gute zu entlehnen? Denn auch den letztern mangelt es daran Gott Lob nicht. Aber hat man jenseits des Rheines nöthig, jeden theatralischen Schund, der hier pilzartig aufschießt, sofort mit Hast und Emphase auf die heimischen Bühnen zu bringen?

»Assez! Assez!« rief Max lachend und erinnerte mich, daß ich mit jener Klage eine alte, bekannte Litanei angestimmt und darüber die Analyse des Stückes vergessen hatte.

Tant pis, entgegnete ich, als wir oben im Foyer waren, oder auch tant mieux; denn wenn der Leser, wie wir, vier Acte mit ausgehalten hätte, würde er gewiß nicht nach dem fünften verlangen und uns obenein die Analyse des Ganzen gern erlassen.

Uebrigens war auch die Hauptvorstellung von nun an im Foyer selbst; denn dorthin hatte sich der Vater Dumas geflüchtet, weil seine Loge nahe daran gewesen, mit Sturm genommen zu werden. Im Foyer hatte er doch wenigstens Arme und Beine frei und konnte sogar, was er auch that, auf den Balcon hinaustreten, um, wie ein gefeierter Monarch, die unten versammelte Menge zu grüßen.

Wir waren natürlich herzlich froh, ihn wieder zu sehen, und der kleine Auflauf, der am nächsten Abend im Café Montmorency entstand, wo der große Mann Platz genommen hatte, bewies nur auf's neue seine

immense Popularität, die noch stets im Wachsen begriffen ist. Er hat vor ganz kurzer Zeit eine akademische Zuschrift aus Ispahan erhalten, mit einer überaus schmeichelhaften Einladung, der er, sobald es ihm seine viel beanspruchte Zeit nur irgend gestattet, oder mit andern Worten, sobald er sich nur in Europa frei machen kann, Folge leisten wird.

Ich unterstand mich, denn die Neugier ließ mich nicht ruhen, ihn nach der Insel Alexandra zu fragen, von der weiter unten die Rede sein wird.

Er sagte ernsthaft: »Elle attend, comme nous tous, les événements du printemps,« auf welche kategorische Antwort ich natürlich nichts zu entgegnen wußte. Wer wäre auch überhaupt im Stande, auf eine Dumas'sche Antwort irgend etwas zu entgegnen?

Die Détails seiner Reise von Neapel waren sehr interessant, wenn auch vielleicht etwas zu bilderreich und romantisch; aber das war ja durch die Persönlichkeit des Reisenden genügend erklärt. Dumas besitzt nach wie vor seine kleine Dampfcorvette, auf welcher er das Mittelmeer durchkreuzt, ganz wie seiner Zeit der Graf Monte Christo, und auf dieser Corvette, die wohlgetakelt und wohlbemannt ist und vier Kanonen führt, ist er denn auch jüngst wieder im Hafen von Marseille eingelaufen, dort ebenfalls (denn wo er erscheint, bereitet man ihm Ovationen) von einer gaffenden Menge auf den Quais laut begrüßt und wie im Triumph bis in sein Hôtel begleitet.

Leider besitzt aber unser Romancier in mancher andern Beziehung nicht allzu viel Aehnlichkeit mit dem eben genannten gräflichen Helden, so namentlich nicht in pecuniärer; denn die Diamantengrotte, die er in jenem Roman so geschickt erfunden und so schön ausgemalt hatte, scheint er in der Wirklichkeit noch immer nicht entdeckt zu haben. Im Jahre 1863 wenigstens wurde sein flüchtiger Aufenthalt in Paris buchstäblich zu einem solchen; denn einer seiner Gläubiger (er soll deren gar viele haben) war unhöflich genug, ein gerichtliches Erkenntniß gegen ihn vollziehen zu lassen, das auf Personal-Arrest lautete und daher den großen Mann wie einen gewöhnlichen Schuldner nach Clichy bringen konnte. Vater Dumas wich dieser schlimmen Eventualität einfach dadurch aus, daß er nie vor Sonnenuntergang ausging und nur Sorge trug, vor Sonnenaufgang heimzukehren. Denn auch in Frankreich ist der Personal-Arrest (»la prise de corps«) nicht nur polizeilich, sondern auch astronomisch geordnet; jetzt soll er übrigens völlig aufgehoben werden.

Die armen Teufel, die vor seinem Hause postirt waren und ihm auflauerten, ihm aber zur Nachtszeit nichts anhaben konnten, grüßte er freundlich, schwatzte auch ein wenig mit ihnen und gab ihnen schließlich ein paar Franken, um bei dem nächsten Marchand de vins auf seine Gesundheit zu trinken. Ein reicher Freund half ihm aus der Noth, ihm, der sein Leben lang stets allen möglichen Menschen, bekannten und unbekannten, würdigen und unwürdigen, geholfen.

Dieser Freund ließ ihm eines Abends, wo Dumas sich schon hinausgewagt hatte, anstatt seiner Visitenkarte, ein Wechselpapier en blanc mit seiner Unterschrift zurück, dessen Stempel die Chiffre 10,000 trug. Der Romancier verstand diese Aufmerksamkeit und füllte das theuere Papier mit einer Tratte auf Sicht aus. Da er aber nur achttausend Franken statt zehntausend hineinschrieb, so behauptete er, seinem Freunde zweitausend Franken geschenkt zu haben und machte Ansprüche auf dessen Erkenntlichkeit.

Doch das neue Stück seines Sohnes? fragt man noch ein Mal hinter mir. Aber ich thue, als hörte ich es nicht, denn ich will lieber noch einen ganzen Bogen mit all dem lustigen schnurrigen Zeug voll schreiben, das uns der Vater aus dem unerschöpflichen Füllhorn seiner Laune und Phantasie zum Besten gab, als Zeit und Papier noch länger auf den Sohn verwenden. Wie gesagt, wir verdanken es ja dem Vater, daß unser Artikel über den Sohn lesbar wurde.

Aber er, der Vater, verdient noch ein besonderes Capitel.

II.

Alexander der Große.

So nennt er sich selbst, so nennt ihn die Welt, d. h. die pariser Welt, und auch wir wollen es für die folgenden Seiten, wenn auch nur zum Scherz, ebenso machen. So wenig wir dadurch dem Ruhme des macedonischen Eroberers zu nahe treten, eben so

wenig wird uns der ernstere Leser verkennen und mißdeuten: den Schriftsteller Dumas lassen wir hier ganz bei Seite, und halten uns nur an seine Person. Alsdann ist er wirklich ein lustiger Patron, der stets etwas Neues und Interessantes erlebt oder auch erfindet, was bei ihm so ziemlich ein und dasselbe ist, und der immer noch eine neue, unglaubliche Geschichte in petto hat, wenn die Unterhaltung zu stocken droht und die übrigen Gäste nichts mehr zu erzählen wissen.

So schrieb er uns im Jahr 63 Wunderdinge aus Neapel, seiner „zweiten Heimath“, wo seine Gegenwart als Redacteur des »Indipendente«, als Volksredner und öffentliche Figur unentbehrlich war, wie er wenigstens selbst mit gewohnter Bescheidenheit versicherte. Dabei ist er als Kosmopolit mit allen Nationen gut freund; denn seine politische Ueberzeugung ist im Ganzen noch nie über den nächsten Tag und noch weniger über die Sphäre hinausgegangen, in welcher er sich selbst als Mittelpunkt und Hauptperson befindet.

Er lebte damals länger als einen Monat an Bord eines englischen Kriegsschiffes, das in den neapolitanischen Gewässern kreuzte, und dessen Commandant den großen Romantiker nicht allein gastfreundlich aufgenommen, sondern ihm auch seine Fregatte, mit allem was darin und darauf war, zur Disposition gestellt hatte. Letzteres verstand sich indeß von selbst; denn ohne Superlativ thut es einmal Monsieur Dumas nicht. Es handelte sich aber auch um keine Kleinigkeit,

und zwar um nichts weniger als um ein Stück Schöpfungsgeschichte — so stand es wenigstens in dem Briefe, den Villemessant bei dem großen Figaro-Diner seinen versammelten Gästen unter lautem Beifall vorlas. Die Dumas'sche Version dieses seltsamen Ereignisses ist die folgende.

Vor etwa zehn Jahren ist die kleine Insel Ferdinanda, wenige Meilen südwestlich von Neapel, im Meere versunken. Dies Factum an sich ist übrigens keine Dumas'sche Erfindung, sondern eine wirkliche Thatsache, die damals nicht wenige Gelehrte und Naturforscher beschäftigte.

Die Insel, fährt unser Romancier fort, kaum eine Quadratmeile groß und von vulcanischer Bildung, versank so langsam, daß die paar Fischerfamilien, die sich dort niedergelassen hatten und ein kleines armseliges Dorf bildeten, sich mit ihren Habseligkeiten in ihre Boote retten konnten. Acht Tage später war sie von der Wasserfläche verschwunden, und nach weitern acht Tagen verlor man bei den angestellten Untersuchungen in einer Tiefe von hundert und achtzig Klaftern auf immer ihre Spur. Da hieß es vor einigen Monaten auf ein Mal, daß die Insel ihrem Wiedererscheinen nahe sei und demnächst wieder auftauchen werde. Eine zu diesem Zweck von Malta aus unternommene Expedition mit Taucherglocken sollte dies als ganz unzweifelhaft herausgestellt haben. Neugierige Fremde segelten von Neapel hinüber, um sich an Ort und

Stelle von der Wahrheit der seltsamen Geschichte zu überzeugen.*)

Für Dumas war dies eine vielwillkommene Gelegenheit zu einem neuen, originellen und romantischen Abenteuer. Trotz seiner Aversion vor dem „egoistischen Albion" hatte er sich daher an Bord einer englischen

---

*) Wie gesagt, wir geben diese Details nach dem Dumas'schen Briefe. Die nüchterne, unromantische Wissenschaft schildert das Factum freilich mit etwas andern Farben. Nach ihr datirt die erste Erscheinung der Insel bereits vom 28. Juni 1831, und war von einem seltsamen Phänomen begleitet, das Sir John Davy (ein Bruder Sir Humphrey's?), der sich von Triest aus sofort dahin begab, in der „Geological Review" schildert. So wie nämlich die Insel, die übrigens dort nur auf 700 Fuß Länge und 300 Fuß Breite angegeben wird, aus dem Wasser heraus getreten war, erhob sich in ihrer Mitte ein säulenartiger Kamm, der zusehends wuchs und wuchs und einen zweiten ähnlichen Kamm aus seinem Schooße hervor trieb. Am Tage entstiegen diesem Kamme leichte Rauchwolken und Nachts leuchtete er in phosphorischem Lichte. Als dies seltsame Ereigniß durch die Zeitungen bekannt wurde, eilten viele hundert Gelehrte und Reisende aus allen Gegenden Europa's herbei, um das Wunder mit eigenen Augen zu sehen. Aber die meisten kamen zu spät; denn schon am 16. September desselben Jahres versank die Insel plötzlich wieder und bildete seitdem in einer Tiefe von ungefähr sechs bis acht Fuß eine Art Riff, das auch auf den Seekarten verzeichnet wurde. Seit einiger Zeit scheint nun dieses Riff wieder über die Wasserfläche empor gehoben zu werden; aber das Endresultat wird wohl kein anderes sein, als im J. 1831. Bewohnt ist, nach Sir John Davy, die Insel nie gewesen.

Fregatte begeben, deren Capitain einer von seinen Millionen Lesern und Bewunderern war. Von jener Fregatte aus redigirte Dumas sein Journal, das täglich in Neapel erschien, und wartete des großen Augenblickes, um, wenn die Insel auftauchte, von derselben „im Namen Frankreichs Besitz zu nehmen". Die Insel könne später leicht, so schrieb er, ein wichtiger strategischer Punkt im Mittelmeere werden. Nach allen Richtungen hin hatte er außerdem Einladungen ergehen lassen zu dem Frühstück, das er auf der neu geborenen Ferdinanda, die er aber in Alexandra umtaufen wollte, zu geben beabsichtigte, und auch sein Freund und Dutzbruder Garibaldi hatte versprochen, von Caprera herüberzukommen.

So weit unser Romantiker, der noch immer derselbe Faxen- und Flausenmacher ist, wie vor zwanzig und dreißig Jahren, als er auf dem Boulevard »des Italiens« in einem himmelblauen Frack spazieren ging, den er in Folge einer Wette selbst zugeschnitten und genäht hatte, oder in offener vierspänniger Kalesche en pleine carrière dem jungen Herzog von Nemours ein Diner gab, das ebenfalls, von der Suppe bis zum Kuchen, sein eigenes Fabrikat war.

Der Leser kann sich leicht die ungeheuere Heiterkeit vorstellen, mit welcher der Dumas'sche Brief von den versammelten Gästen bei dem erwähnten Figaro-Diner in »Peter's House« aufgenommen wurde. Auch expedirte man sofort eine elektrische Depesche an den großen Mann, die ihm den tiefgefühlten Dank, sowohl

von Frankreich im Allgemeinen, wie vom Schriftsteller-club im Besondern aussprach und ihn zugleich einlud, nach Besitznahme der Insel nach Paris zurückzukehren, um die verödeten Trottoirs wieder durch seine Gegenwart zu beleben.

Dieser Einladung leistete er denn auch bald Folge, und eines schönen Morgens eilte die tausendzüngige Fama über alle Boulevards: Dumas ist wieder da! Das Café Riche, wo er seinen Kaffee trank, steckte eine dreifarbige und eine italienische Fahne aus. Nun aber ward der Zudrang so groß, daß der berühmte Mann sich sein Frühstück in einem kleinen Neben-Cabinet serviren ließ, von wo aus er durch die offene Thür den Begrüßenden mit einer gnädigen Handbewegung dankte. Er versprach zugleich seinen zahlreichen pariser Freunden, Verehrern und Bewunderern allmonatlich „einige Stunden“ mit ihnen in Paris zu verbringen; denn ganz könne er noch nicht nach Paris zurückkehren, weil seine Gegenwart in Neapel nothwendiger als je sei. Dies konnten freilich die vernünftigen Leute nicht recht einsehen; aber Dumas hat sich niemals viel aus den vernünftigen Leuten gemacht. Drei Tage für die Hinreise, soll er zu denen gesagt haben, die ihn erstaunt fragten, wie er ein solches Project trotz seinen vielen literarischen Arbeiten ausführen könne, drei Tage für die Rückreise, einen Tag für den Aufenthalt in Paris, bleiben noch drei Wochen monatlich zum Arbeiten, also Zeit genug. Am Sonntag arbeitet der große Mann nicht; er ruht aus, wie Gott am sieben-

ten Schöpfungstage. Dies sagt er selbst in seinem Journal „Monte Christo“, das, zum Erstaunen Aller, auf ein Mal wieder in Paris auferstanden ist und Tausende von Lesern findet.

Dabei schreibt er sein Blatt, wie immer, ganz allein, was ihm längst den Ehrennamen Dumasseul eingetragen hat; er thut dies schon um die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen, die ihm seine vielen Mitarbeiter, namentlich Maquet, vorwerfen.

Er erzählt uns die interessantesten Sachen (alles, was Dumas erzählt, ist interessant) aus Neapel und dem übrigen Italien. Daß er den Ausbruch des Vesuv's nicht versäumt hat, versteht sich von selbst; er hat gerade während des schrecklichsten Momentes auf dem Rande des Kraters gesessen, natürlich seine Cigarre an der glühenden Lava angezündet und die ihm gewordenen Eindrücke sofort auf's Papier gebracht, um nichts von ihrer Unmittelbarkeit zu verlieren. Das nach Paris zum Druck gesandte Manuscript ist an einigen Stellen braun gebrannt, an andern verkohlt, weshalb der Setzer dann und wann eine Zeile frei läßt, mit der Randbemerkung »les brûlures empêchaient de lire«. Dies alles debitirt Dumas ernsthaft und ehrbar in seinem „Monte Christo“; denn er kennt sein Publicum: es sind eben Geschichten, wie der Pariser sie liebt. Auch von Garibaldi, seinem Intimus, bringt er allerlei Schnurren. So hat ihm der „Cincinnatus von Caprera“ einen Empfehlungsbrief an Victor Emmanuel gegeben, der die folgenden lako-

nischen Worte enthält: »Sire, recevez Dumas; c'est mon ami, il sera le vôtre.« Dumas ist aber nicht nach Turin gegangen, sondern er erwartet die Ankunft des Königs in Neapel, um ihn seinerseits zu empfangen, was jedenfalls hübscher ist.

Und nun gar das neue non plus ultra-Project des Unvergleichlichen, des Einzigen, der zu den Ruhmeskränzen seiner vierhundert zwei und sechszig Bände („Jetzt sind es gar vierhundert?" apostrophirt mich der erstaunte Leser, „und ein paar Seiten vorher waren es nur dreihundert" . . . aber das will nichts sagen, denn es kommt uns auf ein Hundert mehr oder weniger nicht an) also seiner 462 Bände noch immer neue Lorbeeren häuft. Dies Project besagt nichts mehr und nichts weniger, als auf dem Sinai ein Feuerwerk abzubrennen, das bei dem kaiserlichen Kunstfeuerwerker Ruggieri in der Rue de Rivoli bereits gekauft sein soll; ob auf Credit oder gegen baare Bezahlung meldet die Geschichte nicht.

Kurzum, er will sich nächstens in Marseille einschiffen, um Palästina zu bereisen, und wo Moses einst gestanden unter Donner und Blitz (denn auch die Bibel citirt Dumas sofort, wenn sie nur in seinen Kram paßt), auf eben diesem Platze will der große Mann seine Raketen und Schwärmer losbrennen! — und keineswegs aus gotteslästerlichem Spott, bewahre! nur um Aufsehen und Scandal, nur um von sich reden zu machen. An die Profanation des Heiligen denkt dabei dieser Windbeutel und Flausenmacher

nicht, wenn nur die europäischen Zeitungen, und die Pariser zunächst, seine Harlekinaden erzählen. Hat er nicht schon vor Jahren mit dem Sultan Kaffee getrunken und Hatschisch geraucht und obenein im innersten Serail, von Eunuchen bedient, von blühenden Huris umgaukelt, im Serail, wohin sonst kein Sterblicher ungestraft den verwegenen Fuß setzen darf? Hat er nicht hoch auf der Pyramide von Gizeh in Aegypten eine Flasche Champagner auf das Wohl Frankreichs geleert? Hat er nicht einst in den römischen Katakomben seinen Freunden ein déjeuner à la fourchette gegeben? Ist er nicht auf seiner Reise nach den jonischen Inseln in einer Taucherglocke in's tiefe Meer hinabgestiegen, um den Koloß von Rhodus zu suchen? Ist er nicht mit dem Grafen Kraniki in Sibirien auf die Hermelin- und Zobel-Jagd gegangen, und hat er nicht in den Schluchten des Atlas mit Jules Gérard den Wüstenkönig verfolgt? Hat er nicht acht Tage lang in einem ausgegrabenen römischen Hause Herculanum's gewohnt und eine toga praetexta und Sandalen getragen, wie Cicero und Cäsar? Und hat er nicht eine neue Sauce zum Rindfleisch erfunden, die in allen pariser Speisehäusern unter seinem Namen, als sauce à la Dumas, auf der Karte verzeichnet ist? u. s. w. u. s. w.

Und wenn er nicht wie Lord Byron bei den Dardanellen von Europa nach Asien hinübergeschwommen, so liegt dies eines Theils an seiner Corpulenz und dann auch daran, daß er ein Original ist und sich

nicht auf Copiren einläßt; er hätte sonst auch gewiß, wie jener andere Engländer, seine Visitenkarte auf die höchste Spitze des Chimborasso getragen.

Von jeher war aber auch Alexander Dumas das verzogene Schooßkind der Pariser. Der Verfasser des Monte Christo ist ihnen der König aller Romanschreiber und Schriftsteller, und wenn er heute eine Million verlangte, um dem Kaiser von China einen Besuch zu machen, oder einen Winter auf Spitzbergen zuzubringen, sie käme gewiß gar bald zusammen. Wohl ist es ein Zeichen der Zeit, wenn auch kein erfreuliches, daß hier Lamartine seinen letzten Gesang ungehört und vergessen anstimmt, und dort Dumas, dieser (wie sagen wir nur gleich?) Allerweltshanswurst, Kopf und Sinn der Menge fesselt und hinreißt . . . . und wer denkt nicht unwillkürlich bei dem Feuerwerke auf dem Sinai an das goldene Kalb, das die Kinder Israels jubelnd umtanzten?

. . . . Der Prophet, noch umleuchtet von der Nähe Gottes, stieg vom Berge herab, und warf, als er das Treiben der Abtrünnigen gewahrte, im heiligen Zorn den Götzenaltar in Trümmer — ein neuer Moses, ein literarischer, thut uns hier seit Langem Noth, um mit einer Feuersäule dem irregeleiteten Volke den Weg durch die Wüste zu zeigen!....

Aber zurück zu ihm, dem Universal-Original aller Romanciers, der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Er ist ein wirklicher Hexenmeister, und oft

sollte man glauben, es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Man höre!

Wir fahren Nachmittags über die Boulevards: großer Auflauf bei Tortoni; Dumas ißt dort ein Glas Eis und gibt dadurch dem verblichenen Renommée des einst so bedeutenden Hauses ein neues Relief. Fünf Minuten weiter ein noch größerer Auflauf vor und im Café des Variétés: Dumas präsidirt dem dortigen Schriftsteller-Club und hat zu seinem Secretär Auguste Maquet ernannt, seinen alter ego, der aber jetzt längst auf eigenen Füßen steht und seinerseits drei, vier Mitarbeiter im Solde hat.

Wieder ein paar Minuten weiter, und wir gelangen an die Ecke der Rue de Richelieu und des Boulevards Montmartre; aber die Queue vor der berühmten Maison Frascati ist so gedrängt und so lang, daß selbst die Wagen nur mit Mühe durchkommen können . . . . grenzenloser Lärm und wildes Geschrei wie am Faschings-Dinstage, wenn der boeuf gras vorüberzieht und nicht von der Stelle kann . . . . Das Gedränge wird fast lebensgefährlich, Polizeidiener mischen sich hinein; es sieht aus, als ob man das Haus stürmen wolle.

Dort sind nämlich die Bureaux des „Petit Journal“ und des „Journal Illustré“, und die Administration hat Tags vorher unter der Hand bekannt machen lassen (Monsieur Plon, der Verleger, ist pfiffig wie Keiner!), daß zwischen drei und vier Uhr der große Romancier dort „zu sehen“ sein würde. Diese Nach-

richt, ob begründet oder nicht, zog viele Tausende an und zugleich den Absatz von eben so vielen tausend Exemplaren nach sich. Fragte man nachher irgend einen armen Teufel, der mit zerdrücktem Hut sich glücklich wieder herausgerettet hatte, ob er den berühmten Mann gesehen, so vernahm man stets dieselbe Antwort: »Non, je ne l'ai pas vu, la foule était trop grande; mais il y était, tout le monde le disait.« Und ähnlich mochte es wohl Allen ergangen sein; denn Dumas war eben überall und nirgends.

Eine halbe Stunde später wenigstens begegneten wir Max am Château d'Eau, der direct vom Pfefferkuchenmarkt an der Barrière du Trône kam, wo auch er den großen Romancier gesehen. Dort hatte Dumas in Begleitung zahlreicher Freunde eine Kuchenbude in Beschlag genommen und nach allen Seiten hin Pfefferkuchenmänner gratis ausgetheilt, zum Entzücken der dortigen Vorstadtjugend, die von den Stadtsergeanten in ihren allzu freudigen Demonstrationen zurückgehalten werden mußte.

„Haben Sie ihn wirklich gesehen,“ fragte ich Max, „leibhaftig und mit Ihren eigenen Augen? Die Sache ist wichtig; denn ich will darüber nach Deutschland berichten und darf mich nicht blamiren vor meinen hunderttausend Lesern (man kommt, wenn man von Dumas spricht, unwillkürlich selbst in's Renommiren). Also wirklich?“

„Wie ich hier vor Ihnen stehe,“ entgegnete Max und zog einen Pfefferkuchenmann aus der Tasche, den

er im Gedränge erwischt hatte. Es war das getreue Ebenbild des „großen Dumas"; selbst ohne den in Zuckerperlenschrift darunter stehenden Namen würde man ihn erkannt haben. Dies überzeugte mich. Die Abendblätter desselben Tages waren freilich ganz geeignet, mich in meinem Glauben wieder wankend zu machen, denn sie brachten die seltsamsten Notizen. Zuerst eine Reclame des Luftschiffers Godard, daß Dumas an eben jenem Nachmittage ihm einen Besuch auf dem Invalidenplatze gemacht habe, um den Riesenballon zu besichtigen und sich für die unwiderruflich am nächsten Sonntage stattfindende Luftfahrt als Passagier einzuschreiben.*) Ferner einen Bericht über ein

*) Dieselbe wurde übrigens wieder, also zum dritten Male zu Wasser; aber diesmal wäre es dem guten Monsieur Godard, der noch lauter und unverschämter blaguirt und renommirt, als sein »illustre confrère« Nadar, beinahe schlimm ergangen. Die obige Annonce und dann der Umstand, daß die so prahlerisch verheißene Auffahrt mit zwölf Personen schon zwei Mal von einem Sonntage auf den andern verschoben war, hatte ungeheuere Massen auf die große Esplanade vor dem Invaliden-Hôtel hinausgezogen. Sechszigtausend Menschen mögen dort versammelt gewesen sein, und eine ähnliche Anzahl auf den nahen Brücken und Quais. Erst gegen fünf Uhr begann die Füllung, die aber vollständig mißglückte. Eine ganze Stunde lang schlug der kaum zum vierten Theile gefüllte Ballon zwischen seinen Stangen und Stricken hin und her; aber er entwickelte sich nicht weiter. Als gar gegen halb sieben Uhr sein Volumen wieder abnahm, wurde das Publicum ungeduldig und unangenehm. Es begann nun ein grenzenloser

großes Concert in der Salle Herz zum Besten der Taubstummen- und Blindenanstalten, wo man unter den Notabilitäten in „erster Reihe" den berühmten Romancier bemerkt hatte, „der sichtlich erfreut schien, das schöne Fest durch seine Gegenwart zu verherrlichen," — endlich die Schilderung eines Treibjagens im kai-

---

Lärm, ein Pfeifen und Schreien aus hunderttausend Kehlen bis der Sturm losbrach. Die hölzernen Barrièren der verschiedenen Sitzplätze (die Galerie zu fünfzig Centimes war natürlich am stärksten besetzt) wurden niedergerissen, und ein schwarzer Menschen-Ocean wälzte sich gegen die Mitte, wo der unglückliche Ballon in den letzten Zügen lag, und Monsieur Godard vielleicht desgleichen. Es ist ein Wunder, daß der Ballon nicht in tausend Stücke zerrissen wurde. Hunderte von Damen flüchteten sich angstvoll von den Tribünen nach den verschiedenen Ausgängen. Wir Herren nahmen die Flüchtigen in Schutz, so gut wir vermochten; — man schrie wie rasend nach Godard, der natürlich nicht erschien. »Il s'est sauvé avec la caisse!« hieß es auf ein Mal, und in jenem Moment nahm wirklich das Ganze einen bedrohlichen und ernsthaften Charakter an. Die paar hundert Polizisten und Gardisten gingen in dem Menschenschwall unter wie Tropfen im Meer; sie machten auch gar keine Miene einzuschreiten, was entschieden das Vernünftigste war. Das übrige Militär zog ruhig auf und besetzte die Trottoirs, ebenfalls ohne sich einzumischen; die Soldaten lachten im Gegentheil laut und schienen dem erzürnten Publicum beizustimmen. Die einbrechende Dunkelheit machte dem Scandal ein Ende. Aber eine zahlreiche Menge Burschen und Gamins zog nach Chaillot, vor das Haus der Gebrüder Godard, um ihnen eine Katzenmusik zu bringen, wobei wohl einige Fensterscheiben mit

ſerlichen Park von Meudon, zu welchem der Prinz Napoleon viele Gäſte aus Paris eingeladen, unter ihnen obenan Alexander Dumas, der ſich „in der hochrothen Jagduniform à l'anglaise vortrefflich ausgenommen hatte“. Wie geſagt alſo: überall und nirgends. Aber es war doch wirklich zum Tollwerden,

---

darauf gegangen wären. Hier erwartete ſie aber Monsieur le commissaire mit der dreifarbigen Schärpe und der nöthigen Mannſchaft und zerſtreute den Auflauf. Die Blamage Godard's, die man vielfach auch mit andern ſchlimmern Worten bezeichnen hörte, war indeß ſchon an demſelben Abende in Aller Munde, und er kam in Gefahr, ſeine Reputation als »aéronaute de l'Empereur« einzubüßen. Erſt im Juli deſſelben Jahres 1864 kam Godard wieder zu Ehren, aber glänzend. An einem heitern Nachmittage ſtieg nämlich der »aigle« in der Ebene von Saint-Denis auf, wohin ſich der Luftſchiffer begeben, um einen neuen geheimen Verſuch zu machen. Das Experiment (nach dem dreifachen Fiasco Godard's conſtatiren wir dies um ſo bereitwilliger) glückte vollkommen, und auf ein Mal ſchwebte der ungeheuere Ballon etwa in Kirchthurmhöhe über den elyſeiſchen Feldern, zum großen Erſtaunen der Pariſer, die von nichts wußten. Abſichtlich ſtieg Godard anfangs nicht höher, um dem überraſchten Publicum Zeit zu laſſen, den Koloß mit Muße zu betrachten. Nur die beiden Gebrüder Godard befanden ſich in der Gondel, und man konnte deutlich von unten in den innern Raum des Ballons hineinſehen, wo die hellen Flammen des Strohfeuers flackerten und loderten: ein gefährlich-ſchönes Schauſpiel! So hatte denn doch die Montgolfière in dem Kampfe mit den Gasballons geſiegt. Noch Tags zuvor hatte das „Grand Journal“ eine ſcharfe Polemik Déclair's gegen den kaiſerlichen Aëro-

und man konnte leicht den Kopf verlieren, wenn man nur eine Zeile von all dem Geschwätz glauben oder sich gar die Mühe geben wollte, die verschiedenen Gerüchte bis auf ihre Quelle zu verfolgen. Das deutsche Wort „er lügt wie gedruckt" verdankt seine Entstehung gewiß den Zeitungsnachrichten, und merkwürdiger Weise hat dies Wort im Französischen kein genaues Aequivalent. »Il ment comme un dentiste« sagt man hier; aber welcher pariser Marktschreier und Quacksalber könnte sich wohl mit Alexander Dumas »père et seul« messen? Selbst »Duchesne, dit le célèbre dentiste« mitgerechnet, dessen ganzes Pferdegeschirr mit ausgerissenen Zähnen wie mit Muscheln besetzt ist, und der uns »parole d'honneur!« versichert, er habe in den letzten Jahren auch seine linke Hand auf das Zahnausreißen eingeübt, um zwei Kunden auf ein Mal zu bedienen, und trotzdem arbeite er täglich bis Mitternacht.

Dumas selbst, der nie böse werden kann, so wenig wie irgend Jemand ihm, würde gewiß über diesen

---

nauten gebracht, worin ihm die Mangelhaftigkeit seiner Theorie und die Unmöglichkeit des Erfolges „evident" nachgewiesen wurde. Eine bessere Antwort konnte Godard wohl nicht geben, als eben seinen Adler steigen zu lassen, und wenn Déclair selbst mit hinausgeschaut, so wird ihn diese demonstratio ad oculos wohl überzeugt haben. Der Ballon, der nach und nach höher und höher stieg, schwebte noch lange in wahrhafter Majestät über Paris und zog alsdann über das Marsfeld nach Süden, wo er sich in den dunkeln Abendwolken verlor.

Vergleich mit Duchesne lachen. Hat er uns doch kürzlich erzählt, daß ihm Barnum zweimalhunderttausend Franken geboten habe, um ihn sechs Monate lang in den verschiedenen Hauptstädten von Nordamerica für Geld sehen zu lassen. Und wer weiß, was Dumas gethan hätte, wenn nur die americanische Küche besser wäre? Aber auf sechs Monate zu Roastbeef, Muttonchops und schweren Puddings verdammt zu sein, war seinem verwöhnten französischen Gaumen eine zu schreckliche Perspective.

Wie nun Alexander Dumas zu Anfang jener Woche in Aller Munde war, so war er am Schlusse derselben in Aller Händen; denn die neue Nummer des „Journal Illustré“ war von Anfang bis zu Ende ganz von ihm, und zwar die Illustrationen des Textes ebenfalls.

Wir nannten schon oben den Buchdrucker Plon einen Pfifficus, und wenn man von diesem Worte einen Superlativ bilden könnte, so verdiente ihn Plon vollkommen. Als bloßen Mitarbeiter Alexander Dumas zu engagiren, wie die übrigen Schriftsteller, das wäre doch für den großen Mann, der wie ein Chimborasso seine sämmtlichen Kameraden und Collegen von der Feder überragt, zu gering und nichtig gewesen, ja entwürdigend. Es blieb nur ein Weg, ihm nämlich den ganzen Bogen zu übergeben: faites-en ce que vous voudrez. Auch das war noch nicht dagewesen, mithin eine glückliche Idee. Schon acht Tage vorher

erfuhr nun Paris und Frankreich, daß die nächste Nummer des „Journal Illustré“ einzig und allein von Dumas geschrieben und „illustrirt“ sein werde.

Die Reclame zog, und es sollen von jener Nummer über dreimalhunderttausend Exemplare verkauft worden sein. Eine Schilderung der nähern Détails dieser lustigen literarischen Speculation würde unser ohnehin schon so langes Capitel unnöthig vergrößern; daher nur zwei Zeilen.

Auf der ersten Seite stand einfach aber selbstverständlich das wohlgetroffene Portrait des Romancier's und eine getreue Abbildung seiner Hand, und über diese handelte der Text, was freilich den Verfasser nicht verhinderte, schon in der zweiten Spalte nach Madrid zu reisen und dort einem Stiergefechte beizuwohnen, der Königin vorgestellt zu werden, u. s. w. u. s. w. u. s. w. . . . . Ueber all dem Geplauder, das aber stets anziehend und amüsant blieb, war man auf ein Mal unten an der achten Seite seines Foliobogens angekommen, wo unser Held, durch den Mangel an Raum gezwungen, für heute von uns Abschied nahm und uns versprach, die Geschichte seiner Hand und ihre chiromantische Beleuchtung in der nächsten Nummer nachzuholen.

Thun wir ein Gleiches, d. h. nehmen auch wir Abschied von ihm, obwohl wir es ihm leicht nachmachen und noch seiten- und bogenlang über ihn weiter plaudern könnten.

Aber um der Gerechtigkeit willen, und auch, um unserm allzu leichten Artikel eine etwas würdigere Färbung zu geben, wollen wir schließlich noch eines bessern, edlern Zuges aus Alexander Dumas' Leben erwähnen, der ganz neuerdings seinen Namen wieder in Aller Mund und in alle französischen Zeitungen brachte, und zwar dieses Mal mit Fug und Recht. Er hielt nämlich öffentliche Vorlesungen zum Besten der durch die americanische Baumwollen-Krisis brodlos gewordenen Fabrikarbeiter; zuerst in Paris, alsdann in Rouen und Lyon; in Marseille und in Havre aber zu Gunsten der Matrosen-Witwen-Kassen, und überall mit außerordentlichem, wirklich unerhörtem Erfolge. In Paris las er vier Mal im neuen grand théatre parisien, und machte bei erhöhten Preisen jedes Mal eine Einnahme von mehr als 10,000, in Lyon sogar ein Mal 20,000 Franken. Er nahm keinen Sou von jenen bedeutenden Summen, selbst die Reisekosten bezahlte er aus seiner Tasche. Daß die Vorlesungen selbst einzig in ihrer Art sind, leuchtet bei einem bloßen Blick auf den Professor sofort ein; er spricht darin, wie er selbst sagt, de omnibus rebus et quibusdam aliis, und von seiner eigenen Person am meisten; aber der edele, schöne Zweck gewinnt ihm alle Herzen und wirkt so überaus versöhnend, daß selbst die strengsten Kritiker zurücktreten und sich nur lobend und anerkennend aussprechen. Die Damenwelt hat er ohnehin bei dieser Gelegenheit ganz auf seiner Seite. Welches Frauenherz

verschlösse sich auch wohl den Thränen und Leiden der Armuth? Bei den wirklich großartigen Ovationen, die man ihm vielfach bereitet, nennt er sich daher auch bescheiden den dankbaren Schuldner der Frauen. Fürwahr, um diesen Preis (wenn auch nur um diesen) möchte man fast selbst Alexander Dumas sein!

Die Vendôme-Säule.

Dies bekannte Kriegs-Monument hat im Jahre 1863 eine bedeutende Veränderung erlitten, indem man die Statue des kleinen Corporals herabgenommen und durch eine andere ersetzt hat, die den Kaiser als Imperator im antiken Costüme mit Toga und Lorbeerkranz darstellt. Eine solche hat nämlich schon früher einmal, zur Zeit des ersten Kaiserreiches, auf der Säule gestanden; sie wurde beim zweiten Einzuge der Verbündeten in Paris von den Kosacken hinabgeworfen. In der Restauration stellte man alsdann eine Victoria hinauf, die nach der Juli-Revolution ihrerseits wieder dem volksthümlichen Standbilde Platz machen mußte, auf das nun auf's neue der „Imperator Augustus" gefolgt ist.

Man weiß nicht recht, weshalb man den „kleinen Corporal" dort oben nicht in Ruhe gelassen; der graue Oberrock und der dreieckige Hut sind jedenfalls populärer als der Imperator, für den man im Volke kein

Verständniß hat, und vollends nicht in der Armee. Aber in den Tuilerien sieht man die Sache anders an, und meint noch immer nicht genug gethan zu haben, um das kaiserliche und dynastische Element zur Geltung zu bringen und Alles zu verwischen, was an den „Parvenu" erinnern könnte.

Und dabei hätte wenig gefehlt, daß damals beim Einzuge der Verbündeten die Vendôme-Säule selbst „zum Teufel" gegangen wäre, wie der alte Blücher sagte, als er den Befehl gab, sie umzureißen. Vandalismus allerdings; aber der Marschall Vorwärts machte keine Complimente, auch verstand er nur wenig Französisch und gar kein Latein. Als man ihm daher die pomphafte, hochtrabende Inschrift am Piedestal der Säule in's Deutsche übersetzte, fing er laut an zu fluchen, worauf er sich bekanntlich sehr gut verstand, und schwor, das Denkmal zu allen Teufeln zu spediren. Man requirirte auch sofort Pferde, so viel man in der Eile auftreiben konnte, wie man sagt, gegen achtzig, legte Ketten und Stricke um die Säule und spannte die Pferde vor. Aber die vordersten Pferde, die bis weit hinauf in der Rue de la Paix standen, hoben beim Anziehen die hintersten hoch in die Höhe, und die Säule rührte sich nicht.

Wer weiß indeß, was geschehen wäre, wenn nicht der Kaiser Alexander sich in's Mittel gelegt, den bösen Graubart beschwichtigt und so das herrliche Monument gerettet hätte.

Man begnügte sich alsdann damit, die Statue

selbst an langen Seilen, noch dazu ohne viele Umstände, herabzulassen, und sie kam ziemlich unsanft auf der Erde an.

Die kleine geflügelte Siegesgöttin, die der Imperator als Victoria in der linken Hand hielt — in der rechten hatte er selbstverständlich das Scepter seines „glorreichen Vorfahren" Karl's des Großen — ging bei dieser Gelegenheit verloren, d. h. sie wurde von einem kaiserlich Gesinnten heimlich auf die Seite geschafft. Sie kam darauf in den Besitz des Herrn v. Boyenval, der sie als Rarität in seinem kleinen Museum auf dem Quai des Célestins aufbewahrte, wo wir sie selbst gesehen haben.

Der Eigenthümer hatte sie später der jetzigen Regierung übergeben, und man beabsichtigte anfangs, sie im Louvre, im sogenannten Napoleonssaal, aufzustellen. In der letzten Zeit aber wies man ihr einen noch passendern Platz an, nämlich auf der linken Hand der neuen Imperatorstatue, die nun den „Mann im kleinen Hut" auf der Vendôme-Säule definitiv ersetzt hat.

So ist die Victoria wieder auf ihrem alten Ehrenplatz angelangt und schaut eben so stolz wie vor fünfzig Jahren auf das große, prächtige Paris herab, das seitdem noch größer und prächtiger geworden ist: seltsam und abenteuerlich zugleich; aber hier zu Lande ist ja so Vieles seltsam und abenteuerlich. Wer das damals zum alten Blücher gesagt hätte, der aus den Fenstern des jetzigen Justiz-Ministeriums dem obenerwähnten Schauspiel zusah! — er rauchte dazu, salva venia,

seine kurze Pfeife, die ihn nie verließ, und das konnten ihm die Pariserinnen, an deren Urtheil ihm aber nicht viel gelegen war, nicht verzeihen.

Was aber anfangen mit der so rücksichtslos herabgeholten Imperator-Statue?

„Was meinen Sie," sagte Blücher zu den Generalen und Adjutanten, die ihn umstanden, „was meinen Sie, wenn wir sie mitten auf die Jenabrücke setzten?"

Schon bei Leipzig hatte nämlich der alte Haudegen ebenfalls unter starken Flüchen gelobt, den Pont de Jéna in die Luft zu sprengen, wenn er je mit seinen Soldaten nach Paris käme.

Talleyrand hörte von dem bösen Project und schickte sofort seinen Cabinetssecretär zu Blücher, mit der höflichen aber dringenden Bitte, davon abzustehen. Der preußische Feldmarschall fuhr den Secretär hart an und bedeutete ihm, er werde die Brücke trotz alledem in die Luft sprengen, und es sollte ihn obenein sehr freuen, wenn sich „Musje Talleyrand" mitten darauf stellen wolle.

Hatte Talleyrand nicht Recht, wenn er den Blücher einen Grobian nannte?

Der Kaiser Alexander, der sich durch seine humanen Gesinnungen damals außerordentlich verdient um Paris gemacht hat, beschwichtigte auch hier wieder, und der Zerstörungsplan unterblieb, zum nicht geringen Aerger Blücher's, der sich aber fügen mußte.

Auf Talleyrand's Befehl, der stets einen Ausweg

wußte, wenn es galt, es mit beiden Parteien nicht zu verderben, wurde noch an demselben Tage die Jenabrücke in „Pont de Belle-Alliance" umgetauft, welche neue Benennung auf großen Schildern an beiden Ufern zu lesen war. — Belle-Alliance! Fünfzig Jahre später erklärte der wieder auferstandene Kaiser Napoleon, seines Namens der Dritte, in feierlicher Rede vor ganz Europa die Verträge von Anno 15 für nichtig und zerrissen.

Doch zurück zum Kaiser-Standbilde, dem die Alliirten so übel mitgespielt. Dasselbe war provisorisch und um es den Blicken einer keineswegs freundlich gesinnten Menge zu entziehen in die Mesnel'sche Gießerei im Faubourg Saint-Martin geschafft worden, und zwar durch die Fürsorge Mesnel's selbst, der es vor einigen Jahren gegossen hatte und ein großer Verehrer Napoleon's war.

In der Gießerei wurde der Statue ein besonderer Ehrenplatz angewiesen, allerdings in einem ziemlich abgelegenen Raume, um sie den Blicken Unberufener zu entziehen. Aber die Frauen des Hauses schmückten den Raum mit dreifarbigen Fahnen und sonstigen kriegerischen Emblemen, mit Immortellenkränzen und blühenden Topfgewächsen, und der Hausherr selbst begab sich jeden Abend vor dem Zubettgehen dahin, »pour dire bon soir à son Empereur.«

Also wieder ein Stück von jenem merkwürdigen, fast fanatischen Cultus zu Ehren des großen Mannes, auf den wir schon oft hingewiesen haben, und der, histo-

risch, ein wichtiges Moment ist zur Beurtheilung der neuen kaiserlichen Aera.

Aber lange sollte die an sich unschuldige Freude der Mesnel'schen Familie nicht dauern. Das neue Gouvernement der Restauration reclamirte eines Tages die kaiserliche Statue, um sie „anderweitig zu verwenden".

Als nämlich Ludwig XVIII. wieder auf dem Throne seiner Väter saß, hatte er auch den Monumenten seiner Residenz eine Schuld abzutragen, namentlich in Bezug auf zwei seiner Vorfahren: Heinrich IV. und Ludwig XIV., »le bon roi«, wie man jenen, und »le grand roi«, wie man diesen noch heutzutage nennt. In der großen Revolution, die nichts verschonte (sie verschlang ja zuletzt, wie Saturn, ihre eigenen Kinder) hatte man die Reiter-Statuen jener beiden Könige, wie alle übrigen derartigen Monumente, die an die frühere „Knechtschaft" erinnerten, vernichtet und zerstört. Aus der gewonnenen Bronze goß man einestheils Kanonen zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen die „auswärtigen Tyrannen", anderntheils schlug man aus ihr die Decimestücke mit der Freiheitsmütze auf dem Liktorenbündel, unschöne plumpe Kupfermünzen, die erst unter der jetzigen Regierung gänzlich aus der Circulation verschwunden sind.

Woher aber das nöthige Erz nehmen zum Guß jener Statuen, namentlich in den ersten Jahren der Restauration, wo der Staatsschatz leer war und im Volk wenig oder kein Interesse für derartige Projecte? Da fielen dem damaligen Minister Duc de Decazes

die confiscirten Kaiser-Statuen ein; denn außer der oben erwähnten waren noch zwei andere Standbilder Napoleon's „unterdrückt" worden: der Imperator auf der Säule am Meeresufer bei Boulogne, zum Andenken an das dortige Lager und an die Einsetzung der Ehrenlegion, und die Reiter-Statue des Generals Bonaparte in den elyseischen Feldern. Man nahm noch ein Standbild des Generals Desaix dazu und bekam dadurch hinreichendes Material.

Dem armen Mesnel ward es sehr schwer, sich von „seinem Kaiser" zu trennen; er bot, denn er war ein reicher Mann, zwanzigtausend Pfund Bronze, wenn man ihm die Statue, die nur sechstausend Pfund wog, lassen wollte — umsonst, er mußte gehorchen und noch froh sein, daß man ihm nicht wegen seiner mißliebigen Verehrung für den „Usurpator" einen peinlichen Proceß machte. Genug, die Statue wurde zertrümmert und mit den drei andern eingeschmolzen, aus denen man alsdann die beiden colossalen Reiterstandbilder goß, die jetzt auf dem Pont-Neuf und dem Place des Victoires stehen.

Wenn das Erz reden könnte! . . . sagten wir schon früher einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit — es würde uns bunte Dinge erzählen.

Mesnel erklärte sich aber nicht für besiegt, sondern sann auf Rache, und zwar auf eine sehr originelle, die ihm auch vollkommen glückte.

Die königliche Commission »pour le rétablissement des monuments détruits« ließ die beiden Stand-

bilder natürlich nicht in der Mesnel'schen Gießerei gießen, obwohl dieselbe damals noch die erste in Paris war; aber Mesnel selbst, als einen der geschicktesten und erfahrensten Künstler, mußte sie nothwendig bei den Arbeiten hinzuziehen. Das erleichterte ihm seinen Racheplan, der übrigens nur ein lustiger Streich war. Er hatte heimlich ein kleines Modell des eingeschmolzenen Imperators angefertigt, und als die Reiter-Statue Heinrich's IV. gegossen werden sollte, practicirte er dieselbe in einer unbewachten Minute in den Leib des Pferdes und vergaß auch nicht, eine Sammlung der pikantesten Flugschriften und Spottlieder, die damals in Menge gegen die Restauration circulirten, beizufügen. Hiermit noch nicht zufrieden, brachte er die Geschichte dieser eigenthümlichen Procedur zu Papier, ließ das Protocoll von zwei gleichgesinnten Freunden unterzeichnen und (das war der Hauptspaß) versteckte es in den hohlen Kopf des Königs.

Man denke sich die heimliche Freude Mesnel's und seiner Genossen, als der Streich vollständig gelungen war und der Duc Decazes am feierlichen Einweihungstage in Gegenwart des Königs und des Hofes die pomphaften Worte sprach: „So ist denn das alte Königthum wieder zu Ehren gekommen, und die rechtmäßige Dynastie hat auf immer die Unthaten der Revolution und ihre traurigen Folgen gesühnt.“ *)

Bis zur Juli-Revolution transspirirte natürlich nichts von der Mesnel'schen Geschichte; aber unter

*) „Moniteur“ vom 23. Juli 1818.

Louis Philippe, wo ihre Urheber nichts mehr zu fürchten hatten, wurde sie unter der Hand ruchbar. Von oben her schenkte man der Sache wenig Aufmerksamkeit. Nur im Pariser Volk verbreitete sich nach und nach eine darauf bezügliche Phrase, welche die Gamins noch heute citiren, wenn sie die Statue auf dem Pont-neuf zu Gesicht bekommen: »Il y a de quoi rire là-dedans.«

Erst in ganz neuester Zeit hat Fournier in seiner interessanten Schrift: »l'histoire du Pont-neuf« die kleine Episode wieder aufgefrischt und auch eine Copie des erwähnten Protocolls gegeben, die man unter den nachgelassenen Papieren Mesnel's gefunden hat. Die kaiserlichen Reliquien aber, so behauptet wenigstens unser Gewährsmann, dem wir die Geschichte entlehnten, ruhen noch nach wie vor im Pferde und im Kopfe des „guten Königs". *)

*) Mit der Umwandlung der Vendôme-Säule hängt auch die projectirte Kaisergruft in St. Denis zusammen, ebenfalls ein durchaus unpopulärer Gedanke, der auch anfangs vielfach kritisirt und bekämpft wurde, der aber jetzt dennoch ausgeführt wird. Man arbeitet bereits seit mehr als zwei Jahren in der alten Kathedrale; das ganze Mittelschiff und das Hauptchor sind mit Brettern vernagelt und dem Publicum unzugänglich; — nur stille Messen werden in den Seitenkapellen gelesen. Zwei große Constructionen sind dabei gleichzeitig in Angriff genommen: die Wiederherstellung der alten Königsgräber und das Mausoleum für die neue kaiserliche Dynastie. Das letztere wird vorzüglich großartig und prächtig werden, und, wie man versichert, in wenigen Jahren vollendet sein.

Man wird alsdann die Leiche Napoleon's und des Prinzen Jerôme aus dem Invaliden-Dome nach der neuen Gruft bringen und dort mit großem militärischem und geistlichem Pomp beisetzen. Das ist wenigstens der bestimmte Plan des jetzigen Kaisers, der niemals ein großer Freund des Invalidengrabes gewesen, eben weil dasselbe mehr die Gruft des Feldherrn, »du grand capitaine«, als des Monarchen vorstellt; unter Louis Philippe war dies recht gut und passend; aber es verträgt sich nicht mehr mit den dynastischen Prätentionen der Napoleoniden. Das Wiener Cabinet wird dann auch vielleicht die Leiche des Herzogs von Reichsstadt (des „Königs von Rom") herausgeben, was der Kaiser von Oesterreich in Villafranca fest versprochen haben soll. Ja, der Kaiser Napoleon würde gern die Leichen seiner Eltern und der übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie in St. Denis beisetzen, wenn er nur könnte: Stabilität ist seltsamer Weise bei ihm, der sich früher so gern ein „Kind der Revolution" nannte, das Hauptprincip geworden, und er ist nach allen Richtungen hin geheim und offen thätig, die alte Devise Karl's des Großen, „seines Vorfahren", »in aeternum«, zu realisiren. Diese Worte sind wenigstens auf dem Griff des Schwertes zu lesen, das im „Kaisersaal" des Louvre als »épée de Charlemagne« aufbewahrt wird. Die Scheide und das Gehänge jenes Schwertes sind übrigens modern, goldene Lilien auf blauem Grunde; denn es hat bei der Krönung Karl's X. gedient, der auch damit umgürtet wurde. Eine historische Notiz als Beweis der Echtheit steht nicht im Katalog, so wenig wie über die „Krone Karl's des Großen", die dort ebenfalls gezeigt wird.

Emile Girardin.

Wenn er es wüßte, der große Mann, daß dieser Bericht weder ein Panegyrikus noch sonst ein schmeichelhaftes Referat sein wird, sondern eine einfache und unbefangene Würdigung seiner literarischen Persönlichkeit und Thätigkeit, er würde gewiß zürnen und uns zu denen werfen, die er in seiner stolzen, fast sollte man sagen, arroganten Weise »les héros de la petite presse« nennt. Aber wir sind auch gar nichts mehr, und, was die Hauptsache ist, wir wollen auch gar nichts mehr sein, sondern sind zufrieden mit dem bescheidenen Platze, den wir einnehmen und den wir, dies dürfen wir wohl ohne Eigenlob sagen, uns redlich selbst verdient haben. Weshalb mußte aber auch Monsieur D., als er mich ihm vorstellte, den Mund so übervoll nehmen? »Un des premiers feuilletonnistes d'Allemagne.« So recht die Pariser Manier: ohne Aufschneiden und Prahlen geht es einmal nicht. Monsieur Girardin, den man bekanntlich

den „Napoleon des Journalismus“ nennt, (oder ob er sich selbst zuerst so genannt hat?) fand es ganz natürlich, daß ihm sein Freund D. einen so „bedeutenden“ Mann vorstellte, „von dem er bereits so viel Interessantes gehört“ (der Spaßvogel! todtschlagen laß’ ich mich, wenn er auch nur meinen Namen gekannt!) und „dessen persönliche Bekanntschaft er längst gewünscht habe“. Nicht umsonst ist die französische Sprache die Sprache der Höfe und Diplomaten: auf französisch klingt Alles noch eleganter und liebenswürdiger, so daß man sich wirklich etwas größer macht und heimlich einen Blick in den nächsten Spiegel wirft, zumal man überall in Paris Spiegel in Menge antrifft.

Als aber im weitern Verlaufe des Gesprächs Herr D., der noch immer nicht genug gesagt zu haben meinte, mehrere deutsche Zeitungen nannte, „die sich des Glückes meiner Mitarbeit erfreuten“ und unter andern auch die »Gazette de Cologne« citirte, was schon deswegen seinen Eindruck auf Monsieur de Girardin nicht verfehlte, da gewissermaßen die „Kölnische Zeitung“ die „Presse“ Deutschlands, oder auch die „Presse“ die „Kölnische Zeitung von Paris“ genannt werden könnte — Verzeihung für den langen, unbeholfenen Satz! — da konnte ich denn doch ein Wort der Verständigung nicht zurückhalten. Die »Kölnische Zeitung« so weit in allen Ehren; sie ist just nicht meine Lieblingslectüre, doch Collegen sollen nie schlecht von einander sprechen, auch wenn sie auf

verschiedenen Standpunkten stehen; aber ich mußte doch für meine Person bemerken, daß meine Mitarbeit sich auf die »Kölnischen Blätter« beziehe, die eigentliche katholische Zeitung Kölns. Dabei legte ich unwillkürlich einen gewissen Nachdruck auf das Wort katholisch. Das machte den hohen Herrn verdutzt, und auf seinem geistreichen Gesichte malte sich ein großes Fragezeichen, unter der Adresse des Monsieur D.

Dieser aber erwiderte lächelnd und ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen: „Ich sagte Ihnen ja, Verehrtester, der Herr sei ein Freund von Louis Veuillot.“ Wieder ein schmeichelhafter Superlativ, den ich bescheiden ablehnen mußte, der aber jedenfalls das Gute hatte, uns auf das richtige Terrain zu führen, denn Komödie wollten wir doch nicht mit einander spielen, obwohl hier in Paris gerade in journalistischen Kreisen gewaltig viel Komödie gespielt wird. Wir kamen dadurch auf den großen Ex-Redacteur des »Univers« zu reden. Girardin, der vermuthlich merkte, daß mein Besuch bei ihm mir möglicher Weise Stoff zu einem Feuilleton geben könnte, hielt sehr an sich und ließ sogar persönlich dem Manne, der doch stets sein entschiedener Gegner gewesen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Hierin schien er mir übrigens aufrichtig zu sein, wie sich denn überhaupt die »Presse« in der religiösen Polemik der frühern Jahre, wenn auch nicht vorwurfsfrei, so doch anständig und rücksichtsvoll gezeigt hat. Alsdann kam Girardin auf Preußen zu sprechen und auf die Loyalitäts-Adressen,

die damals, zu Anfang des Jahres 1863, in vollem Schwunge waren, und es fehlte ihm bei dieser Gelegenheit nicht an pikanten Bemerkungen.

Auf meinen Einwurf, daß man im Grunde nicht nöthig habe, über den Rhein und nach Preußen zu gehen, um derartige Adressen zu finden, antwortete er scherzend: »Je sais bien ce que vous voulez dire, Monsieur; il est vrai, nous avons également en France une grande adresse*) dans ces choses-là.« Und mit diesem Calembourg, um den mich die pariser Witzblätter gewiß beneidet hätten, und mit welchem übrigens auch die „Audienz" zu Ende war, wollen wir die lange Einleitung schließen, in der wir nach Pariser, und im vorliegenden Falle nach Girardin'scher Manier viel zu viel von unserer „unbedeutenden Persönlichkeit" gesprochen haben. Aber das ist hier ein Mal so Sitte, und der Leser sieht, daß wir auch in dieser Hinsicht von der französischen Luft gut profitirt haben.

Aber nun auch zu unserm eigentlichen Thema, zu Girardin selbst. Seine schriftstellerische Bedeutung datirt aus der letzten Hälfte der dreißiger Jahre, wo er unter der Juli-Regierung in den Reihen der Opposition stand, und zwar als einer der ersten Parteiführer. Unter Louis Philippe machte bekanntlich alle Welt Opposition; denn es gehörte zum guten Ton, ein Gegner des Ministeriums zu sein, gleichviel welches Ministeriums, »cela posait dans le monde.« Girar-

*) adresse heißt bekanntlich auch Geschicklichkeit.

din entwickelte sofort ein fruchtbares schriftstellerisches Talent, und wenn seine Anhänger und Freunde ihn vielfach den eigentlichen Schöpfer der modernen politischen Tagespresse Frankreichs genannt haben, so haben sie in mancher Beziehung so Unrecht nicht; denn er gab wirklich dem Pariser Journalismus eine bis dahin unbekannte Bedeutung, die sich selbstverständlich auf ganz Frankreich erstreckte. So war er der Erste, der das regelmäßige politische Tages-Bulletin als »premier-Paris« seiner Zeitung voransetzte und der das tägliche Roman-Feuilleton einführte.

Die Glanzperiode der Sue'schen und Dumas'schen Romane fällt in jene Zeit, und die »Presse« zahlte zuerst die damals noch unerhörten Honorare von fünfzig- und hunderttausend Franken für den »Comte de Monte-Christo«, die »Mystères de Paris« u. s. w. Diese Feuilletons begründeten aber auch weit mehr den großen Ruf der »Presse« und erwarben ihr einen zahlreichern Leserkreis, als alle Artikel des redacteur en chef je vermocht hätten. Diese fanden verhältnißmäßig nur ein kleines Publicum; denn nicht Jedem sagte die eigenthümliche Manier Girardin's zu: die kurze, abgerissene Satzform, der docirende Ton, die absprechende Deduction, die gar keine Entgegnung zuließ und alle erläuternde Discussion von vornherein ausschloß. Die kurzen, sentenzartigen Sätze, die oft in jeder Zeile einen Absatz nöthig machten und aus denen die meisten seiner spaltenlangen Artikel bestanden, erwarben ihm bald den Spottnamen »le père de

l'alinéa«, der ihm bis heute geblieben ist. Als gegen 1839 und 40 sein Stern (d. h. derjenige seiner Zeitung) zu erbleichen begann, ward eine geistreiche Frau seine Retterin, zuerst sogar, ohne daß er selbst es wußte, — ein um so pikanterer Umstand, als jene Frau Niemand anders war, als seine eigene Gattin.

Es erschienen nämlich in jedem Montags-Feuilleton der »Presse« auf ein Mal „Pariser Briefe" über das Leben und Treiben der Hauptstadt, über Alles, was interessant und mittheilungswerth war, über Kunst, Literatur, Theater, über Moden, über Politik und Industrie, auch Personalien und sogar die kleine chronique scandaleuse nicht ausgeschlossen, Alles im elegantesten Gewande und augenscheinlich aus einer geübten, geistreichen Feder. Jene Briefe waren „Vicomte de Launay" unterzeichnet: ein Pseudonym, was man leicht ermittelte; aber welcher Autor sich hinter jenem Pseudonym verbarg, war trotz aller Anstrengungen und Intriguen nicht herauszubringen. Girardin selbst war in dieser Beziehung nicht besser daran, als seine Leser.

An jedem Samstag erhielt er durch die Stadtpost oder durch einen Commissionär das Manuscript für den nächsten Montag, und zwar von einem geschickten Copisten sauber abgeschrieben. Honorar, hieß es in dem Billet, das die erste Sendung begleitete, werde nicht beansprucht, aber man bitte, nicht allzu indiscret nach dem Verfasser zu forschen, sonst werde man nichts mehr schicken. Man intriguirte also nicht weiter von

Seiten der Redaction gegen den „Vicomte de Launay“, aber im großen Publicum erschöpfte man sich in allen möglichen Muthmaßungen und Hypothesen.

Dabei wurde die »Presse« mehr gelesen, als jedes andere Pariser Journal, und an den Montagen erreichte der Absatz der Zeitung manchmal durch den Détailverkauf auf den Boulevards die enorme Höhe von 75- und 80,000 Exemplaren. Girardin, der als redacteur en chef des Blattes sich selbst den bedeutendsten Theil dieses glänzenden Erfolges vindicirte, was er um so leichter konnte, als der fictive Vicomte niemals hervortrat, ließ es sich mehr als je gefallen, daß man ihn den „Napoleon des Journalismus“ nannte, ein Titel, der ihm, wie jener andere obenerwähnte, bis auf den heutigen Tag geblieben ist, nur mit dem Unterschiede, daß man bei dem erstern später hinzusetzte: »il avait son Waterloo, comme le grand Empereur.«

Der Vorläufer dieses Waterloo war zunächst das Ausbleiben des Launay'schen Montags-Feuilletons; der Samstag war gekommen und vergangen, und kein Manuscript. Dabei war die Gattin Girardin's im Laufe der Woche bedenklich erkrankt. Der unglückliche Redacteur sitzt an ihrem Bette und jammert und klagt, denn er liebte seine Frau sehr, aber fast mehr noch ging ihm auch das Ausbleiben des Manuscriptes zu Herzen.

„Gestehe nur, Emile,“ sagte ihm Delphine Gay (sie hatte bekanntlich als Schriftstellerin ihren Fami-

liennamen beibehalten), „gestehe nur, daß du mehr an den Vicomte de Launay, als an mich denkst."

Der Gatte betheuerte das Gegentheil und sprach gewiß in jenem Augenblicke die Wahrheit. „Nicht eine Zeile mehr verlange ich von jenem Vicomte," rief er aus, „wenn du nur gesund wirst!"

„So nimm eine Feder und schreib'," entgegnete ihm die Kranke und richtete sich im Bette auf.

Girardin thut, was ihm geheißen wird, ohne zu wissen, was es bedeutet. Seine Frau fängt an zu dictiren; er schreibt, stutzt aber sofort und erschrickt; sie dictirt lächelnd weiter, denn es ist keine Zeit zu verlieren, wenn anders das Feuilleton noch am Montage erscheinen soll.

Auf diese Weise erfuhr Girardin, daß seine eigene Gattin der bedeutendste Mitarbeiter seiner Zeitung war. Jenes Feuilleton vom Krankenbette war zugleich eines der besten, das der „Vicomte de Launay" je geschrieben; aber Girardin erzählte auch zugleich die Geschichte seines Entstehens und nannte den Namen des Verfassers. Später erschienen die „Pariser Briefe" im Separat-Abdrucke als Buch und werden noch heute vielfach gekauft.

In der Februar-Revolution spielte Girardin eine bedeutende Rolle, obwohl er seinem frühern Programme untreu ward, indem er die Candidatur des Prinzen Louis Napoleon für die Präsidentschaft auf's eifrigste unterstützte. Ja, so weit ging damals sein Einfluß, daß man wohl behaupten darf, der Prinz habe haupt-

sächlich den Bemühungen Girardin's seine Wahl zu verdanken, so unlieb dem jetzigen Kaiser auch ein solches Geständniß sein mag. Aber zur Zeit des Staatsstreiches schien unser Redacteur dem neuen Gewalthaber gefährlich, und er mußte mit Thiers, Cavaignac und den Uebrigen dasselbe Schicksal theilen: man arretirte ihn und brachte ihn nach Mazas, wo in jenen Tagen gute und vornehme Gesellschaft war. Er gehörte übrigens zu den Ersten, die man wieder entließ, denn seine Gattin (die vortreffliche Frau lebte damals noch) war sofort nach seiner Verhaftung in das Elysée zum Prinzen geeilt, um die Befreiung ihres Mannes zu erwirken. Aber von jener Zeit an verschwand Girardin aus dem öffentlichen Leben; die »Presse« ging in andere Hände über, sogar Mirès besaß sie ein Jahr lang, und nach dem bald erfolgenden Tode seiner Frau verließ Girardin Frankreich und ging nach England und von da nach Deutschland.

Der Leser erinnert sich vielleicht, wie wir schon früher der liebenswürdigen und geistreichen Delphine Gay gedachten, so bei Gelegenheit der Demolition des Alba'schen Palastes, welche die Expropriation der Girardin'schen Villa nach sich zog. Weshalb auch die leerstehende Villa behalten als eine traurige Reliquie und zugleich als eine düstere Mahnung an frühere schöne Zeiten, die längst dahin waren?

Die Million, welche der Verkauf des Grundstückes einbrachte, war ebenfalls nicht zu verachten, denn Girardin war plötzlich Finanzmann geworden, der groß-

artige Börsengeschäfte machte und sich um die politischen Tagesblätter nur insoweit bekümmerte, als er darin den Courszettel nachlesen konnte. Seine „unvergeßliche Gattin", wie er sie selbst gleich nach ihrem Tode nannte, schien er ebenfalls bald vergessen zu haben; wenigstens vermählte ihn bereits sechs Monate später die vielzüngige Fama mit einer steinreichen Engländerin, aus welcher nach wiederum sechs Monaten, aber dieses Mal pour de vrai, eine reiche Berlinerin wurde.

Das konnten ihm die Pariserinnen nicht verzeihen, und wehmüthiger als zuvor erinnerte man sich der Hingeschiedenen, denn sie war eine der hervorragendsten Frauen ihrer Zeit; ja, sie war vielleicht die letzte Frau der pariser Gesellschaft, welche die alten Traditionen einer Frau von Staël, einer Madame Recamier, einer Fürstin Lieven fortleben ließ: ihr Haus war, wie das der genannten Frauen, ein Sammelplatz für alle bedeutenden Männer der Nation; denn Paris ist Frankreich, und jeder bedeutende Franzose lebt in der Hauptstadt.

Täglich fanden sich Schriftsteller und Künstler bei ihr ein, Staatsmänner und Diplomaten, berühmte Fremde aus allen Gegenden der Welt, und gar oft konnten die nicht sehr großen Räumlichkeiten die Menge der Besucher kaum fassen. Der Empfangssaal lag im Erdgeschoß, die hohen Fenster gingen auf den Garten hinaus, rechts und links noch einige Zimmer, einfach und elegant, aber ohne besondern Luxus.

Das war Alles; aber diese Räume waren ein großes neutrales Terrain, wo alle Parteien sich vereinigten, und wo sich oft Diejenigen, die am Morgen auf Leben und Tod in den Kammer-Debatten sich bekämpft hatten, mit freundlichem Lächeln die Hand reichten; kurz, ein Terrain, daß Jeder mit Erwartung und Spannung betrat und mit Befriedigung und Dank verließ. Und das sagte viel in den vierziger Jahren, unter Louis Philippe, wo alle politischen Leidenschaften freies Spiel hatten und stets ein Gewitter nach dem andern heraufzog.

Im Sommer füllte sich auch der Garten mit Besuchern, und die Vorübergehenden blieben dann oft vor dem Gitter stehen, um die bedeutenden Männer des Tages beisammen zu sehen. „Mein Haus ist denn doch kein Bilderladen," sagte Delphine einst, als der Andrang des Publicums gar zu groß ward, zu Lamartine, und am nächsten Morgen wurden grüne Jalousien hinter dem Gitter angebracht.

Lamartine, den wir eben nannten, war einer der intimsten Freunde der Madame Girardin und brachte fast täglich dort eine Abendstunde zu. Einst saß er in einem Nebenzimmer auf dem Sopha im Gespräch mit Alexander Dumas. Ein Herr tritt zu ihnen, ein Fremder, ein Engländer, ein Mann von Distinction; er hält eine Dame an der Hand und bittet die beiden Schriftsteller im höflichsten, aber dabei sehr gravitätischen Tone, der Dame auf einen Augenblick Platz zu machen, damit sie sich zwischen Beide setzen könne.

Lamartine sieht Dumas an und Dumas Lamartine; aber der Herr und die Dame sind so bedeutende Erscheinungen, daß beide Schriftsteller rechts und links ehrerbietig Platz machen und dem seltsamen Verlangen nachgeben.

Nach einer minutelangen Pause sagt der Herr feierlich zu der Dame, indem er eine kostbare goldene Uhr herauszieht: „Lady Palmerston, es ist zehn Minuten nach neun; vergessen Sie nicht den Tag und die Stunde, denn Sie sitzen augenblicklich zwischen den beiden größten Schriftstellern Frankreichs."

Die Geschichte ist wahr, so komisch sie klingt; jedenfalls ist sie ein neuer Beleg für die Originalität der Engländer und für die Palmerston's in Person, denn er war jener fremde Herr, und die Dame seine Frau. Die Söhne Louis Philippe's gingen aus und ein bei Madame Girardin; auch Thiers und Guizot trafen oft dort zusammen und sprachen dann gewiß von andern Dingen, als vom Wetter.

Die Februar-Revolution wirkte leider auch auf diesen stillen Kreis zerstörend, denn die hervorragendsten Männer verschwanden vom Schauplatz.

Aehnlich verschwand auch Girardin im ersten Decennium des neuen Kaiserreiches.

Manchmal ging wohl das Gerücht, er werde nach Paris zurückkehren, um ein neues Journal zu gründen, oder die alte »Presse« wieder zu übernehmen; aber es glaubte Keiner recht daran, bis es endlich gegen Ende des Jahres 1862 dennoch wahr wurde.

Das große Ereigniß, das Wiederauftreten Girardin's in der Tagespresse und noch dazu in seinem eigenen frühern Journal, das er von neuem käuflich an sich gebracht hatte, machte gewaltigen Lärm; acht Tage lang schlug man sich fast an den Straßenecken um jede Nummer, und die Zeitungsverkäufer (den armen Teufeln war der Profit herzlich zu gönnen) konnten nicht Exemplare genug herbeischaffen. Leider dauerte die Freude nicht lange, und heute, wo wir dies schreiben, ist die Begeisterung, mit welcher man den Zurückgekehrten so stürmisch begrüßte, längst dahin; selbst seine besten Freunde gestehen sich im Stillen, denn laut mögen sie es nicht sagen, daß der „große Emil“ gewaltig klein geworden ist.

Dabei hatte Girardin, vermuthlich um durch einen neuen, unerwarteten Coup zu imponiren und die Gemüther und Leser zu gewinnen, die ganze innere Einrichtung des Journals über den Haufen oder doch dergestalt zusammengeworfen, daß man wirklich nicht mehr daraus klug werden konnte. Der »premier-Paris«, früher die Hauptforce der Girardin'schen Artikel, war ganz abgeschafft worden und an seine Stelle traten die »dépèches électriques« und wohlbemerkt, »électriques« und nicht »télégraphiques«, wie alle übrigen Zeitungen sagten, eben um nicht zu sagen wie die übrigen.

Ça fait rire, entgegneten ihm die vernünftigen Leute; eine Zeitung ohne »premier-Paris« verzieh man ihm nicht, und meine alte Freundin, die Zei-

tungsfrau am Eingang der Passage de l'Opéra, prophezeite schon in der ersten Woche all' diesen Neuerungen nichts Gutes: »Vous allez voir, Monsieur, ça ne prendra pas comme cela.«

Die Frau, die gar nicht so dumm ist, hatte Recht; ihr kleiner Handel ist überhaupt das beste Barometer: nach dem Absatz ihrer Nummern kann man sofort das Interesse des Publicums für ein Blatt erkennen. Nun verkaufte sie aber drei Mal die »Patrie« für eine »Presse«, und oft war das Verhältniß noch ungünstiger.

Das war eine bittere Pille für den armen Girardin, vorzüglich weil es die »Patrie« war, die ihm so starke Concurrenz machte. Wäre es noch irgend eines der andern Oppositionsblätter, etwa die »Opinion Nationale« oder der »Temps« gewesen, so hätte er sich getröstet; aber die »Patrie«, das farbloseste, unschuldigste Blatt der Welt, fromm wie ein Lamm, das sich vor dem bloßen Worte Opposition bekreuzt, geschweige denn welche macht! — das war wirklich eine harte Schickung.

Aber Girardin gab trotzdem nicht nach. So hatte er auch das Feuilleton von der ersten Seite verbannt und auf die dritte und vierte Seite exilirt, vorausgesetzt, daß ihm dort die Annoncen den Platz nicht streitig machten; ebenfalls etwas Unerhörtes und etwas Grausames obenein, denn Girardin, der Vater des Feuilletons, verleugnete jetzt sein eigenes Kind. Statt dessen brachte er auf der ersten Seite ein bulletin de la Bourse, was früher auf der letzten stand.

Aber weshalb es dort nicht stehen lassen? Bloß aus Manie, etwas Neues zu machen, oder doch das Alte anders als die übrigen Leute.

So meldete auch die »Presse« jetzt die Pariser Tagesneuigkeiten nicht wie die andern Zeitungen und wie sie es sonst auch gethan, unter einer großen Rubrik, als »faits divers«, sondern nach ihrem Inhalte unter lauter verschiedenen Abtheilungen und ganz systematisch und statistisch geordnet, was wir aber auch nicht mochten, denn wir wollen gerade die »faits divers« bunt durch einander lesen, wie sie passiren, weil sie nur so ein getreues Bild des bunten, bewegten Treibens geben.

Da machten es doch Andere vernünftiger, z. B. der bekannte Granier de Cassagnac, der im Januar 1863 mit seiner neuen Zeitung »La Nation« an's Licht trat. Sein erster Weg war zu Ponson du Terrail (der Leser kennt den berühmten Vicomte), um sich bei ihm einen Roman zu bestellen, aber einen echten und vorzüglich einen langen.

So lang, wie Sie wollen, antwortete Ponson, und Granier de Cassagnac gab getrost seine erste Nummer aus, und die »Nation« wurde schon des Romanes wegen recht gut abgesetzt; meine Zeitungsfrau war wenigstens ganz zufrieden.

Allerdings verfolgt aber Girardin in der Publicistik auch ernsthaftere Zwecke als Granier de Cassagnac, der ein Napoleonischer Utopist, und Ponson du

Terrail, der ein Romanfabricant nach der Elle ist. Girardin kämpft für die Preßfreiheit und gegen das augenblickliche System der Censur mit ihren Verwarnungen und Ueberwachungen, das wie ein Alp auf der gesammten Tagespresse lastet und das nur noch (»prions pour le pauvre aveugle,« sagt der »Tintamarre«) im »Constitutionnel« einen Vertheidiger und Lobredner findet. Deshalb las man auch in den ersten Wochen nach Girardin's Wiederauftreten die »Presse« mit großer Theilnahme, denn jede Nummer enthielt einen langen, fulminanten Artikel des Chef-Redacteurs zu Gunsten der Preßfreiheit. Von oben her ließ man ihn ruhig gewähren und es erschien nicht einmal eine Verwarnung für die kühnen Reden. Der Kaiser kennt seinen frühern Freund und weiß, daß er auf die Massen keinen gefährlichen Einfluß üben kann. Dieser Umstand genügt, ihn nachsichtig zu behandeln, um so mehr, als dies dem Minister Billault in einer der nächsten Sitzungen des Corps Législatif bei den Debatten über die Presse, die ja natürlich nicht ausbleiben konnten, die beste Gelegenheit bot, unter Hinweisung auf die Girardin'schen Artikel, alle ihm gemachten Vorwürfe abzulehnen. Hat doch ein Witzblatt dem Minister das Bonmot in den Mund gelegt: on dit toujours la presse baillonnée, celle-là (die Girardin'sche »Presse«) est pourtant bien libre.

So ging das neue Erscheinen des alten Publicisten, der übrigens auch seinerseits alt geworden war, ohne

welterschütternde Zufälle vorüber; Girardin wird noch einige Zeit lang so fortredigiren, den daraus für sein Blatt unvermeidlich entstehenden materiellen Schaden leicht verschmerzen, da er sehr reich ist, und eines schönen Tages eben so ruhig wieder abziehen, wie er lärmend gekommen ist. Er wird alsdann wohl in seine schöne Villa in der Lichtenthaler Allee bei Baden zurückkehren, die er freilich, als guter Financier, vor seiner Rückkehr nach Paris vermiethete, wenn auch nicht gerade, wie die Zeitungen meldeten, an die Königin von Preußen.

Und mit dieser Anekdote (si non è vero, è ben trovato) wollen wir diesen Artikel schließen, um denn doch auch etwas Spaßhaftes hineingebracht zu haben. Die erwähnte Girardin'sche Villa ist ein reizend gelegenes Landhaus, aber auch zugleich, wegen ihrer fürstlichen Einrichtung, ein wahres Palais. Als sich nun das Gerücht verbreitete, Girardin werde wieder nach Paris gehen, soll zuerst der Kaiser von Rußland für seine Gemahlin die Villa zu kaufen oder zu miethen versucht haben. Aber Girardin, so lautet die Chronik, »qui n'était jamais bien disposé en faveur de la Russie,« hätte das Anerbieten entschieden abgelehnt. Später habe sich zu dem gleichen Zwecke der König von Preußen gemeldet, und Girardin habe Sr. Majestät bereitwillig die Villa abgetreten; denn »comme il avait toujours travaillé pour le Roi de Prusse, et comme il allait retourner à Paris, travailler encore pour lui, un refus était impossible.«

Der Leser weiß, was hier zu Lande die Phrase bedeutet »travailler pour le Roi de Prusse.«

In ganz neuester Zeit, d. h. im Jahre 1865, hat Girardin noch ein Mal viel Aufsehen und viel von sich reden gemacht. Zuerst durch seine Broschüre »le spectre noir«, eine Schrift zu Gunsten der Preßfreiheit, die er stets als Hauptbedingung für die Stabilität des neuen Kaiserreiches hinstellt. Die Broschüre wurde acht Tage lang eifrig gelesen und noch eifriger in allen Zeitungen besprochen, alsdann bei Seite gelegt und vergessen; daß sie dabei nicht den geringsten Einfluß auf die in Frankreich herrschenden Preßgesetze hatte, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen.

Alsdann trat Girardin mit einem Theaterstück vor das Publicum: »le supplice d'une femme«, das mit nicht geringem Erfolg im Théatre-Français gegeben wurde. Das Stück selbst ist nicht übel und hat einen gewissen moralischen Fonds, wenngleich die Hauptaction und Intrigue auf einem ehebrecherischen Verhältnisse beruht; aber dies liegt einmal im Geschmack der Zeit, und wir nennen das hier in Paris, auf der Bühne wie im wirklichen Leben, eine pikante Situation.

Auch machte das Stück als solches weit weniger von sich reden, als die durch dasselbe herbeigeführte Polemik, die in einen öffentlichen Scandal ausartete, zu dessen Beschwichtigung fast die Gerichte ihr letztes Wort sprechen mußten.

Girardin hatte nämlich sein fertiges Manuscript dem bühnenkundigen Alexander Dumas fils zur Durchsicht und zu eventuellen Modificationen übergeben und sich bis zur Generalprobe nicht weiter darum bekümmert.

Aber, o Wunder! als er dieser Generalprobe beiwohnt, erkennt er sein Stück nicht mehr, wenigstens in den Einzelheiten des Dialogs und der verschiedenen Scenen: der gute Monsieur Dumas, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, hatte dergestalt geändert, gestrichen und „modificirt", daß zum Schluß ein ganz anderes Opus zum Vorschein kam, dem aber das Comité des genannten Theaters unbedingt den Vorzug gegeben hatte. Feierlicher Protest Girardin's: das Stück sei nicht von ihm, sondern von Dumas fils; nicht minder feierliche Versicherung von Dumas: nicht er, sondern Girardin sei der Verfasser. Der Theaterzettel, denn die Vorstellung, zu welcher sogar der kaiserliche Hof angemeldet war, konnte nicht länger verschoben werden, nannte daher keinen Autor und das Publicum, das bereits um die seltsame Geschichte wußte, sah sich mystificirt. Das Stück gefiel außerordentlich — war es dank oder trotz der Collaboration Dumas'? — und dieser Umstand, der beim gewöhnlichen Lauf der Dinge die streitenden Parteien sofort versöhnt hätte, trug erst recht dazu bei, dieselben zu entzweien. Wir hatten daher das spaßhafte und vielleicht nie dagewesene Schauspiel, daß zwei namhafte Schriftsteller die Autorschaft eines Stückes verleugneten, das mit großem Erfolge

gegeben wurde, und um so hartnäckiger leugneten, je glänzender jener Erfolg war.

Richtete Jemand an Girardin ein Compliment über sein Schauspiel, so erhielt man sofort die vornehme Antwort (Girardin ist ein vornehmer Mann, stets im schwarzen Frack mit weißer Cravatte): „Wenden Sie sich doch an den jungen Dumas, denn der ist der eigentliche Verfasser“; — gratulirte man diesen über seinen neuen theatralischen Erfolg, so antwortete Alexander lebhaft und fast aufgebracht (Dumas fils ist eine echte Künstlernatur, ungenirt und naturwüchsig): „Zum Teufel! gratuliren Sie doch Girardin, das Stück ist von ihm; ich habe es nur etwas zurechtgerichtet.“ Und das große Publicum freute sich über diesen Streit zwei seiner Koryphäen und amüsirte sich mehr daran, als an dem Schauspiele selbst. Auch sollte es bei diesem kleinen Vorpostengefecht nicht bleiben, sondern zu einer wirklichen Schlacht kommen.

Girardin hatte nämlich schon vor der Aufführung und im guten Glauben an seine alleinige und unbestrittene Autorschaft das Manuscript an die Buchhandlung der Gebrüder Levy für 5000 Franken verkauft, die Summe alsdann bei Fontana gegen ein hübsches Brillantarmband umgetauscht und der mit der Titelrolle betrauten Schauspielerin übersandt: eine zarte Aufmerksamkeit, die sich ein Millionair wie Girardin wohl erlauben durfte.

Als aber Dumas von dieser Generosität Wind bekam, legte er Protest ein, verlangte die Hälfte des

Honorars, und nahm, als ihm Girardin dies Recht bestritt, sofort einen Advocaten an.

Beide Gegner dachten dabei nicht an das Unlogische eines solchen Verfahrens, das dem einfachsten Verstande in die Augen sprang. Aber „die Gelehrten die Verkehrten“ sagt das Sprichwort, und die zwei Autoren, die jeder von der Autorschaft des Stückes nichts wissen wollten, stritten sich um das dafür gezahlte Honorar und riefen die Civilgerichte um Schutz an.

Dumas, trotz seiner neulichen Heirath mit einer „reichen Russin“, sehr praktisch und positiv in Geldsachen, und in dieser Beziehung das vollständige Gegenbild seines Vaters, soll sogar die Absicht ausgesprochen haben, auf das erwähnte Armband Beschlag legen zu lassen, eine Ungeheuerlichkeit, welche die ganze galante Pariser Welt gegen ihn aufbrachte.

»C'était là le vrai supplice d'une femme«, bemerkte der »Tintamarre« sehr richtig, in Bezug auf die beschenkte Schauspielerin. Als die Gerichte sich darauf incompetent erklärten, griffen die Gegner zu ihren individuellen Waffen — Gott Lob nicht zu Degen und Pistolen, sondern zu den Federn — und schrieben Artikel und Broschüren, wodurch sich der Streit in die Länge zog und endlich im Sande verlief.

Die berüchtigte Denkmal-Rede des Prinzen Napoleon in Ajaccio, im Mai 1865, war bald darauf für Girardin ein willkommener Vorwand, sich in eine andere Polemik zu werfen (Polemik ist für ihn eine Grundbedingung seiner literarischen Existenz);

denn er mußte ja seinen Freund und politischen Glaubensgenossen gegen Kaiser und Reich in Schutz nehmen. Er leistete dadurch freilich weder dem Prinzen noch sich selbst einen wesentlichen Dienst; aber er lenkte doch durch diese Flankenbewegung, wie ein geschickter General, die Aufmerksamkeit des Publicums auf einen andern Punkt, ohne sich völlig zurückzuziehen, und blieb auf die Weise, was für ihn von jeher die Hauptsache war, im Vordergrund der Tages-Scene.

Girardin hat sich indeß, und dies sei unser offenherziges, wenn auch nicht gerade schmeichelhaftes Schlußwort, politisch wie social überlebt, oder doch ausgeschrieben; nur ein gänzlicher Umschlag der Dinge, die nämlich den Prinzen Napoleon und seine Partei (die „gemäßigten Rothen", wie man dieselbe widersinnig genug bezeichnet) an die Spitze des französischen Staates brächte, könnte auch Girardin thätig und handelnd auf die große Bühne bringen; aber ein solcher Umschlag ist vor der Hand nicht zu erwarten und noch viel weniger zu wünschen.

Die Turcos und Spahis.

— 1864 —

Große Trauer und Noth auf allen Boulevards und Quais und in den elyseischen Feldern: die Spahis und Turcos haben uns verlassen und sind wieder nach ihrer algierischen Heimath zurückgekehrt. Anfangs hieß es, sie würden durch zwei andere Regimenter ersetzt werden; aber man verbreitete dies Gerücht wohl nur, um uns zu trösten und den harten Verlust weniger hart erscheinen zu lassen. Jetzt ist es gewiß, daß wir keine wieder bekommen und daß Paris in Zukunft einer seiner schönsten militärischen Zierden beraubt bleiben wird.*)

*) Ganz neuerdings (im März 1865) ist doch wieder ein Bataillon Turcos (Tirailleurs algériens) aus Algerien in Paris eingetroffen, einzig und allein, um das Princip aufrecht zu erhalten, alle französischen Waffengattungen in der Hauptstadt des Kaiserreichs vertreten zu sehen. Die neuen Wüstenkinder machen aber nur wenig von sich reden: entweder sind sie civilisirter geworden, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, die Pariser schenken ihnen weniger Aufmerksamkeit, weil sie eben jetzt „was Altes" sind.

So wenigstens sagte der »Moniteur«, der den Davongezogenen einen rührenden Nachruf widmete; aber mir gefallen, ehrlich gestanden, die prosaischen Chasseurs à cheval, die bereits wieder von ihrer frühern Kaserne auf dem Quai d'Orsay Besitz genommen haben, weit besser als jene Wüstensöhne, die doch gar zu ungeleckt und roh waren und in mehr als einer Beziehung an den Wüstenkönig erinnerten.

Wenn Freiligrath hier unter uns lebte, hier in dem hellen, goldenen Paris, anstatt in dem trüben, kohlengeschwärzten London, so hätte er wohl ein paar hübsche Gedichte auf jene Kinder Africa's gemacht; aber auch er würde gewiß gerathen haben, sie wieder zurückzusenden in ihre südliche Heimath, unter die glühende Sonne am Fuße des Atlas, in ihr luftiges, buntgestreiftes Zelt, von Dattelpalmen überschattet und von Cactuspflanzen umwuchert; am fernen Horizonte die ewig unveränderliche lichtgelbe Linie des Wüstensandes und etwa noch einen Löwen zur Gesellschaft, oder doch Nachts sein weithin schallendes Gebrüll, das aber unter jenem Himmel majestätisch und schön klingt.

Freiligrath hätte hierin wohl ein besseres Ziel für den Flug seines Pegasus gefunden, als ihm damals der Einzug Garibaldi's in London geboten; — sein Gedicht wenigstens, das er bei jener Gelegenheit gemacht, beweist nur allzu deutlich, daß der Themsenebel, der ihm politisch leider längst den Kopf verrückt,

auch auf seine Poesie, die uns einst so lieb war, einen verderblichen Einfluß geübt hat.

Aber schön sahen sie aus, diese africanischen Krieger, vorzüglich die Spahis, in ihren weißen, flatternden Mänteln, den rothen Unterkleidern und dem weiß und rothen Turban; die langen Stiefel ebenfalls roth mit bunter Stickerei; Sattel und Steigbügel ganz nach arabischer Sitte: jener hoch wie ein Lehnstuhl mit fester Rücklehne, diese wie metallene Schuhe, in die der Fuß vollständig hineinpaßt; das Pferdegeschirr von rothem Leder mit vielfarbigen Troddeln und Quasten und mit kleinen blitzenden Messingplatten besetzt, die Pferde selbst klein und gedrungen, aber lebendig und wild, von arabischer Zucht, Schweif und Mähne langwallend.

In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft begleiteten sie den kleinen Prinzen stets Nachmittags auf seiner Spazierfahrt in's Bois de Boulogne. Im Cour d'honneur der Tuilerien ritten sie dann im Paradeschritt auf, fünfundzwanzig bis dreißig Mann, von ihrem Scheik, der einen hellblauen Burnus trug, commandirt; sie konnten indeß nur wenige Minuten ruhig auf ihrem Platze halten und fingen bereits im Hofe an, auf und ab zu jagen, wobei ihre Pferde Capriolen machten wie in Franconi's Circus, ganz gegen alle Etiquette und gegen alles Reglement. Aber man ließ sie gewähren, und die Volksmenge, die sich vom Carrousselplatz an das goldene Gitter drängte, um dem lustigen Schauspiel zuzusehen, hatte die bunten Reiter gern und nannte sie zuletzt nie anders, als »les

enfants gâtés de la cour«. So wie aber der vierspännige kaiserliche Wagen mit seinen Jockeys und Piqueurs, mit seinen zwei Adjutanten rechts und links am Kutschenschlage, und mit seinem „theuern Inhalte" (der Prinz ist übrigens ein allerliebster Knabe geworden und hat sich, seitdem er den Frauenhänden entzogen und einem Gouverneur übergeben ist, sehr vortheilhaft entwickelt) — so wie der Wagen durch die großen Thore hinausgerollt war und über den Quai dem Concorde-Platze zufuhr, begann der wahre und eigentliche „Tanz" der Spahis. Sie umschwärmten, hin und her galoppirend, die kaiserliche Equipage, rissen im wildesten Lauf plötzlich ihre Pferde zurück, daß sie sich hoch aufbäumten, warfen unter lautem Freudengeschrei ihre kurzen Carabiner mit dem breiten blitzenden Kolben in die Luft und fingen sie geschickt wieder auf; oder sie stellten sich kerzengrade in ihre Steigbügel und jagten pfeilschnell davon und dem Wagen voraus, wobei ihre weiten Burnusse im Winde flatterten oder sich wie große Schiffssegel blähten, und kehrten dann eben so geschwind zurück, um ihre seltsamen Manöver von neuem zu beginnen.

Den Jubel des Publicums kann man sich leicht vorstellen. Nachmittags gegen drei Uhr war von den vielen tausend Stühlen in den elyseischen Feldern kaum einer unbesetzt, und in den Alleen drängte sich die Menschenmenge wie bei einem Volksfeste.

Einmal, als sie beim Triumphbogen angekommen waren, schossen sie nach Landessitte gar ihre Carabiner

ab, »en l'honneur de la grande armée«, allerdings auf den besondern Wunsch des kleinen Prinzen, der sich diese Vergünstigung bei dem General-Adjutanten Rollin ausgewirkt hatte.

Aber das war auch das Ende vom Liede, und seit jenem Tage sind die wilden Gesellen nicht mehr zur kaiserlichen Escorte commandirt worden, und ehrbare, wohlerzogene Lanciers haben sie ersetzt.

Aber auch sonst liefen über die Wüstensöhne viele Klagen und Reclamationen ein, denen man endlich von oben her gerecht werden mußte, so lange man auch nachsichtig ein Auge zugedrückt und ein Ohr zugehalten hatte. Auf dieser Liste gingen aber die Turcos den Spahis voran, und was man Alles gegen sie vorgebracht und mit was für abenteuerlichen Détails man die verschiedenen Anklagen unterstützte, ist geradezu unglaublich.

Die armen Teufel, von Natur ohnehin nicht allzu weiß (ihre kaffeebraune Hautfarbe steht aber gut zu der hellblauen, gelbgestickten Tunica, dem weißen Burnus und dem rothen Fez) wurden dadurch zu wahren Mohren gemacht. Und wenn sie an den verschiedenen Eingängen des Tuilerienparks Schildwache standen, so machten nicht Wenige einen kleinen Umweg über die Seitentreppen, nur um nicht allzu dicht an ihnen vorüber zu müssen.

Selbst die Kindermädchen und Ammen thaten ein Gleiches, sie, die doch sonst in allen öffentlichen Gärten von Paris mit den Repräsentanten der bewaffneten

Macht auf so gutem und vertraulichem Fuße stehen, daß diese Intimität seit Menschengedenken sprichwörtlich geworden ist. Nur einige von jenen Schandthaten und Greueln wollen wir hier citiren, und auch nur kurz, um die zartfühlende Leserin nicht allzu sehr zu ängstigen.

Zunächst verschwanden bald nach der Ankunft der Turcos rings in der Nachbarschaft der von ihnen bezogenen Kaserne des Quai d'Orsay die Katzen auf befremdliche Weise. Kein Mensch wußte anfangs, wo sie geblieben waren. Freilich, wenn man in die Kochtöpfe der Wüstensöhne hätte schauen können, die ihre primitive Küche (drei hölzerne Stangen mit dem Feldkessel in der Mitte) nach arabischer Sitte unter freiem Himmel in einem Seitenhofe der Kaserne etablirt hatten, der würde manch seltsames Gericht erblickt und an den prächtigen Angoraschwänzen, die als Trophäen mit auf der Tafel figurirten, die armen, beklagenswerthen Opfer leicht erkannt haben.

Deshalb ein Weheruf unter allen Damen des dortigen Quartiers! Bei den Weibern der untern Klassen gab es ein Zetergeschrei, dessen Intensität erst recht an die verschwundenen Lieblinge mahnte. Schrecklich! Aber es half nicht viel, und man mußte die Katzen buchstäblich unter Schloß und Riegel halten, um sie nicht zu verlieren. Dabei ist bis auf den heutigen Tag der Hauptpunkt noch nicht aufgeklärt: die wichtige Frage nämlich, wie die Turcos es anstellten, um sich dies Leibgericht zu verschaffen.

Einige behaupteten, sie legten den Katzen Schlingen, und zwar zur Nachtzeit, wenn dieselben auf geheimen sentimentalen Wegen über Mauern und Dächer spazierten; Andere sagten, die Räuber vollführten Abends ein derartiges Geheul in ihrem Hofe, daß es alle „geschwänzten Gäste" der Umgegend herbeizöge und an das Messer lieferte. Noch Andere — doch diese waren, als Freunde der Angeklagten, parteiisch — verwarfen die Annahme, daß sie solche Schleichwege benutzten und erklärten den Raub einfach als eine moralische Nothwendigkeit jener jagdgeborenen Naturkinder, die in ihrem Vaterlande mit Panthern und Löwen zu kämpfen gewohnt waren und die auf den civilisirten Seine-Quais (und der Quai d'Orsay ist noch dazu der vornehmste von allen pariser Quais) eben kein anderes Wild, als die Hauskatzen der Nachbaren antrafen.

Die Ragouts sollen übrigens sehr delicat gewesen sein, so versicherte uns wenigstens ein glaubwürdiger Zeuge, Alexander Dumas, der Alles kennt und Alles weiß, was in Paris, in Frankreich und in der Welt passirt, und der selbstverständlich auch ein Mal an dem Katzenschmause der Turcos Theil genommen hatte.

Die andern Streiche der arabischen Gäste waren ähnlicher Natur. Hauptsächlich hatten sie sehr unklare Begriffe über das Mein und Dein und über die daraus entspringenden gegenseitigen Rechtsverhältnisse. Mit dem Mein fanden sie sich zwar zurecht, sobald es sie selbst betraf; aber über das Dein ihrer Nebenmenschen konnten sie nie in's Reine kommen.

So bat oft ein Turco einen vorübergehenden Herrn um Feuer, gab aber demselben die höflich hingehaltene Cigarre nicht wieder zurück, sondern steckte sie dreist in den Mund und rauchte sie noch dreister weiter. Freilich ergriff er zugleich die rechte Hand des Erstaunten und legte sie an seine Stirn, oder auf seine Brust: ein Zeichen höchster Ehrerbietung . . .

Einmal zog der solchergestalt beraubte Gentleman resignirt sein silbernes Cigarren-Etui, um sich eine neue Regalia anzuzünden. Das verstand der Turco wieder falsch und griff vergnügt nach der ganzen Cigarrentasche. Da ward es aber fatal; denn das nahm der Herr übel, packte ihn am Kragen und hielt ihn fest, bis der herbeigeeilte Maréchal des Logis den Delinquenten noch derber schüttelte und ihm bedeutete, daß er in Paris und nicht auf der Route von Oran nach Bar-el-Kir sei, wo derartige Proceduren, wie es scheint, noch erlaubt, wo aber auch die silbernen Cigarrentaschen wohl seltener sind.

Der Turco ward so verlegen und beschämt, daß er fast zu weinen anfing; er konnte gar nicht begreifen, was er denn Großes verbrochen hatte.

Oder es gingen ihrer zwei und drei in eine kleine Restauration der Rue Belle Chasse, neben ihrer Kaserne, und ließen sich auftischen, legten auch Löffel, Messer und Gabel sofort als überflüssig bei Seite; denn sie tranken die Suppe und bedienten sich zum Verzehren der übrigen Speisen äußerst geschickt ihrer zehn Finger. Wenn es dann schließlich an's Bezahlen ging, so

zog einer von ihnen, statt des Geldes, ein kleines Amulett heraus, das er als eine kostbare Reliquie aus Mecca dem Wirthe zum Kauf anbot und sich den Ueberschuß ausbat. Der zweite nahm aus einem schmutzigen seidenen Säckchen sein noch schmutzigeres Gebetbuch und sang mit lauter Stimme und in arabischer Sprache einige Verse aus dem Koran, und als man auch dies nicht für „baare Münze" gelten lassen wollte, faßte der dritte den unglücklichen Restaurateur um den Leib und executirte mit ihm einen Wirbeltanz, der selbst die berühmten Cancan-Quadrillen des Prado an Zügellosigkeit übertraf. Tische und Stühle kamen dabei in's Fallen, Schüsseln und Teller zerbrachen, und — unsere Helden machten sich durch die offene Thür davon.

Dergleichen wilde Geschichten trieben sie noch mehr, über die man anfangs lachte, und welche die kleinen Witzblätter weiter erzählten und commentirten, die aber doch endlich, Tropfen auf Tropfen, das volle Faß überlaufen machten. Da erging es eines Morgens den Turcos und Spahis, wie es seiner Zeit Garibaldi in London ergangen. —

Pardon für den Vergleich; aber er kommt mir ganz unwillkürlich. Man notificirte ihnen nämlich, daß sie in einigen Tagen das schöne Paris verlassen und wieder in ihre algierische Heimath zurückkehren müßten, und zwar — aus „Gesundheitsrücksichten"; also derselbe Grund, der den großen Agitator von Caprera

„gezwungen“, dem gastfreien Albion damals so hastig Valet zu sagen.

Dieser Befehl ward von den Wüstenkindern sehr schmerzlich empfunden; denn sie hatten sich, trotz alledem, nach und nach an die europäische Civilisation gewöhnt und sich den Anforderungen derselben gefügt, so daß sie in der letzten Zeit wirklich manierlicher geworden waren. Auch zarte Bande mochten wohl mehr als einen jener braunen Gesellen an den Seinestrand fesseln. Man erzählte sich wenigstens im Tuilerienpark, daß gar manche der anfangs so ängstlichen Kindermädchen und Ammen sich patriotisch über die kleinlichen Bedenken des Racen-Unterschiedes hinweggesetzt und die Huldigungen der Wüstensöhne angenommen hätten.

Ja, der Charivari brachte einst ein lustiges Bild, wo ein enfant terrible vor Giroux's Spielzeugladen seine Mutter flehentlich bat: »Maman, je t'en prie, achète-moi donc un turco comme celui de ma bonne.« Aber „höhere Rücksichten“ machten sich auch hier gebieterisch geltend, wie bei Garibaldi.

Eines Morgens war dann auf dem Lyoner Bahnhofe eine rührende Abschiedsscene, bei welcher die Spahis und Turcos eine weniger muthige Rolle gespielt und sich weniger tapfer gezeigt haben sollen, als bei Magenta und Solferino: so sehr betrübte sie die Trennung von Paris und Frankreich.

Hunderte von Gamins hatten ihnen das Geleit bis an die Eisenbahn gegeben und ihnen auf dem langen Wege dahin ihre Waffen, Mäntel und sonstigen

Effecten bereitwillig getragen (der Pariser Gamin ist von Hause aus vernarrt in jeden Soldaten). Auch „Damen“ hatten sich eingefunden . . .

Doch stille, — lüften wir nicht mit kalter, herzloser Hand den Schleier, den bereits die Alles heilende Zeit über das wehmüthige Bild gebreitet hat.

Manche Zeitungen brachten einen rührenden Nachruf und trösteten uns mit der Hoffnung eines einstigen Wiedersehens. Nur der würdige und ebenbürtige Freund und Nachfolger Renan's, Monsieur Peyrat, der sich neuerdings berufen gefühlt hat, auch seinerseits einen neuen Commentar zum „Leben Jesu“ zu schreiben (immer die alte, bekannte Fabel von den neidischen kothwerfenden schwarzen Krähen und dem schneeweißen, majestätischen Schwan), nur Monsieur Peyrat bedauerte die Abreise der Araber, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil Paris nun doch die versprochene Moschee und den damit verbundenen „erhebenden“ muhamedanischen Gottesdienst nicht erhalten habe. Aber der gute Mann wurde überstimmt, vorzüglich von der gesammten Damen- und Frauenwelt des Quai d'Orsay, die sich endlich wieder unbesorgt und frei mit ihren neu gekauften und bis dahin ängstlich versteckt gehaltenen Lieblingen an das Tageslicht wagen konnte, ohne die heimtückischen Schlingen arabischer Leckermäuler zu fürchten.

Bei Hofe.

I.

In Compiègne.

In einzelnen Tönen schallt es alljährlich im November von Compiègne herüber, wo sich das kaiserliche Hoflager mit gewohnter Pracht entfaltet. Concert, Theater und Ball, oder Soirée mit Vorlesung und Musik; Hirsch- und Eber-Treibjagen im Walde, oder Fasanenschießen im Wildpark des Schlosses; glänzende Ausfahrten und Spazierritte der Majestäten, in Begleitung von mehr als hundert Personen zu Wagen und zu Pferde; ein Frühstück im Freien, direct aus den Chevet'schen Küchen im Palais Royal mit einem Extrazuge hinüber geschickt. Dazu im großen Schloßhofe ein buntes Gewimmel von ab- und anfahrenden Equipagen, von zahllosen Lakaien, Haiducken und Jägern, und im Schlosse selbst die vielen Herrschaften, die hohen, die höchsten und die allerhöchsten; ein Rauschen, Wo-

gen und Drängen; ein Flimmern, Rasseln und Blitzen, dort von Atlas- und Sammetschleppkleidern, hier von Uniformen und Waffen, und Abends im taghellen, im sonnenhellen Kerzenschimmer die vielen Diamanten und Ordenssterne — kurz der kaiserliche Hof in seiner vollen, großartigen Pracht.

Hier und da auch, heimlich freilich und leise, in den tiefen Fensterbrüstungen, hinter den schweren seidenen Vorhängen, ein bischen chronique scandaleuse; das gehört einmal dazu und ist gewissermaßen die Würze des großen Gerichts. Vielwillkommen alsdann, namentlich bei der Damenwelt, derjenige, der stets ein neues pikantes Anekdötchen, oder sonst ein kleines lustiges Geschichtchen bei der Hand hat, vollends, wenn dasselbe irgend einer von den gerade anwesenden Personen passirt ist. Alsdann kommt Bewegung in den kleinen Kreis, der sich in einem Nebensaal und abgesondert von der großen Cour zusammengefunden hat; man kichert und lacht, wenn auch gemessen und zurückhaltend; denn die Etiquette über Alles!

Dicht nebenan sitzt ja der Kaiser mit Drouyn de Lhuys, Walewski und Rothschild am Whist-Tisch, von wenigstens zehn Herren mit goldgestickten Uniformen in ehrerbietiger Entfernung umstanden. Man spielt hohes Spiel, und kleine Haufen blitzender Goldstücke liegen in den muschelähnlichen Vertiefungen der Tischecken. Aber sie können schon einen Robber zu zehn Louisdors wagen, und mehr als einen; denn alle Vier „stehen sich sehr gut“ und haben ihr „reichliches Aus-

kommen" .... Also vorsichtig und nicht zu laut — »continuez, Baron!« sagte die kleine Marquise von F., die erst gestern mit der neuen Serie in Compiègne eingetroffen war, »continuez, je vous en prie!« und die übrigen Damen stimmten bei.

Der Baron, einer der jüngsten Kammerherren und, wie man allgemein behauptet, »très-bien au château,« d. h. in großen Gnaden, lehnte sachte die beiden Flügelthüren nach dem großen Salon hin, wo die Herrschaften saßen, zusammen (keine geringe Keckheit!) und erzählte weiter.

„Die arme Gräfin L.! Wer hätte das gedacht! Vorgestern war sie noch hier und saß auf ihrem Tabouret in der Nähe der Kaiserin; sie trug alle ihre Brillanten, und ich glaube gar, Ihre Majestät machten ihr Höchstselbst ein Compliment über die elegante Fassung der kostbaren Steine. Herr Bourguignon vom Palais Royal war, Gott Lob, nicht gegenwärtig; der hätte sonst wohl kaum das Lachen verbeißen können. Der Graf ist noch auf seinen Gütern und weiß von nichts und wird hoffentlich auch nichts erfahren. Mystère! Mystère!" ruft der Baron geheimnißvoll und biegt sich über den Stuhl einer ältlichen Dame, die ebenfalls zu dem kleinen Comité gehört, indem er ihren prächtigen Fächer von Alexandre bewundert, der noch immer den Hof und die hohe Gesellschaft mit seinem Fabricat versorgt.

„Aber wie hängt denn die Geschichte eigentlich zusammen?" fragt die Marquise von neuem.

„Sie zwingen mich also, sie zu erzählen, Mesdames," entgegnet der Baron und spielt halb verlegen mit seiner Uhrkette; denn es wird ihm „so schwer", von Abwesenden, noch dazu von einer schönen jungen Dame, etwas Anderes, als Liebes und Gutes zu berichten. Er fügt sich aber dennoch als gehorsamer Cavalier dem Befehl, wenn auch nur mit wenig Worten: »Mon dieu! Sie wissen so gut wie ich, daß sich die Gräfin L. sehr für ihren Neffen, den Vicomte Ernest, interessirt. Eine erlaubte Sache, Mesdames, nichts als Verwandtenpflicht einer guten Tante," setzt der Erzähler in Parenthese mit schalkhaftem Lächeln hinzu. »Eh bien, der Vicomte, ohnehin nicht reich, wie Sie wissen, befindet sich kürzlich in der peinlichsten Verlegenheit: eine Spielschuld von achthundert Louisdors, noch dazu im Jockeyclub, dessen Mitglied er erst in diesem Winter geworden ist. Die üblichen vierundzwanzig Stunden Frist sind bereits vorüber. Wenn er am nächsten Abend nicht zahlt, ist er für immer blamirt, deshonorirt, wird aus der Liste der Mitglieder gestrichen, und es bleibt ihm nichts übrig, als sich in Algier zu engagiren oder . . . . oder — doch von Pistolen und Gift darf man in einem Damenkreise nicht reden. In seiner Angst eilt er zu der Tante, mehr um ihr seine Noth zu klagen, als in der Hoffnung, von ihr Hülfe zu erlangen. Die Gräfin ist gerührt, ergriffen; aber sie hat keine tausend Franken baar im Hause. Auch ist ihr Gemahl in Geldsachen sehr genau; woher also in wenig Stunden sechszehn-

tausend nehmen, ohne Verdacht zu erregen? Ein Mittel bietet sich ihr freilich: ihre Diamanten. Der Vicomte widersetzt sich, gibt aber bald nach; denn der schreckliche Termin steht ihm wie ein Gespenst vor der Seele. Die Gräfin fährt also mit ihrem Diadem in's Palais Royal zu Bourguignon, der auch schon in der ersten Minute weiß, was man von ihm verlangt. Es handelt sich darum, »den etwas unmodern gewordenen Schmuck neu zu fassen«. Acht große Brillanten ersetzt der geschickte Juwelier durch eben so viele Glasflüsse aus seiner Fabrik und bezahlt das Stück mit zweitausend Franken; er liefert dabei sogar noch »seine Edelsteine« und die Arbeit umsonst und macht trotzdem ein gutes Geschäft. Die Ehre des Vicomte ist gerettet, die Spielschuld bezahlt und »personne ne se doute de rien«. Dennoch, Gott mag wissen wie, ist die Geschichte nicht ganz geheim geblieben. Monsieur Bourguignon wird schon geschwiegen haben; denn seine Loyalität in solchen Dingen ist seit langen Jahren erprobt. Kurz, neulich bei Hofe hat mehr als ein indiscretes Auge das Diadem der Gräfin L. »bewundert«, und die arme Gräfin saß auf ihrem Tabouret wie auf glühenden Kohlen."

So weit der Baron, und die Damen, auch die kleine Marquise, zeigten sich am Schluß der Erzählung, ganz wider Erwarten, nachsichtig und wohlwollend, und verdammten die großmüthige Gräfin nicht; ja, als bald darauf die Lakaien das Souper in der galerie Louis quinze ansagten, bot der Baron der

Marquise den Arm, um sie zur Tafel zu führen, und trank beim Nachtisch mit ihr auf die Gesundheit der Tante und des Neffen.

Und die Moral von der Geschichte?

O, sie enthält gar manche heilsame Lehre; so auch diese, daß man keine falsche Diamanten tragen und vorzüglich, daß man keine Spielschulden machen soll, wenn man sie nicht bezahlen kann. Vielleicht auch die andere, daß man nicht die Herzens-Angelegenheiten einer Dame zum Gegenstande einer pikanten Erzählung, und wäre es selbst bei Hofe, machen soll.

Aber im Herbst 1863, von wo dies kleine Histörchen stammt, und wo wir das „unbezahlbare“ Glück gehabt, es selbst mit anzuhören, wurden die heitern, sorglosen Kreise auf einmal durch ein schwarzgerändertes Programm des Ober-Hofmarschall-Amtes peinlich berührt: die vierzehntägige Hoftrauer für den verstorbenen König von Dänemark.

Die ersten acht Tage »le grand deuil«: Krepp, Schmelz, schwarze Spitzen, Lava- oder Steinkohlenschmuck, und silberne Blätter oder Blumen im Kopfputz für die Damen; die kleine Uniform mit dem Flor und dem blauen Stahldegen für die Herren.

Die zweite Woche »le petit deuil«: Blonden, Atlas oder Seide, lila, grau oder weiß, der Schmuck von mattem Gold für die Damen, und für die Herren nur den kleinen obligaten Flor am Arm und am Degengriff.

Der freundliche Leser lächelt und wir mit ihm;

aber es ist dies dennoch eine hochwichtige Sache bei Hofe, und die Oberhofmeisterin hat auf die Damentoiletten, der Oberhofmeister auf den Anzug der Herren ein wachsames Auge, um jeden Verstoß gegen das Reglement sofort streng zu ahnden und zu beseitigen.

Während der Hoftrauer muß auch die Tafelmusik unterbleiben, und wenn getanzt wird, so darf dies nur nach dem Flügel geschehen.

Ein alter General, der sich auf den spiegelblanken Parkets (sie sind wirklich in den kaiserlichen Schlössern so glatt wie eine Eisbahn) und unter den vielen Sammet-Draperieen, Kronleuchtern, Spiegeln und Goldstuckaturen nichts weniger als gemüthlich fühlte, schon weil ihm die Pfeife und die Punschbowle versagt war (die alten Generäle sind so ziemlich in allen Ländern dieselben), fragte mich bei dieser Gelegenheit nach meinen „Sympathieen für Dänemark“, und bat mich zugleich um einige Aufklärung in Bezug auf Schleswig-Holstein. „Alle Welt spricht hier seit einiger Zeit davon,“ fügte er hinzu, „aber kein Mensch scheint etwas davon zu verstehen.“

Er hatte so Unrecht nicht; denn der Artikel, der den Franzosen jene an sich so einfache Frage (einfach, wie Alles, was sich auf Wahrheit und Gerechtigkeit stützt) bündig, klar und verständlich auseinandersetzt, sollte noch immer geschrieben werden, trotz dem »Moniteur«, der vornehm und von oben herab die Sache besprach, ohne ihr auf den wahren Grund zu gehen, und trotz den soi-disant liberalen Pariser Blättern,

welche die Angelegenheit in ihrem Sinne ausbeuteten und nur von einer Intervention Frankreichs eine heilbringende Lösung des Ganzen erwarteten. Monsieur de Laguerronnière und Consorten predigten nichts anders und sahen auch hier wie in allen übrigen politischen Fragen nicht über ihre eigene Nase und Feder hinaus.

„Schönen Dank," sagte ich zum General, aber leise, „wir brauchen Ihre Intervention nicht; sie dürfte uns zu theuer werden."

Der Alte lachte und strich sich den grauen Schnurrbart, stieß mich darauf ziemlich unsanft in die Hüfte und wies verstohlen auf die andere Seite der Galerie, wo gerade der Hof, die Majestäten an der Spitze, vorüberzog, um sich in's Theater zu begeben.

Als ich darauf, so einfach und kurz wie möglich, dem General die gewünschte Aufklärung gegeben, rief dieser: „Alle Wetter! das sieht ja aus, als hätten Sie in Deutschland auch ein Polen!"

Mir schien die Bezeichnung so zutreffend, daß ich sie notirte. Aber bald ereiferte sich der gute Herr, als ich ihm auf seine Frage, ob denn die Deutschen nicht Anstalt machten, dreinzuschlagen, ausweichend antwortete. Ich sagte überdies so wenig wie möglich von meinen eigenen trüben Befürchtungen; und als er mich gar zu sehr in die Enge trieb, entgegnete ich ihm dreist: „Haben Sie denn in Frankreich für Polen bis jetzt mehr gehabt als schöne Phrasen?"

Da wurde er sehr ernst, ergriff mich beim Arm, und zwar so hart, daß ich, wenn mich der hochvor-

nehme Ort nicht zurückgehalten, laut aufgeschrieen hätte, und sagte: »Mille tonnerres, Monsieur, wenn es von mir und meiner Brigade abhinge, so brächen wir noch heute nach Polen auf!"

»Eh bien,« antwortete ich und rieb mir den Arm, „so denkt man auch bei uns über Deutschlands Polen, wie Sie Schleswig-Holstein sehr passend nennen, und hoffentlich finden sich auch bei uns Generäle wie Sie."

„Alles Glück wünsche ich Ihnen, und von Herzen!" rief der Alte, „und wenn wir nach Russisch-Polen ziehen, so will ich nicht vergessen, Ihre Landsleute zu grüßen."

Wir hätten wohl noch ein Weiteres geplaudert, wenn nicht ein paar Herren zu uns getreten wären, deren Gegenwart uns Vorsicht gebot. Man kann beim kaiserlich Napoleonischen Hofe nicht vorsichtig genug sein. Das Gespräch drehte sich freilich noch um denselben Gegenstand, aber ich für meine Person machte nur den bescheidenen Zuhörer, selbst dann, als, wie gewöhnlich, die deutsche Bedächtigkeit und Unentschlossenheit auf's Tapet kam.

»Audaces fortuna juvat,« sagte einer der Herren, und wies auf das lebensgroße Bildniß des Kaisers von Horace Vernet im prächtigen Krönungscostüme, das in einem wundervollen Goldrahmen an der gegenüberliegenden Wand des Saales hing; und der alte General fügte hinzu, indem er sich zu mir

wandte: »Espérons toujours, mon cher, que cette fois-ci ça ne sera pas ‚pour le roi de Prusse.'« *)

So weit Compiègne im Jahre 1863. Der Leser wird uns glauben, daß wir mit stolzem Selbstgefühl die hohe, gefeite Schwelle betraten, obwohl wir auch dies Mal wieder, wie schon so manches Mal, nur als Contrebande dort waren; unser Name, der sogar bei Hofe nur mit seinem Anfangsbuchstaben erscheint, stand wenigstens nicht auf der Serienliste der geladenen Gäste.

II.

In den Tuilerien.

Selten ist wohl in Paris so viel getanzt worden als im Winter 1863 auf 64, und gar manchen Glücklichen sahen wir, der zwei, drei Einladungen für einen

*) Auch ein Wort Talleyrand's über Schleswig-Holstein hörten wir an jenem Abend. Auf dem Wiener Congreß soll nämlich, wenn auch nur im Vorbeigehen, die Frage der Herzogthümer berührt worden sein. Der dänische Bevollmächtigte soll sofort energisch protestirt und die hohe Versammlung gebeten haben, gar nicht darauf einzugehen, denn der Besitz Schleswig-Holsteins sei eine Grundbedingung für die Existenz Dänemarks. Den sämmtlichen Gesandten soll dies Motiv sehr plausibel erschienen sein, mit alleiniger Ausnahme Talleyrand's, der einfach bemerkt habe: »Alors, je ne comprends pas, de quel droit le Danemark existe.«

und denselben Abend hatte und auch gar nicht verlegen war, sie zu benutzen. Denn da alle diese großen Tanzfeste die ganze Nacht hindurch dauern, so kann man bequem an mehrern Orten, wenn auch nicht zugleich, so doch nach einander sein. Dabei hat man die Wahl, entweder das Costüme zu wechseln, was sehr pikant ist, oder auch dasselbe beizubehalten, was eigentlich noch pikanter ist, vorzüglich wenn man in einem auffallend reichen und prächtigen Domino erscheint, der dann an einem Abend auf verschiedenen Bällen gesehen und bewundert wird.

Die kleinen Montagsbälle der Kaiserin standen in der Saison obenan, schon deswegen, weil es das erste Mal war, daß in den Tuilerien derartige intime Feste gegeben wurden. In der Regel finden nämlich bei Hofe in jedem Winter nur drei große officielle Bälle Statt, zu welchen jedes Mal zwischen zwei- und dreitausend Einladungen ausgegeben werden. Man kann sich daher leicht das Gewühl und Gedränge, den Staub und die Hitze vorstellen, die an solchen Abenden und Nächten in den weiten Galerieen und Sälen des alten Königsschlosses herrschen. Nur im Marschallssaal, wo die Majestäten sich vorzugsweise aufhalten, ist noch einigermaßen frische Luft und freier Raum, so daß man doch nicht mit jedem Schritte hier einer Dame auf die Schleppe, oder dort einem alten Herrn auf die Füße tritt. Aber in den Marschallssaal gelangen nur die eigentlichen Privilegirten; denn trotz der vielgepriesenen égalité hält man auf den Hofbällen sehr auf die Eti-

quette, die doch dort gerade am überflüssigsten sein sollte.

In der Galerie de Diane wird getanzt, oft zweihundert Paare auf einmal, also für die Tanzenden mehr ein Kunststück als ein Vergnügen, da die Galerie allerdings unermeßlich lang, aber im Verhältniß zu ihrer Länge sehr schmal ist. Weit schönere und bequemere Säle befinden sich im alten Louvre, und die schönsten, wie die Salle des Etats, sind im Neubau; aber bis jetzt hat man die Hofbälle noch nicht dahin verlegt, obwohl zu Anfang jedes Winters immer stark davon gesprochen wird. Ferner wird bei den großen Hofbällen kein Souper servirt, da die allzu zahlreichen Gäste dies unmöglich machen; so etwas war nur möglich in Versailles und zu Ludwig's XIV. und XV. Zeiten, und gegen die damaligen Hoffeste sind die jetzigen nur kleine, schwache Seitenstücke, was übrigens gewiß kein Unglück ist.

In allen Nebensälen sind dafür jetzt Büffets errichtet, viele sogar bis weit in den Pavillon de Marsan hinein, wohin die rauschende Musik und der ganze übrige Lärm des Balles nur noch in einzelnen Lauten dringt. Jene Räume werden deshalb vorzugsweise von den ältern Herren aufgesucht. Die Bedienung ist überall ausgezeichnet und die Speisen und Getränke gehören zu dem Feinsten, was die moderne Pariser Gastronomie zu erfinden und hervorzubringen vermag. Der große Chevet im Palais Royal hat fast immer die Lieferungen. Nur die Weine kommen direct aus

den kaiserlichen Kellern, und es sollen schon bei einzelnen großen Bällen allein über anderthalb tausend Flaschen Champagner getrunken worden sein. Man tanzt die ganze Nacht durch. Die Majestäten ziehen sich aber schon viel früher zurück und die vornehmsten Gäste folgen ihnen ebenfalls bald; dann lichten sich die Räume und gestatten eine freiere Circulation, auch wird der Ton leichter und ungezwungener. Das helle Morgenroth, das hinter den Thürmen von Notre-Dame heraufsteigt, spiegelt sich endlich in den zahllosen Fensterreihen der östlichen Façade, während der Kerzenglanz noch von Innen herausscheint; und die letzten davonfahrenden Equipagen sind schon oft von der aufgehenden Sonne beleuchtet worden.

Die sogenannten kleinen Bälle der Kaiserin sind aber viel interessanter; sie finden im December und Januar an jedem Montage Statt und es werden nicht mehr als fünf bis sechshundert Einladungen ausgegeben. Immer noch eine großartige Gesellschaft, die es sich aber in den weiten Räumen des Schlosses sehr bequem macht, zumal die Privatgemächer Ihrer Majestät hinzugezogen werden. Die Herren dürfen sogar im einfachen schwarzen Frack erscheinen, der auf den großen Hofbällen arg verpönt ist. Die Kaiserin macht in Person die Honneurs, und alles Ceremoniell ist aus dem Kreise verbannt. An solchen Abenden sieht und bewundert man alsdann jene reizenden Toiletten, deren Beschreibung in den darauf folgenden Tagen die Runde durch alle Zeitungen macht und die für die ganze vor-

nehme Damenwelt als die eigentliche herrschende Mode gilt.

Hier sollte ich nun eigentlich recht lang und umständlich werden, um die gerechte Neugier (oder lieber Wißbegier, das klingt besser) der Leserinnen zu befriedigen; aber jene heitere schöne Epoche verschwand bald, um der ernsten Fastenzeit Platz zu machen. Dennoch datirt von jenem Winter 1863-64 ein großer Umschwung in den Toiletten der vornehmen Pariser Damenwelt. Blumen und Blätter waren stets der Hauptschmuck; Federn, Schmelz, Franzen und Spitzen wurden nach und nach fast ganz verdrängt, die letztern natürlich nur theilweise, denn alles wirklich Reiche und Kostbare ist der wechselnden Mode weit weniger unterworfen. So trug die Kaiserin einmal einen Besatz von Epheublättern und auch einen ähnlichen Kopfputz, in jedem Blatte ein kleiner Diamant als Thautropfen, dazu eine Robe von schlichtem weißen Atlas, reizend und prächtig zugleich. Auch goldene Kornähren machten viel Glück, wahre Kunstwerke an Juwelierarbeit, da sie mit kleinen Diamanten, wie mit Brillantstaub, übersäet sind, was bei Licht von zauberischem Effect ist. Merkwürdiger Weise war bei den größern Toiletten stets die rothe Farbe vorherrschend, dunkelroth und scharlach, die Stoffe alsdann von Sammt und reich mit echten Perlen besetzt.

Sie sehen, verehrte Leserinnen, daß ich Sie in die höchsten Regionen führe und Ihnen Damen zeige, deren Anzug nicht ein kleines, sondern ein großes Ver-

mögen repräsentirt. Und dennoch hat in eben jener Saison auf den kaiserlichen Bällen ein einfaches weißes Kleid den Sieg über alle Brillanten und sonstigen Edelsteine, über alle Gold- und Silberbrocate und übrigen Sammt- und Atlasstoffe davon getragen.

Das Ereigniß war zu bedeutend, als daß ich es hier mit Stillschweigen übergehen dürfte.

An einem der Montagsbälle erschien nämlich in den Tuilerien die Marquise de Gallifet in jener eben erwähnten Toilette: ein schlichtes weißes Ballkleid von Barèges, die breiten Volants mit einigen wenigen Rosenknospen aufgenommen, eine Rose im Haar und ein Veilchenbouquet im Gürtel. Kein sonstiger Schmuck als Kopfputz, auch weder Hals- noch Armband, nicht ein Mal Ohrringe, kurz gar nichts derartiges, mithin die Einfachheit selber, aber doch wie eine Königin. Die Marquise, erst kürzlich vermählt, ist freilich eine sehr schöne Frau, so schön, daß sie in den Hofkreisen fast sprichwörtlich geworden ist. Wir selbst sahen sie einst in der großen Oper, wo sie ein schwarzes Sammtkleid trug und einen blauen mit Schwan besetzten Ueberwurf . . . . der ganze Saal schaute nach ihr, die Pariser Herren sind ohnehin in dieser Beziehung nicht sehr discret; — Doctor B. wischte und putzte unaufhörlich an seiner Lorgnette und flüsterte mir mehrfach den Namen Ghismunde zu. Anfangs wußte ich gar nicht, was er damit sagen wollte, bis er endlich die Verse hinzufügte:

„Und dieses Hauptes königliches Tragen!
Der Arm, wie aus Carara's Fels geschlagen!“

Da verstand ich denn, daß er die Ghismunde aus Redwitz' Amaranth meinte, an die ich natürlich nicht gleich denken konnte, da ich nur ein sehr bedingter Verehrer jener Dichtung bin. Hier aber war das Citat ganz an seinem Platze, denn die Marquise ist wirklich eine königliche Erscheinung von klassischer Schönheit. Sie lachen vielleicht, Mesdames, über diesen Superlativ; hier in Paris lachte man zuerst auch, als sich alle Welt die Geschichte von dem weißen Barègeskleide zu 25 Franken erzählte, das auf dem Balle der Kaiserin so viel Aufsehen und Glück gemacht hatte; aber als der großartige Triumph bekannt wurde, lachte man nicht mehr, sondern nahm sich die Sache zu Herzen. Einige hörten freilich nicht auf, sich darüber zu moquiren, indem sie behaupteten, eine solche Toilette sei für den Hof geradezu unpassend und gegen alle Etiquette; das waren die Häßlichen, die das sagten — doch pardon! Man soll liebenswürdigen Damen niemals von den Häßlichen ihres Geschlechtes sprechen; (nach Méry gibt es übrigens gar keine häßliche Dame, und vollends nicht bei Hofe). Andere meinten es klüger anzufangen und erschienen auf dem nächsten Hofballe ebenfalls in der höchsten Einfachheit; aber auch das glückte nicht und Alle sahen sich nach der Marquise um, die dies Mal eine reiche, elegante Hoftoilette gewählt hatte, mit Diadem und sonstigem Schmuck, ganz wie die übrigen hohen Herrschaften. Dadurch fielen die andern Rivalinnen nur noch mehr auf und eine von ihnen soll sogar den Ball ganz in der Stille und vor der gewöhnlichen Zeit

verlassen haben, vermuthlich in einer Laune, die nicht so rosig war wie ihr Barègeskleid.

Das wäre das bedeutendste »évènement« der genannten Saison, und bei meinen Leserinnen bin ich dadurch schon genügend entschuldigt, sie noch ein Mal in jene Regionen geführt zu haben.

Mangin.

† 1864.

Wer uns das im vorigen Jahre gesagt hätte, als wir so gemüthlich mit ihm bei dem Marchand de vins an der Ecke der Rue Vivienne saßen! Max hatte glücklicher Weise bei Julien gegenüber ein Dutzend Austernpasteten und einen Savarin erobert . . . . erobert ist das richtige Wort, denn um die Börsenzeit ist Julien dergestalt belagert, daß es außerordentlich schwer hält, schnell bedient zu werden. Manche elegante Duchesse oder Marquise hat schon zehn Minuten und länger warten müssen, bis sie ihr goldgerändertes Tellerchen mit dem bestellten Kuchen servirt bekam. Julien ist nämlich jetzt der König von Paris — um Gottes willen, Messieurs et Mesdames, verstehen Sie mich nicht falsch, ich will sagen: der König der Pariser Pastetenbäcker, sonst nichts, wie Felix zur Zeit Louis Philippe's.

Das alles muß der Leser wissen, um unsere Erzählung in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen und

zu würdigen; so auch dies noch, daß man in Paris sehr gut einen Marchand de vins besuchen kann, selbst vornehme Leute, wie der Leser und wir, wenn man nur nicht vorn in dem großen Gesammtlocal bleibt, sondern sich ein kleines Zimmer nach hinten hinaus geben läßt. Vollends der erwähnte Marchand de vins auf der Ecke der Rue Vivienne am Börsenplatze, der zu den ersten seiner Art gehört, und der täglich zur Börsenzeit seine Gäste, vom Banquier bis zum Blousenmann, nach Tausenden zählt.

Unter diesen Gästen hatten wir aber an jenem Tage unstreitig den interessantesten und bedeutendsten für uns in Beschlag genommen, in gewisser Beziehung auch einen König, wie Julien, aber nicht im Reiche der Kuchen, sondern »le roi de la place publique,« wie Mangin überall in Paris genannt wurde. Auf gut deutsch freilich nichts mehr und nichts weniger als ein Marktschreier, aber ein Marktschreier der originellsten und zugleich großartigsten Sorte, wie wohl in ganz Deutschland nie Einer existirt hat, und der selbst in Frankreich und in der französischen Hauptstadt vielleicht nie seines Gleichen gehabt.

Als vor einigen Tagen sein plötzlicher Tod bekannt wurde, lief es wie eine Trauerkunde durch ganz Paris: »Mangin est mort!« Fast alle hiesigen Zeitungen widmeten ihm einen längern oder kürzern Nachruf, und wer weiß, man hat wohl gar in den Tuilerien davon gesprochen.

Als Mangin bei der letzten Pastete und dem letz-

ten Glase Wein leise von Max meine Qualität erfahren hatte und daß ich Feuilletons und Bücher über Paris schriebe, bat er sich auch die Ehre einer Notiz aus: »l'honneur d'une page ou deux,« wie er sagte, und ich mußte darauf mit ihm anstoßen.

Hier löse ich nun mein Versprechen, und setze dem Todten (seinen Tod ahnten wir damals freilich nicht!) ein kleines Denkmal.

* * *

Wer in Paris Sonntags, hier und da auch an einem Wochentage, Nachmittags über den Madeleine- oder Börsenplatz ging, konnte gar häufig eine beträchtliche Menschenmenge sehen, die einen Wagen umdrängte. In demselben stand ein abenteuerlich ausstaffirter Mann, der laut zum Volke redete. Wenn er ausgeredet hatte, gab er einem nicht minder bunt gekleideten Cumpan, der mit einer Drehorgel hinter ihm hoch auf dem Kutschenkasten postirt war, einen Wink, und Musik füllte alsdann den Zwischenact aus, während dessen neue Zuschauer herbeieilten.

Das war Mangin, der berühmte Bleistiftverkäufer, der sogar auf der Londoner Welt-Ausstellung nicht allein zugelassen worden war, sondern auch eine Medaille erhalten hatte; dessen Photographie in allen Kaffeehäusern und Tabaksläden der Boulevards hing, und der Paris, Frankreich und das nahe und ferne Ausland mit seinen Producten versorgte. So sagte er wenigstens selbst, der gute Mann, und, den nothwen-

digen Superlativ abgerechnet, war es die reine Wahrheit.

Doch wir bitten den Leser (um klassisch zu verfahren: »medias in res lectorem rapit«) uns zu begleiten, und selbst zu sehen und zu urtheilen.

Der zweispännige Wagen, ein hübsches, stattliches Fuhrwerk, ist so eben angekommen und postirt sich vor dem Börsengebäude mitten auf den freien Platz. Diese nicht geringe Concession von Seiten der Polizei-Präfectur, die doch sonst jedes encombrement des rues auf das sorgfältigste unterdrückt, war gewiß ein vollgültiger Beweis für die bedeutende Persönlichkeit Mangin's. Noch sieht übrigens der Bleistiftmann aus, wie wir übrigen Sterblichen; denn er trägt Hut, Paletot u. s. w. wie jeder andere Bourgeois. Aber schon beginnt die Metamorphose. Aus dem Hintergrunde des Wagens holt er zuerst einen weiten schwarzen Sammtmantel hervor, goldgestickt und mit goldenen Tressen und Franzen; er breitet ihn weit aus, ernst und feierlich, wie denn überhaupt alle seine Bewegungen anständig und würdevoll sind. Darauf legt er einen blitzenden Brustharnisch an, desgleichen Arm- und Beinschienen, setzt einen prächtigen Helm mit wallendem Federbusch auf, umgürtet sich mit einem großen Ritterschwert, wirft endlich den Mantel um — und der Held, der König ist fertig.

Die Menge, die unterdessen auf einige hundert Köpfe angewachsen ist und die, wenigstens zur Hälfte, aus gut gekleideten Leuten besteht, schaut sehnsüchtig zu

ihm hinauf: »il va parler au peuple,« heißt es rings im Kreise; aber noch bricht Mangin sein Schweigen nicht. Mittlerweile hat sich sein Diener in ähnlicher Weise costümirt, nur bescheidener und einfacher, ein mattes Seitenstück zu seinem Herrn. Dieser wirft nach wie vor einen ernsten, forschenden Blick auf die Versammlung, macht endlich Anstalt zu reden, öffnet auch bereits den Mund, fährt aber plötzlich zusammen und läßt das Visir seines Helmes fallen, als habe er unter den Zuschauern Jemanden entdeckt, der ihn verlegen gemacht. Man kann sich nicht vorstellen, welchen Eindruck diese Faxen, die freilich mit großer mimischer Geschicklichkeit ausgeführt werden, auf das Publicum haben, das nun erst recht neugierig wird und wie gebannt immer dichter seinen Wagen umdrängt. Dabei spielt die Orgel unaufhörlich ihre anmuthigsten Weisen. Endlich schlägt er das Visir wieder auf, grüßt gravitätisch nach allen Seiten, heißt die Musik durch eine gebieterische Handbewegung schweigen und . . . und beginnt nun wirklich seine Rede. Diese Rede ist zu originell, als daß ich sie hier nicht in genauer Uebersetzung wieder geben sollte, zumal Mangin mir dieselbe an dem oben erwähnten Tage fast in die Feder dictirte. Auch habe ich sie, namentlich in der ersten Zeit meines Pariser Aufenthaltes, so oft gehört, daß ich sie fast aus dem Gedächtniß wortgetreu wiedergeben könnte.

»Messieurs, j'ai l'honneur de vous saluer. Sie sind stehen geblieben, meine Herren, und haben

sich verwundert gefragt: Was ist das für ein seltsamer Aufzug und für ein seltsamer Patron? Ein bunt angemalter Wagen, mit einer Drehorgel und einem Musikanten obenauf, die Pferde mit Federbüschen und klingelnden Schellen, und im Wagen selbst ein Ritter mit Harnisch und Helm . . . . was mag das bedeuten? Ich will es Ihnen mit wenig Worten sagen und Ihnen zugleich kurz meine Lebensgeschichte erzählen.

„Als ich meine öffentliche Laufbahn begann, um mein vortreffliches Product an den Mann zu bringen (Sie wissen, daß ich nach wie vor tausend Franken Demjenigen gebe, der mir einen bessern Bleistift als die meinigen bringt!) . . . . er holt bei diesen Worten eine grünseidene mit „Goldstücken" gefüllte Börse hervor und wirft sie einige Male spielend in die Luft . . . .

„Also am Anfang meiner Carrière war ich einfach und bescheiden gekleidet wie Sie, meine Herren; ich bot den Vorübergehenden schüchtern meine Waare an. Aber Niemand kümmerte sich um mich; kein Mensch würdigte mich eines Blickes, und wenn ich Abends nach Hause kam, waren meine Taschen so leer wie am Morgen und mein armer Magen noch leerer. Dabei will man doch leben und sich satt essen, und jeder Erdenmensch hat weder das Glück noch die Ehre, Staatsrath, Polizeidiener," . . . . hier lüftet er mit feierlichem Anstand seinen Helm . . . . „Epicier oder Capuciner zu sein.

„Das machte mich sehr traurig und brachte mich fast zur Verzweiflung. In dieser Stimmung gehe ich

eines Tages über die Boulevards. Es war gerade Carnevalszeit und alle Welt amüsirte sich von früh bis spät. Plötzlich höre ich an der Ecke der Rue de Richelieu lauten Lärm und lustiges Geschrei: ich eile hinzu und begegne einem Polichinell, der wie ein Verrückter über die Straße tanzt. Hinter ihm her ein großes Gefolge von Kindern, Gamins, Soldaten u. s. w., und alle Vorübergehenden blieben stehen und schauten sich den Hanswurst an und lachten. Er sah auch wirklich wunderschön aus mit seinem doppelten Höcker grün und roth, mit seinen flatternden Hosen gelb und blau und (das war die Hauptsache, meine Herren!) mit seiner Schellenkappe grün und roth, gelb und blau. Ich erwachte wie aus einem langen Traum; ἑυρηκα! (ein griechisches Wort, Messieurs, was so viel bedeuten will, als: spiele den Narren, so läuft dir die Welt nach) das Räthsel meines Daseins hatte seine Lösung gefunden. Schon am nächsten Morgen besorgte ich mir mein Costüme; kein Harlekinskleid, pfui Teufel! dazu war ich zu stolz, (chacun a son ambition, Messieurs!) sondern diese schöne blitzende Rüstung, für die manches Museum mir hundert Thaler und mehr bezahlen würde; aber ich gebe sie nicht für tausend, denn in dieser Rüstung und in diesem goldverbrämten Königsmantel steckt eben meine ganze Bedeutung und Kraft. C'est ainsi, Messieurs, que je suis devenu le roi de la place publique!«

Mangin hält einen Augenblick inne, um den Erfolg seiner Rede abzuwarten; oft wird er auch durch Bei-

fallklatschen unterbrochen. Auf ein Mal holt er einen riesengroßen, feuerrothen Schirm hervor, richtet ihn wie eine Flinte gegen das Publicum, spannt ihn geräuschvoll auf, obwohl kein Tropfen Regen fällt, und befestigt ihn an der rechten Seite seines Wagens; dann thut er, als vernehme er einen Zuruf aus der Menge. „Charlatan! sagt man vor und hinter mir; ganz Recht, meine Herren, ich bin ein Charlatan, und Marktschreierei ist mein Handwerk; ich gestehe es offen und frei. Aber Sie wollen es ja selbst nicht anders. Schenken Sie mir noch einige Augenblicke Gehör, nur fünf Minuten," er zieht sehr ostensibel eine prächtige goldene Uhr an einer langen goldenen Kette mit blitzenden Petschaften und sonstigem Gehängsel aus der Tasche und zeigt sie im Kreise umher, — wir bemerken zugleich bei dieser Gelegenheit, daß er an jedem Finger einen „Brillant-Ring" trägt, immer einer größer und „kostbarer" als der andere. „Nur noch fünf Minuten, meine Herren, und ich bin fertig. Jener Polichinell hat mein Glück gemacht; vergebens habe ich Jahre lang nach ihm gefragt und geforscht, um ihm zu danken und ihn um die Erlaubniß zu bitten, ihn in meinem Testamente mit einer Jahresrente zu bedenken; sollte zufällig einer unter den geehrten Anwesenden mir Auskunft über ihn geben können, so bitte ich ihn sehr, sich zu mir zu bemühen, Rue du Faubourg Saint-Martin 126."

So weit unser Held, der wirklich in mehr als einer Hinsicht diesen Namen verdient, denn er ist ein schöner,

stattlicher Mann, und gar manche Pariser Bühne würde sich glücklich schätzen, einen solchen „König“ zu besitzen, und ihn theuer genug bezahlen.

Doch wir sind noch nicht fertig, und so leichten Kaufs kommt das Publicum nicht davon. Die Rede war nur die Einleitung, der eigentliche Hokuspokus kommt hinterdrein.

Auf einen majestätischen Wink Mangin's beginnt die Musik von neuem und unser Bleistiftmann läßt sich von ihr in den Manipulationen, die er jetzt vornimmt, melodisch begleiten.

Er zieht ein ellenlanges Messer hervor, ein wahres Mordinstrument, das die Zunächststehenden unwillkürlich zurückschrecken macht; aber er nimmt lächelnd einen seiner Bleistifte und spitzt ihn mit dieser gewaltigen Klinge behutsam und gemessen und in mehrern Pausen. Eine berechnete Langsamkeit ist bei allen seinen Bewegungen die Hauptsache, denn dadurch fesselt er am besten die neugierige Menge. Alsdann, wenn der Bleistift gespitzt ist, zeigt er ihn im Kreise umher, nimmt ein Brett und einen Hammer und treibt ihn mit starken wiederholten Schlägen, wie einen großen Nagel, in das Holz hinein, zieht ihn dann „mit unsäglicher Mühe“ wieder heraus und — der Bleistift ist unversehrt wie zuvor. Das obligate Ach des Erstaunens ertönt von vielen hundert Lippen. Auch ein zweites Experiment wird nicht minder beklatscht. Er bedient sich nämlich des Bleistiftes als eines Meißels und spaltet das Brett,

ebenfalls unter gewaltigen, weithinschallenden Hammerschlägen, in unzählige Splitter, die er nach allen Seiten unter die Zuschauer wirft, und auch hier bleibt das Crayon unversehrt.

Max, dem dies etwas zu stark vorkam, behauptete, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, und Mangin verwechsele schnell den gespitzten Bleistift mit einem ähnlich aussehenden Stück Eisen, oder treibe sonstige Taschenspielerei, was auch ich, beiläufig bemerkt, noch heute glaube. Wir setzten ihm daher an dem obigen Tage beim Marchand de vins hart zu, und baten ihn, selbstverständlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, uns den Sachverhalt seines unzerstörbaren Bleistiftes zu erklären. Aber er wollte nicht mit der Sprache heraus, und als wir gar nicht aufhörten, ihn zu bestürmen, sagte er einfach und nicht ohne eine gewisse Würde, die uns beinahe imponirte: »Messieurs, ich habe den Charlatan mit der Rüstung ausgezogen, und hier bin ich nur der Privatmann, der die Ehre hat, mit Ihnen ein Glas Wein zu trinken, und noch dazu ein sehr gutes; verlangen Sie morgen, wenn ich auf meinem Wagen stehe, eine Erklärung und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich sie Ihnen nicht schuldig bleiben werde." Diesen Grund mußten wir gelten lassen.

Doch zurück zu seiner Vorstellung, die noch immer nicht zu Ende ist. Mangin öffnet einen mit blanken Stahlnägeln beschlagenen Koffer und zeigt uns den Inhalt. Auf den ersten Blick meint man, es seien

nichts als Goldstücke; aber bei Licht besehen sind es nur Medaillen, à deux sous la pièce, eine Copie en miniature seiner großen Preis-Medaille, die er in London wirklich erhalten hat. Nun nimmt aber die Drehorgel einen neuen Anlauf und spielt ihre schönsten, verführerischsten Weisen, denn der wichtigste Moment der spaßhaften kleinen Komödie ist gekommen: der Verkauf der Bleistifte beginnt. In der Regel ist der Andrang in der ersten Viertelstunde sehr bedeutend, oft strecken sich zwanzig, dreißig Hände hoch in die Luft und Mangin gibt rechts und links und unaufhörlich seine kleinen Packete, vier Bleistifte für zehn Sous. Wer das doppelte daran wenden will, erhält für seinen Franken, außer den Bleistiften, noch die Photographie des Helden, Notabene in seinem Rittercostüme, und die Medaille. Die Crayons sind übrigens, ungeachtet ihres billigen Preises, vortrefflich; sie sind von Außen ganz vergoldet (ohne Gold thut Mangin es einmal nicht), und man findet sie überall in Paris, namentlich in den Schulen und auf den Bureaux.

Wenn der Zudrang etwas schwächer wird, so zieht Mangin wieder seine goldene Repetiruhr hervor und erklärt, »foi de gentilhomme,« daß er, so wie es auf der nahen Börsenuhr drei schlägt, also in wenigen Minuten, den Verkauf einstellen und den Platz verlassen werde. Es schlägt — und in demselben Moment legt er Schwert und Helm, Harnisch und Mantel ab, klappt seinen rothen Schirm zu, zieht seinen Paletot an, setzt seinen Hut auf und steigt vom Wagen herab..

ein gewöhnlicher Mensch. Man mag ihn noch so viel bitten, noch einige Bleistifte zu verkaufen — vergebens; er weist mit einer höflichen Handbewegung auf das Zifferblatt der Börsenuhr, grüßt mit dem Anstand eines Weltmannes das Publicum und — und begibt sich zu dem Marchand de vins an der Ecke; denn aus dem poetischen Ritter ist ein prosaischer Philister geworden, der seine kurze Pfeife raucht und seinen Schoppen trinkt, und mehr als einen.

Sein Diener ist im Wagen zurückgeblieben, aber in den innern Raum hinabgestiegen und macht sich allerlei mit den Medaillen und Bleistiften zu schaffen. Das zieht die Käufer von neuem an; aber der Diener ist, wie sein Herr, unerbittlich. Endlich, endlich läßt er sich bewegen und gibt verstohlen ein Packet fort, läßt sich auch außer den zehn Sous noch einen oder zwei für seine Willfährigkeit geben, und dem ersten Packete folgt alsdann schnell das zweite, dritte und vierte, das zehnte und zwanzigste, ja manchmal macht der Diener bessere Geschäfte als der Herr. Mangin weiß sehr gut um diese kleine Komödie, die er selbst so angeordnet hat, obwohl sein Famulus bei jedem Packet ängstlich hinzufügt: „Daß mich nur um Gotteswillen mein Herr nicht sieht, sonst bin ich verloren, denn es ist beinah' halb vier!"

Unserm Bleistiftritter, dessen Tagewerk glänzend vollbracht ist, (oft hat er eine Einnahme von über hundert Franken) schlägt für den Nachmittag und den Abend keine weitere Stunde. Strenge Statistiker wer-

fen ihm freilich vor, allzu lange in dem mehrerwähnten Weinhause sitzen zu bleiben und allzu viel Gläser, wo nicht gar Flaschen, zu leeren. Er selbst räumt es ein, aber er fügt zu seiner Entschuldigung stolz hinzu: „Reden Sie wie ich zum Volke, noch dazu zum Pariser, das ja das erste der Welt ist (merci, merci! rief Max und wollte schon, als guter Leipziger, dem Renommisten „auf den Zopf spucken", aber ich hielt ihn zurück) und sagen Sie mir alsdann, ob Sie nicht durstig werden? Oft ist es auch die gute Gesellschaft, die mich zurückhält." Diese letzten höflichen Worte galten uns, und nun durften wir ihn erst recht nicht verdammen.

Abends ging Mangin oft in's Theater und bei einer ersten Vorstellung fehlte er namentlich nie. Der Leser weiß, was eine »première représentation« auf einer Pariser Bühne sagen will, und erkennt daran zugleich die Bedeutung Mangin's als personnage public. Er selbst benahm sich bei diesen Gelegenheiten überaus schicklich und zurückhaltend; aber es kam trotzdem oft vor, daß er im Saale erkannt und applaudirt wurde. Wir sahen ihn vor einigen Jahren in der Porte Saint-Martin. »Vive Mangin! Vive Mangin!« rief es von den Galerieen herab und auch vom Parterre aus begrüßte man ihn, der im zweiten Range bescheiden unter den übrigen Zuschauern saß. Er machte Miene, sich der lauten und unerwarteten Ovation zu entziehen; aber als das Lärmen und Rufen gar zu stürmisch wurde, trat er an die Logenbrü-

stung (ein fremder Prinz hätte sich wahrhaftig nicht besser benommen!), grüßte hinunter und hinauf, und benutzte die sofort eintretende lautlose Stille zu einigen dankenden Worten: Er sei sehr gerührt über diesen Beweis der Theilnahme, die er übrigens nicht verdiene; aber er werde Alles thun, um sich derselben würdig zu machen.

»Vive Mangin! Le roi de la place publique! Vive Mangin!« Hätte man Kränze gehabt, man hätte sie ihm zugeworfen. Ein rauschender Tusch des Orchesters, dem die Ouverture folgte, stellte endlich die Ruhe wieder her. Jener Tag war der größte im Leben des Bleistiftritters.

So, auf der Höhe seines Ruhmes (die Phrase ist allerdings etwas hochtrabend, aber der freundliche Leser lasse sie als „letzte Ehre" für den Todten großmüthig passiren, denn Mangin hinterläßt den Ruf eines redlichen, unbescholtenen Mannes), ist er plötzlich von uns geschieden. Der Börsen- und der Madeleineplatz sind die beiden vornehmsten Plätze von ganz Paris, und Mangin war der Einzige, der das Privilegium hatte, auf ihnen seine Vorstellungen zu geben, und er gab sie nur dort. Sie sind jetzt verödet und verwaist; denn Alles, was die Hauptstadt der Welt an Straßenberühmtheiten bietet, trat gegen diese eine Figur weit in den Hintergrund.

Mangin läßt in dieser grotesken, originellen und abenteuerlichen Sphäre eine große, große Lücke . . . . er war wirklich einzig in seiner Art.

Das Café de Foy.

— 1864 —

»Les vieux s'en vont,« sagte man in den dreißiger und vierziger Jahren vielfach, wenn man den Leichenzug eines Soldaten der alten Kaisergarde über die Boulevards ziehen sah; — »le vieux Paris s'en va,« sagt man jetzt häufig, bei der großen Umgestaltung der Hauptstadt, die noch immer ihr Ende nicht erreicht hat. Nach Osten und Westen dehnt sich die ungeheuere Metropole stets augenfälliger, gleichsam in excentrischen Kreisen aus, so daß man den Mittelpunkt von Paris längst nicht mehr dort suchen muß, wo er sich noch vor etwa zehn Jahren befand. Dies gilt hauptsächlich vom Palais Royal, das mit dem Bank- und Börsenquartier früher das eigentliche Centrum von Paris bildete. Die Bank und die Börse haben natürlich, trotz der Neugestaltung, nichts verloren; denn die Geld- und Handelswelt ist nach wie vor dieselbe, und sie würde eben so gut ihre Geschäfte machen, wenn man auch die beiden erwähnten Etablissements

an die Bastille verlegt hätte. Aber mit dem Palais Royal ist es etwas anderes: dies hängt ganz von der Mode und dem herrschenden Tagesgeschmack ab, und jene, wie dieser, haben sich leider längst gegen dasselbe erklärt. Leider! Denn das Palais Royal war ein origineller, echt nationaler Theil des alten Paris; aber, wie gesagt, dies „alte Paris“ verschwindet nach und nach ganz.

Der Leser fürchtet vielleicht bei dieser Einleitung, mit der Nachricht von der projectirten Demolition des Palais Royal überrascht zu werden, und seine Befürchtung wäre nach Allem, was wir in dieser Beziehung hier schon erlebt haben, wirklich einigermaßen gerechtfertigt; aber Gott Lob! so weit sind wir noch nicht gekommen und werden hoffentlich nie dahin gelangen. Der schöne Palast, ein Werk des Cardinals Richelieu, steht noch und schmucker als je, denn er ist vollständig restaurirt und dient dem Prinzen Napoleon zur Winter-Residenz. Auch die vier langen Galerieen mit ihren Arcaden und hundert Läden sind nichts weniger als verfallen und verlassen, aber das Publicum dieser Räume ist nicht mehr dasselbe wie ehemals: die Pariser sind dem Palais Royal untreu geworden; der Westen mit dem Boulevard Malesherbes bis zum Park von Monceaux, und der Osten mit dem Boulevard von Sebastopol bis zum Park von Vincennes haben das Centrum verdrängt und besiegt. Nur die Fremden besuchen das Palais Royal nach wie vor. Deshalb finden auch die Läden noch immer zahlreiche Besucher

und die Restaurants nicht minder. Ohne dieses Fremden-Contingent würde es längst schlimm mit dem Palais Royal stehen; so aber fristet es sein künstliches Leben, und wird gewissermaßen wieder zu einer andern Specialität der großen Weltstadt. Schon jetzt hört man unter den dortigen Spaziergängern fast alle Sprachen Europa's mit Ausnahme der französischen. Auch gehörte ein scharfes, geübtes Pariser Auge dazu, um diese Decadenz zu bemerken, und es bedurfte eines besondern Ereignisses, um dieselbe dem großen Publicum recht auffallend vorzuführen.

Dies Ereigniß war eine Anzeige in den Zeitungen, nach welcher das Café de Foy öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden sollte, und zwar für den Spottpreis von 15,000 Franken. Das Erstaunen aller Welt war groß, aber es wurde noch größer, als man nach acht Tagen erfuhr, daß das Etablissement selbst zu diesem Preise keinen Käufer gefunden. Es war auch wirklich unglaublich: das Café de Foy, das erste Café unter den zwölf Cafés des Palais Royal und vor zwanzig Jahren eines der ersten Kaffeehäuser von ganz Paris, das sein letzter Besitzer, im Jahr 1846 für 400,000 Franken gekauft hatte! So hatten sich seitdem die Verhältnisse geändert, und Diejenigen hatten also doch Recht gehabt, die bereits vor Jahren, wenn zufällig die Rede darauf kam, behaupteten, das Palais Royal sei eine gefallene Größe.

Schon sind die großen Säle jenes berühmten Kaffeehauses geschlossen, in denen es einst so laut und

lebendig herging. Das Mobiliar und übrige bewegliche Material ist fortgeschafft, und in wenig Tagen werden Maler, Tapezierer und Vergolder dort ihren Einzug halten, um das Ganze in einen Bazar oder in ein Herren-Kleider-Magazin umzuwandeln, oder auch in einen prosaischen Restaurant zu vierzig Sous, — die einzigen Branchen, die allenfalls noch mit einigem Profit im Palais Royal betrieben werden können. Werfen wir zum Abschied einen kurzen Rückblick auf dieses Café, das seiner Zeit viel gesehen und erlebt hat, und das jetzt ebenfalls in die Kategorie derjenigen Dinge gehört, auf die wir das obige melancholische Wort anwendeten: »le vieux Paris s'en va.«

Das Café de Foy hat fast ein volles Jahrhundert existirt, denn als im Jahre 1772 die Seitengalerieen des Palais Royal vollendet waren, etablirte sich dort alsbald ein Limonadier jenes Namens und machte, da er der einzige des Quartiers war, gute Geschäfte. Er zahlte dem Intendanten des Herzogs von Orleans, als dem Eigenthümer des Palastes, die für die damalige Zeit bedeutende Jahresmiethe von 600 Franken — im Jahre 1846 betrug die Miethe ebendesselben Locals 52,000 Franken, worunter allerdings 20,000 Franken für die Erlaubniß, Tische und Stühle in den Garten setzen zu dürfen, inbegriffen waren, welches Privilegium später das Café de la Rotonde an sich brachte und noch besitzt.

Eine hervorragende, wenn auch nicht gerade beneidenswerthe Rolle spielte das Café de Foy zuerst in der

großen Revolution. Die Clubbisten und Agitatoren hatten nach den Vorgängen in Versailles (le serment du jeu de paume) jenes Local zu ihren täglichen Versammlungen und Berathungen gewählt. Die Entlassung Necker's warf den Zündstoff in das volle Pulverfaß und am Morgen des 14. Juli 1789, nachdem schon Nachts vorher die aufgeregten Volksmassen durch alle Straßen von Paris gezogen waren, hielt Camille Desmoulins im Café de Foy seine bekannte Rede, in welcher er zum „Kampf gegen die Tyrannei" aufforderte. Laute Acclamationen begrüßten den Redner, und dieser, dadurch ermuthigt, nahm seinen Stuhl, trug ihn hinaus in den Garten des Palais Royal unter die tobende Menge, bestieg den Stuhl und wiederholte seine Rede noch maßloser und wilder als zuvor. Er riß einen Zweig von einem der Lindenbäume, steckte ihn an seinen Hut und forderte alle Anwesenden auf, ein Gleiches zu thun. In wenigen Minuten waren die Bäume geplündert; unter schrecklichem Tumult verließen alsdann die zügellosen Banden den Garten und — am Nachmittage desselben Tages wurde die Bastille erstürmt, und die französische Revolution hatte factisch begonnen.

Der historische Stuhl (die burleske Seite der großen Tragödie, wie der Narr in den Shakespeare'schen Dramen) wurde sorgfältig aufbewahrt und noch unter Karl X. den Besuchern gezeigt; ob es derselbe war (ein schlechter Strohstuhl mit gerader Lehne), meldete freilich kein authentisches Actenstück, aber er diente im=

merhin als geschickte Reclame und als Magnet für die Besucher des Kaffeehauses. Später soll ihn Lord Seymour, dies englische Original zu Louis Philippe's Zeiten, mit großen Kosten an sich gebracht haben, um ihn in seiner Galerie unter der Büste Marat's aufzustellen: eine klägliche Apotheose! Nach dem Tode Lord Seymour's, der selbst längst vergessen ist, fiel auch der Stuhl gänzlich der Vergessenheit anheim.

Noch andere revolutionaire Erinnerungen, aber noch traurigerer Art, bewahrte das Café de Foy. So sah man dort noch bis zum Jahre 1835 jeden Morgen einen ältlichen Mann seine Chocolade trinken, den »Moniteur« lesen und fortgehen, ohne je mit irgend einem der Anwesenden, oder auch nur mit einem Kellner ein Wort zu wechseln. Man vermied übrigens auch, sich ihm zu nähern oder gar ihn anzureden; denn man erzählte sich heimlich, jener Mann sei ein früherer Revolutionair und derselbe, der den abgeschlagenen und frisirten Kopf der unglücklichen Prinzessin von Lamballe durch die Straßen von Paris getragen, und zwar bis unter die Fenster des Temple, um ihn der dort gefangenen Königsfamilie zu zeigen. Einige neue Gäste (man sagt, Alexander Dumas sei unter ihnen gewesen) fanden die Gegenwart eines solchen Menschen in einem der ersten Pariser Kaffeehäuser so anstößig, daß sie beschlossen, sich Licht in der Sache zu verschaffen. Sie setzten sich zu dem Ende eines Morgens in die Nähe des Alten und brachten unter sich absichtlich das Gespräch auf die große Revolution. Anfangs

that unser Mann, als hörte er nicht darauf; als aber die Nachbaren lauter wurden und sich rücksichtsloser äußerten, legte er sein Zeitungsblatt bei Seite und horchte hinüber.

„Elendes Gesindel waren sie Alle," begann einer der Herren, „und nicht Mörder allein, sondern Diebe dazu. So ist es z. B. bekannt, daß der Kerl, dem man den Kopf der Prinzessin von Lamballe zum Frisiren gegeben, ihr die Haare abgeschnitten und diese später in England theuer verkauft hat."

„Pardon, meine Herren," sagte auf ein Mal der Alte mit zitternder Stimme, man wußte nicht, ob vor Wuth oder Verlegenheit, „Pardon, »die Männer von drei und neunzig« waren keine Diebe, und der Kopf der Prinzessin von Lamballe hatte seine eigenen Haare, als er frisirt war, und eine große Cocarde obendrein. Ich selbst" . . . . doch hier unterbrach er sich, als habe er schon zu viel gesagt und schwieg.

„Wie! Sie selbst haben es gesehen?" fragten mehrere hastige Stimmen zugleich.

„Ich selbst war dabei," antwortete der Alte und lächelte hämisch, während er die Herren der Reihe nach mit stechenden Augen fixirte. Alsdann legte er einen Franken auf den Tisch für sein Frühstück, ging davon und kam seitdem nicht wieder. Dieser letztere Umstand war begreiflich das Beste an der ganzen Geschichte.

Nach der Restauration war das Café de Foy ein Hauptsammelplatz der Legitimisten, vorzüglich der Garde-Corps-Officiere, die ihrem Hasse gegen „Monsieur

Buonaparte“ und gegen Alles, was kaiserlich gewesen, in den verächtlichsten Ausdrücken Luft machten. An sich war das etwas ganz Gewöhnliches in Frankreich, wo seit der großen Revolution stets das herrschende Regiment auf Kosten des gestürzten gepriesen wird; aber in diesem besondern Falle höchst fatal, weil eine Menge früherer Officiere aus der Kaiserzeit dadurch genöthigt wurde, das Kaffeehaus zu verlassen, wo sie so lange den Ton angegeben. Einer von ihnen, der Capitain Bechel, nahm sich die Sache mehr zu Herzen, als seine Kameraden, und beschloß, sich zu rächen. Er begab sich eines Abends in den großen Saal des Café's und trat mitten unter die dort versammelten legitimistischen Officiere. Er rief mit lauter Stimme: Silence! und als man aufschaute, was der befremdliche Ruf zu bedeuten habe, recitirte der Capitain, wo möglich mit noch lauterer Stimme, den folgenden Vers:

Je me fiche du Roi,
Du comte d'Artois,
Du duc d'Angoulème,
Du duc de Berri,
De la duchesse aussi,
Et de quiconque les aime.

Diese unerhörte Keckheit, eine poetische Licenz, wie sie wohl noch nie dagewesen, rief einen gewaltigen Sturm hervor, den der Dichter durch die Zurücklassung seiner Karte, welche auch die Adresse seiner Secundanten enthielt, in so weit beschwichtigte, als das nächste

Rendez-vous bereits für den folgenden Morgen festgesetzt wurde. Der Capitain, übrigens ein guter Schläger und Schütze, hatte im Ganzen für sein Lied neun Duelle zu bestehen, aus denen er sämmtlich mit heiler Haut hervorging. Erst bei der zehnten Forderung trat ein Ehrengericht seiner Kameraden zusammen, die nun die Sache für die ihrige erklärten und ausfochten; denn bei der einmaligen Recitation jener Verse durch den Verfasser selbst sollte die Sache nicht ihr Bewenden haben. Das Gedicht circulirte, mit den nöthigen Zusätzen und Ausschmückungen, in allen bonapartistischen Kreisen, und wurde im gegenüber liegenden Café Montansier, wo die kaiserlichen Officiere nach ihrer Flucht aus dem Café de Foy sich etablirt hatten, allabendlich im lauten Chorus gesungen. Dies war den Legitimisten zu viel, und sie stürmten einst mit bewaffneter Hand das Local ihrer Gegner, die sich natürlich tapfer zur Wehr setzten. Es kam zu einer förmlichen Schlacht, bis der Marschall Soult an der Spitze eines Regiments die streitenden Parteien trennte, wenn auch nicht versöhnte. Soult, selbst ein alter Freund und Zelt-Kamerad Napoleon's! Man zählte über dreißig Todte und Verwundete an jenem Abend, und noch mehrere Monate lang dauerten die Duelle unter den Officieren, die nicht für Jeden so glücklich ausfielen, wie für den leichtfertigen Urheber des unseligen Streites. Den legitimistischen Officieren wurde indeß durch eine allerhöchste Ordre der Besuch des Café de Foy verboten. Die bonapartistischen nahmen wieder von

ihrem frühern Local Besitz, und sahen sich schon aus diesem Grunde als Sieger an.

Bis zur Juli-Revolution 1830 blieb alsdann das Café de Foy der Sammelplatz der Unzufriedenen und wurde endlich für das dortige Quartier, wie das Café Tortoni für die Boulevards, ein Centrum der Opposition. Im Entresol waren mehrere Säle unter dem Vorwande einer geschlossenen Gesellschaft eingerichtet, deren Besuch nur denjenigen gestattet war, welche die Parole »délivrance« besaßen. In jener Zeit sah man dort oft den General Lafayette, der aber in der Regel erst gegen Mitternacht kam, weil er vorher der Sitzung bei Tortoni präsidirt hatte. In den untern Sälen tranken unterdessen die Gäste sorglos ihren Kaffee, ihre Limonade oder ihren Glühwein. Das profane, um nicht zu sagen plebejische Bier, ohnehin erst nach der Februar-Revolution in Paris eingebürgert, hat die vornehme Schwelle des Café de Foy nie überschritten. Die ältern Herren spielten Ecarté oder Trictrac, und die jüngern zeigten einander heimlich die verbotenen Carricaturen auf die königliche Familie und die Minister, oder discutirten die möglichen Folgen des Fächerschlages, den der Bey von Algier dem französischen Geschäftsträger gegeben, und für welchen Genugthuung zu fordern bereits ein Geschwader nach Africa abgesegelt war. Niemand ahnte das nahe Gewitter, das sich über den Bourbonen zusammenzog und ihren Thron von neuem zertrümmerte. Es war wieder im Juli und gerade fünfzig Jahre nach dem Ba-

stillensturm, als der Garten des Palais Royal die zweite französische Revolution sah. Der Palast der Orleans war der eigentliche Mittelpunkt der großen Bewegung, und aus dem Entresol des Café de Foy konnte man bequem den Balcon sehen, auf welchem Lafayette den neuen König Louis Philippe als „die beste der Republiken“ umarmte, und auf welchem schon Louis Philippe Egalité gestanden, um die Rede Camille Desmoulins' anzuhören. Der Vater endete auf der Guillotine und der Sohn im Exil: die rächende Nemesis war auch hier unerbittlich.

Unter der Juli-Regierung behauptete das Palais Royal, als Privat-Eigenthum des Königs, noch seinen alten Glanz, und das Café de Foy sah auf's neue viel bedeutende Gäste in seinen Mauern, nur mit dem Unterschiede, daß dieselben jetzt wieder dem alten Régime angehörten, als hätte das Etablissement die Bestimmung, stets Opposition zu machen. Diese Opposition wurde übrigens im Lauf der Jahre immer ungefährlicher, und verschwand endlich dergestalt, daß so ziemlich Jeder, gleichviel welcher Partei er angehörte, das Café besuchte. Nur in dem Saale zur Linken war ein Kern alter Stammgäste zusammengeblieben, die keinen fremden Eindringling unter sich duldeten, was sich um so leichter thun ließ, als in jenem Saale alle Spiele, sogar Ecarté und Trictrac, und das Rauchen nicht minder, verboten waren. Ein Pariser Café aber ohne Würfel, Karten und Domino, und vollends ohne Cigarren, ist nach den Be-

griffen der heutigen französischen Jugend ein Unding, so daß die alten Herren sicher waren, von Niemanden behelligt zu werden. In den übrigen Räumen herrschte dafür um so lauteres Leben, und die Billardzimmer und Estaminets des Café de Foy hatten Jahre lang einen großen Ruf.

Die Februar-Revolution des Jahres 1848 (wir kommen, wie es scheint, in der vorliegenden Erzählung gar nicht aus den Revolutionen heraus), die so Vieles in Frankreich anders gemacht, — ob besser, wird eine spätere Zukunft lehren — änderte auch die Geschicke unseres Kaffeehauses; denn von jenem Zeitpunkt an datirt sein Verfall. Vorher freilich, das heißt wenige Monate nach der Revolution, erlangte das Café de Foy noch vorübergehende Bedeutung, weil es, seinem alten Rufe getreu, auf's neue die Opposition bei sich aufnahm. Diese letzte Phase dürfte, schon weil sie sich auf die Gegenwart bezieht, die interessanteste sein.

Zwei Bonapartes saßen bereits in der National-Versammlung und bahnten ihrem Vetter, dem Prinzen Louis, den Weg. Trotz sonstiger Dissidenzen hatten sie nämlich diesen als das eigentliche Haupt ihrer Familie und mithin als den wirklichen Prätendenten anerkannt. Aber noch harrte der Prinz Louis in London des erlösenden Winks; denn er war schon ein Mal, gleich nach dem Sturz der Juli-Dynastie, in Paris gewesen, hatte aber wieder über den Canal zurückkehren müssen, weil die Mitglieder der provisorischen Regie-

rung in seiner Gegenwart „ein Hemmniß für die ruhige Entwickelung der Republik erblickten“. Diese unklare Phrase enthielt wenigstens der »Moniteur«, als er die Rückkehr des Prinzen nach England anzeigte. Von einer vorhergegangenen Audienz bei der provisorischen Regierung im Luxemburger Palast, um die der Prinz nachgesucht und die man ihm auch bewilligt hatte, meldete der »Moniteur« nichts. Drei Männer, die in jenen Tagen die alleinigen und unumschränkten Regenten im Lande waren, empfingen den Prinzen (den jetzigen Kaiser von Frankreich!): Louis Blanc, Armand Marrast und Lamartine. Der Prinz versuchte umsonst, sie von der „Reinheit seiner Absichten“ zu überzeugen (so drückte Lamartine sich aus, als er auf die in der Kammer an ihn gerichtete Interpellation antwortete); sie bestanden auf ihrem Decret, und der Prinz mußte noch an demselben Tage Paris und Frankreich verlassen. Am nächsten Morgen legten die Minister den Volksvertretern ein weiteres Decret zur Sanction vor, welches das Verbannungs-Urtheil gegen die Familie Bonaparte von 1816 und 1832, mit alleinigem Bezug auf den Prinzen Louis, aufrecht erhalten wissen wollte. Mitten in der Discussion fiel draußen ein Schuß: man hatte aus dem Volkshaufen auf einen Nationalgardisten unter dem Ruf: »Vive l'Empereur Napoléon!« geschossen. Dieser Schuß war die Losung zu den schrecklichen Junitagen.

Die Freunde im Café de Foy, Pierre Bonaparte an ihrer Spitze, waren unterdessen nicht müßig. Es

galt zunächst und vor Allem, das Verbannungs-Decret unwirksam zu machen, und die Bonapartes arbeiteten zu dem Ende eine Art Manifest aus, das noch in spätern Jahren häufig als ihr politisches Glaubensbekenntniß citirt wurde; wohl nur des Contrastes wegen. Denn sie konnten es unmöglich aufrichtig meinen; sie folgten einfach einer gebieterischen politischen Nothwendigkeit, und einer solchen sind alle Mittel gut.

Ein bedeutender, aber gern gesehener Gast fand sich manchmal bei diesen Berathungen ein: äußerlich ein eleganter Herr, stets glatt rasirt, mit goldener Brille und weißer Cravatte, fast wie ein englisches Parlaments-Mitglied. Dieser Mann war der Einzige, der schon damals das neue Kaiserreich prophezeite und in seiner Zeitung, die jeden Abend in mehr als 50,000 Exemplaren erschien, mit leisem Wink darauf hinwies. Der Leser wird den Gast bereits erkannt haben: Emile Girardin, der Redacteur en chef der »Presse«. Auch andere Männer erschienen in jenem Entresol, deren Namen jetzt zumeist vergessen sind, die aber im ersten Jahre der Präsidentschaft treu zu dem Prinzen standen; Einer von ihnen, damals ganz unbekannt, sollte später eine bedeutende Rolle spielen und fast der Alter-Ego des Herrn werden.

Auch er war, wie Girardin, elegant und fein, und lebhaft in seinen Bewegungen; aber er redete nicht, sondern hörte nur zu, und als einst seine Gegenwart Bedenken erregte, verbürgte sich einer der Bonapartes

für ihn, als sicher und zuverlässig, und als einer, der ihm „gut empfohlen" sei: Persigny.

Daß der Prinz Louis selbst bei jenen Versammlungen zugegen gewesen und mithin Paris gar nicht verlassen habe, wie man später vielfach behauptete, ist nie recht erwiesen worden, und wohl kaum wahrscheinlich. Er landete wenigstens nach den schrecklichen Junitagen sehr ostensibel in Boulogne, denn der Dictator Cavaignac widersetzte sich seiner Rückkehr nicht.

Der »citoyen« Pierre Bonaparte hatte mittlerweile in der Nationalversammlung das eben erwähnte Manifest verlesen. „Wir meinen es ernst mit der Republik," heißt es darin, „und ich für meine Person werde in den ersten Reihen stehen, wenn es gilt, sie zu vertheidigen. Man spricht vom Kaiserthum; welcher verständige Mensch kann es wollen? Es ist ein Luftgebilde (»une chimère«); es ist nichts als eine glorreiche historische Erinnerung, aber wiederaufleben kann es nicht." *)

Weshalb sich nach einer solchen kategorischen Erklärung der Rückkehr des Prinzen Louis noch länger widersetzen?

Von nun an war das Café de Foy, um mit dem „Bürger" Bonaparte zu reden, nur noch eine „glorreiche Erinnerung", die auch nicht so glänzend wiederaufleben sollte, als das neue Kaiserthum.

Dennoch blieb es bis zu seinem Ende interessant, vorzüglich der bereits erwähnte große Saal links, der

*) „Moniteur" vom 12. Juni 1848.

sich einen gewissen parfum de bonne compagnie bewahrt hatte. Von Opposition war freilich nicht mehr die Rede; man verstand in dieser Hinsicht nach dem Staatsstreiche keinen Spaß, und eine Menge Cafés und Estaminets wurden „auf den bloßen Verdacht hin verdächtig zu sein“, vom Polizei-Minister geschlossen. In jenem Saale fanden sich daher die neuen Senatoren und Staatsräthe mit den alten Pairs und Ludwigsrittern friedlich zusammen; stets vornehme Gesellschaft, leises, gemessenes Gespräch, höfliche Verbeugungen; die Kellner, ganz gegen die Pariser Sitte, ehrerbietig und stumm: Alles wirklich wie ein Rest der „guten alten Zeit“. Namentlich gehörte es zum guten Ton, aus dem nahen Théatre-Français während eines Zwischenactes herüberzukommen und auch während des Actes selbst zu bleiben, vorzüglich wenn irgend ein Molière'sches Stück gegeben wurde, das ja Jeder kannte. An solchen Abenden sah man dort oft Ponsard, Emile Augier und Octave Feuillet, auch Villemain und Barante und, wenn auch seltener als die Uebrigen, Girardin. Der große Publicist war dort ganz an Ort und Stelle; denn er hatte sich, wie in frühern Zeiten das Café de Foy, aus Princip wieder zur Opposition geschlagen. Er, der mit seiner Feder, die man wohl mit dem Degen von Austerlitz (en miniature!) vergleichen könnte, dem Kaiser den Weg gebahnt (was Napoleon nicht abhielt, seinen muthigen Vorkämpfer während des Staatsstreiches auf ein paar Tage nach Mazas zu setzen), machte mit derselben Feder gar bald

wieder Kehrt, als er sah, daß das vielverheißene »couronnement de l'édifice«, die Preßfreiheit, ausblieb; und gerade jetzt, wo wir dies schreiben, macht er wieder gewaltigen Lärm mit seiner neuen Schrift: »le spectre noir«, in welcher er zum hundertsten Male die, für Frankreich wenigstens, sehr paradoxe Behauptung commentirt, daß die Regierung und die Dynastie erst dann vollständig gesichert seien, wenn man das stets Versprochene endlich bewilligt habe. Fürwahr, wenn im schönen Frankreich die Preßfreiheit noch immer zu den frommen Wünschen gehört, so ist es Girardin's Schuld nicht!

Wir indeß, von all diesen gewitterschweren Fragen und Problemen weniger beunruhigt, gingen mit leichterm Herzen in das Café de Foy, ehrlich gestanden, hauptsächlich deshalb, weil der Kaffee dort vortrefflich war. Wir nahmen auch wohl einen neu angekommenen Landsmann mit, nicht allein um ihm das berühmte Kaffeehaus selbst, sondern die noch berühmtere Schwalbe zu zeigen — und diese kleine Geschichte ist uns doppelt willkommen, weil sie uns zu einem heitern Schlußworte verhilft.

Es war im Jahre 1832, als eines Abends nach dem Theater vier junge Männer, augenscheinlich Künstler, in's Café de Foy traten, und zwar direct in den großen Saal links, und ein Souper bestellten. Dies war eigentlich gegen die Sitte des Hauses, weil man in jenem Saale nur nach der Karte speiste; da sich aber Vernet unter ihnen befand, der schon damals be-

rühmt und bei Hofe angesehen war, so ließ der Wirth serviren. Auch waren nur noch wenige Gäste gegenwärtig, die bald fortgingen und unsere vier Herren allein ließen.

Wenn Künstler soupiren, so dauert es stets lange; die unserigen hatten beim Nachtisch eine Bowle angezündet und nach der ersten eine zweite. Endlich, von den Kellnern schüchtern erinnert, rüsteten sie sich zum Aufbruch, als Vernet zum letzten Abschiedstrunk ein Glas Champagner vorschlug. Man brachte eine Flasche Cliquot (in jenen glücklichen Zeiten gab es noch echten!), und unter dem Entkorken stimmten die Herren ein helles, lustiges Trinklied an; wieder etwas Unerhörtes in dem vornehmen Locale. Der Wirth erscheint, um zur Ruhe zu mahnen, und gerade in demselben Augenblicke fliegt der Champagnerpfropfen in die Höhe und gegen die Gyps-Decke, wo er in dem blendenden Weiß einen häßlichen schwarzen Fleck zurückläßt. Der Wirth zeigt sich doppelt ärgerlich; aber schon hat Vernet ein paar Tische aufeinander gestellt, und verlangt einen Pinsel und Farben. Man reicht ihm lachend vom Comptoir das Dintenfaß und einen Federkiel; die Andern halten die Kerzen hoch, um zu leuchten, und Vernet malt in wenigen Minuten, aber mit Meisterhand, eine fliegende Schwalbe, so täuschend ähnlich, wie einst Zeuxis seine Trauben. Sie bezahlen alsdann ihre Zeche und gehen davon.

Am andern Morgen große Bewegung im Kaffeehause; der Wirth will die Schwalbe von einem An-

streicher übertünchen lassen; alle Gäste des Saales protestiren auf das lebhafteste. Die lustige Geschichte wird bald ruchbar und ganz Paris will die Vernet'sche Schwalbe sehen. Man machte queue vor dem Kaffeehause, wie vor einem Theater; die Polizei mußte sich einmischen, um die Ordnung aufrecht zu halten, und das Café de Foy war einige Wochen lang die Hauptfigur der Weltstadt. „Die Schwalbe," sagte Jules Janin bei dieser Gelegenheit, „wurde unter den Schutz der öffentlichen Meinung gestellt; sie wurde ein Gemeingut der Nation und überdauerte die Charte und die Juli-Dynastie." Noch im vorigen Jahre, also nach mehr als drei Decennien, sahen wir sie dort, noch dazu in auffallender Farbenfrische, — fast wie der Luther'sche Dintenfleck auf der Wartburg. „Das Café de Foy ist geschlossen," sagen die Pariser; „doch das Malheur ist nicht groß, denn es hatte sich längst überlebt . . . Aber, aber, was wird aus der Schwalbe werden?"

Monsieur Balthasar.

„Gibt es überall noch Kleinstädter?“ fragten wir kürzlich, und in einem Tone, der deutlich genug unsern Zweifel aussprach. Die Eisenbahnen (die letzte große westliche Linie bis nach Brest ist nun auch fertig) haben uns die fernsten Departements so nahe gerückt, daß man mit den Schnellzügen in zwölf bis sechszehn Stunden von den äußersten Enden Frankreichs nach Paris fahren kann, und da man zumeist des Nachts reist, um keine Zeit zu verlieren, so ist die Täuschung vollkommen. Man hat noch gestern im Angesicht des mittelländischen oder atlantischen Meeres dinirt, wohl gar mit seinen Freunden eine Flasche extra getrunken, um auf „glückliche Reise“ anzustoßen. Eine gute Idee, denn man steigt dadurch mit etwas schwererm Kopfe und mithin schlafgeneigter in den Waggon, rückt die Kissen zurecht . . . adieu, adieu! au revoir! wie wenn man zu einer Land- oder Jagdpartie fortfährt... und wenn man aufwacht, hat man hundertfünfzig oder

zweihundert Stunden zurückgelegt (fünfzehn „Stunden" in einer Stunde) und nach weitern zehn Minuten rollt man bereits im leichten Fiaker über die sonnenbeleuchteten Boulevards. Dazu hat man wohl noch gar die Genugthuung, seinen Freund aus dem Bette zu trommeln; denn die Pariser, diese Großstädter par excellence, stehen alle sehr spät auf. Beim Frühstück spricht man von dem gestrigen Sturm in Brest oder Bordeaux, den man selbst mit angesehen, oder von Nizza, wo man noch vorgestern war, und hört dem Freunde zu, der am letzten Abend den Roland oder die Africanerin, die Theresa oder die Elephanten des Cirque Napoléon bewundert hat — eines so einfach und natürlich wie das andere.

Der eigentliche französische Kleinstädter (le provincial) ist mithin eine Seltenheit geworden, aber ganz ausgestorben ist er dennoch nicht. Als Beweis nenne ich Monsieur Balthasar, der seit acht Tagen bei mir wohnt und nach Paris gekommen ist »pour voir la capitale«. Notabene: jeder echte Provinzial sagt nie Paris, sondern stets la capitale.

Herr Balthasar (schon der Name klingt altfränkisch) ist aus Lamballe, einem kleinen Städtchen in der Bretagne, und war in seinem Leben, obwohl er schon fünfundvierzig Jahre zählt, nicht weiter als bis Rennes gekommen. Rennes ist aber, trotz seiner Rechtsschule, seiner Akademie und seinen Alterthümern aus der Römerzeit, ein Dorf im Vergleich mit Paris. So sagen wenigstens diejenigen unter den Rennensern, die

ihre Heimath auf einige Wochen oder Monate verlassen und ihr Zelt am Seinestrande aufschlagen, d. h. im Grand Hôtel absteigen.

Herr Balthasar, der mir von einem Freunde in Saint Brieuc empfohlen war, ist übrigens „kein unebener" Mann, wie man bei uns zu Hause sagt. Er ist gebildet und unterrichtet, hat viel gelesen und spricht manchmal gelehrt wie ein Buch. Das große, laute, buntbewegte Pariser Leben, auf das wir uns hier so viel einbilden und ohne welches wir immer meinen, gar nicht existiren zu können, war ihm natürlich fremd und neu. Wenn er auch vorsichtig und klug genug war, sein Erstaunen nicht allzu laut werden zu lassen, so hatten wir doch oft die Genugthuung, ihn in einer heimlichen Extase zu belauschen, oder gar einen Ausruf der Bewunderung und Ueberraschung zu vernehmen, der ihm fast willenlos entschlüpfte.

Nach den Kirchen waren es vorzugsweise die wissenschaftlichen Sammlungen und Museen, die ihn interessirten und seine Zeit in Anspruch nahmen. Nach den Kirchen! Der gute Monsieur Balthasar war eben ein „Kleinstädter", der jeden Morgen in die Messe ging und dies so natürlich fand, daß er gar kein Hehl daraus machte. „Es ist ein Mal so Gewohnheit in unsern kleinen Städten," sagte er, wenn die Rede darauf kam. „Wir haben weniger zu thun, als die Großstädter; ich begreife recht wohl, daß ein Pariser dazu keine Zeit hat." Er sagte dies in einem Tone und mit einer Stimme, als ob er sich

bei uns entschuldigen wollte. Aber er lächelte dabei so eigenthümlich, daß ich wohl die Ironie merkte, die in seinen Worten lag. Wir „Pariser“ meinen allerdings viel, ja Alles zu thun, wenn wir nur an Sonn- und Festtagen den Gottesdienst nicht versäumen, was uns obenein sehr bequem gemacht wird, indem man noch um halb Eins in allen Kirchen eine stille Messe findet. Man nennt diese Messe freilich im Volke »la messe des paresseux«, und sie wird namentlich von den vornehmen Klassen stark besucht; aber es ist doch immer eine, und man hat dadurch seiner Christenpflicht genügt. Leider gibt es unzählige Pariser, die nicht ein Mal zu dieser letzten stillen Messe „Zeit“ finden; aber zu ihnen gehören wir Gott Lob nicht.

„Sie haben noch überdies besonderes Glück,“ sagte ich zu Monsieur Balthasar, als er mich nach nähern Details über die literarischen und wissenschaftlichen Vorlesungen fragte, die überall in Paris für den Winter angekündigt waren, gratis oder für Geld, je nachdem dieselben von der Universität oder von Privatgelehrten gehalten werden; . . . „besonderes Glück, denn die erste große Soirée im Conservatoire wird gerade heute stattfinden.“

„Soirée im Conservatoire?“ wiederholte Herr Balthasar. „Recht schön, aber ich interessire mich nicht sehr für Musik, und noch weniger für Soiréen.“

„O, über den Kleinstädter!“ dachte ich im Stillen, war aber doch höflich genug, laut zu sagen: „Sie irren sich, Verehrtester. Es handelt sich weder um

Musik noch um eine Abend-Gesellschaft. Wir nennen hier seit einigen Jahren die öffentlichen populären Vorlesungen »Soiréen«, und das Conservatoire des Arts et Métiers schlichtweg »Conservatoire«. So will es die Mode."

„Die Mode!" sagte Balthasar, und hatte dabei wieder sein eigenthümliches Lächeln. Aber er zeigte sich sehr zufrieden, als ich ihm das Nähere mittheilte.

Es hat sich hier nämlich seit 1864 unter der Protection der Regierung (dieser Umstand ist nicht zu übersehen) eine Gesellschaft gebildet zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Astronomie, Meteorologie, Physik und Chemie — der Titel ist etwas lang, aber dafür ist auch das Gebiet ein sehr großes. Leverrier, der Director des Observatoriums, ist Präsident. Ihm zur Seite stehen Michel Chevalier und der General Morin. Die bedeutendsten wissenschaftlichen und gelehrten Autoritäten von Paris haben außerdem ihre Mitwirkung zugesagt. Das Conservatoire des Arts et Métiers, das eigentliche Museum für Kunst, Gewerbe und Industrie, ist zu den allwöchentlichen öffentlichen Vorlesungen von der Regierung auf das bereitwilligste eingeräumt worden. Um aber den allzu großen Andrang abzuhalten, ist das Entrée für das Winter-Semester auf zehn Franken festgesetzt. Man bekommt dafür eine nominelle Einlaßkarte und wird dadurch zum wirklichen Mitgliede der Gesellschaft. Familien-Billets, damit auch Damen theilnehmen können, kosten das Doppelte. Dennoch hatten sich in

den ersten acht Tagen bereits gegen viertausend Mitglieder angemeldet.

Herr Balthasar war sehr stolz, für seinen halben Louisdor Mitglied einer gelehrten Gesellschaft zu werden, und noch dazu „zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“. Er hatte stets geglaubt, daß zu einer solchen Würde ganz andere Verdienste nöthig wären, und daß eine ernste Bewerbung vorhergehen müßte. Freilich hatte ich keine sonderliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er dadurch noch kein wirklicher Akademiker geworden sei.

„Einerlei,“ sagte er, „es ist doch immer ein Titel, über den sie sich in Lamballe wundern werden, und wenn ich selbst kein bedeutender Mann bin, so habe ich doch bedeutende Männer zu Collegen.“

In letzter Beziehung hatte er allerdings Recht, denn jede irgendwie namhafte wissenschaftliche oder gelehrte Persönlichkeit von Paris stand auf der Liste der Mitglieder verzeichnet.

Wir machten uns am Samstag-Abend früh auf den Weg, um nicht zu spät einzutreffen. Aber Viele mochten es ähnlich gemacht haben, wie wir, denn als wir ankamen, war schon Alles überfüllt. Der neue Square zwischen dem Boulevard de Sebastopol und der Rue Saint-Martin, wo das Conservatoire liegt, war hell erleuchtet, denn hoch auf dem Hauptportale brannte ein elektrisches Licht, das wie eine Sonne strahlte. Als gewissenhafter Cicerone machte ich meinen Begleiter auf die schönen Sculpturen jenes Por-

tals aufmerksam, und (mit leiserer Stimme) auf einen besondern Umstand, an den wohl die wenigsten unter den vielen Tausend Zuschauern dachten, wenn er ihnen überhaupt bekannt war. Das große Medaillon in der Mitte stellt nämlich ein sitzendes Weib vor, mit einem Aehrenkranze und einer goldenen Stirnbinde, über dem Haupte ein blitzender goldener Stern. So wurde in den Jahren 1848 und 49 die „Göttin Republik" vielfach in Frankreich abgebildet, und »République française« stand auch damals in großen Lettern um das Medaillon geschrieben, denn das neue Portal datirt aus jener Zeit. Als mit dem spätern Kaiserreich die Göttin mißliebig geworden war, wollte man anfangs das ganze Frontispice entfernen; aber man besann sich bald eines Bessern und verwandelte einfach das Wort République in Industrie, was zufällig sehr gut auf das Gebäude paßte, und schmuggelte so gewissermaßen die Freiheitsgöttin in die kaiserliche Aera hinüber.

Herr Balthasar schenkte indeß meiner pikanten Notiz nur flüchtiges Gehör, denn die an- und abfahrenden Equipagen nahmen seine Aufmerksamkeit fast ganz in Anspruch. Herren und Damen stiegen aus, die Herren im schwarzen Frack mit weißer Cravatte und Handschuhen, oder auch in Uniform mit Degen und Federhut, und sehr Viele außerdem bebändert und besternt; die Damen ihrerseits in reicher Balltoilette, hoch frisirt mit Blumen und Juwelen. Die ehrerbietig folgenden Lakaien trugen ihnen farbige, pelzverbrämte Sammt-Mäntel nach. „Man sollte meinen, ein Ball bei

Hofe," flüsterte Balthasar mir erstaunt zu, „und keine wissenschaftliche Vorlesung!" Glücklicher Weise hatten wir im Grand Hôtel dinirt und waren mithin auch im Frack, so daß wir uns sorglos diesen eleganten Herrschaften anschließen konnten. Unten im Vestibül stand ein Huissier, ganz in Schwarz und mit einer breiten silbernen Halskette. Wir zeigten unsere Legitimations-Karten vor und passirten die Schwelle des Heiligthums. Die breite Treppe war ebenfalls durch mehrere elektrische Batterieen erleuchtet. Oben stand ein zweiter Huissier, noch vornehmer anzuschauen als der erste. Er zeigte, wie ein dienstthuender Kammerherr bei Hofe, auf die offenen Flügelthüren vor uns, und wir traten in den großen Empfangsaal. Hier befand sich das Präsidium, zuerst Leverrier mit einem blitzenden Brillantstern auf der Brust, der General Morin, in voller Uniform, und der Senator Chevalier mit bunten Ordensbändern über der weißen Cravatte und Weste. Die hohen Herren erwiderten unsern Gruß wie gewöhnliche Menschenkinder. Leverrier, der sonst so mürrische und brummige (sit venia verbo), zeigte das liebenswürdigste Lächeln von der Welt, vorzüglich, wenn die Damen an ihm vorübergingen. Wir zogen indeß mit der Menge weiter und traten in einen zweiten noch größern Raum, den sogenannten ellyptischen Saal, der diesen Namen von der eigenthümlichen Construction seines Plafonds erhalten hat. Die ellyptisch gewölbte Gypsdecke ist nämlich so akustisch genau construirt, daß zwei Personen, die sich auf den beiden

Mittelpunkten der Ellypse befinden und einander den Rücken zukehren, sich bequem zusammen unterhalten können, wenn sie auch nur ganz leise gegen die Wölbung hinansprechen. Natürlich konnten wir an jenem Abend dies interessante Experiment nicht machen, aber wir wurden reichlich durch ein anderes Schauspiel entschädigt, das uns sämmtlich, selbst Monsieur Balthasar nicht ausgenommen, in einer Weise fesselte, wie nichts zuvor. Eigentlich sollte ich discret darüber hinweggehen und den Leser sofort in den nächsten Saal führen, wo eine Menge großer und kleiner Dampfmaschinen rasseln und sausen und brausen; aber die Pariser Journale haben ebenfalls in ihren Schilderungen der Eröffnungssoirée bei diesem Theile der „Vorlesungen" mit besonderer Vorliebe verweilt, so daß wir gern ein Gleiches thun.

In dem ellyptischen Saale befand sich nämlich eine reiche Ausstellung von Nähmaschinen aller Art, von den einfachsten bis zu den complicirtesten, und um dem Publicum den verschiedenen Mechanismus recht augenscheinlich zu machen, wurden etwa zwanzig dieser Nähmaschinen von zarten Händen und Füßen in Bewegung gesetzt: eine demonstratio ad oculos der angenehmsten Art, für die man wirklich dem aufmerksamen Präsidenten nicht dankbar genug sein konnte. Wie in aller Welt war dem ernsten, hochgelehrten Leverrier inmitten seiner astronomischen Beobachtungen und Berechnungen diese hübsche Idee gekommen? Die Nähmaschinen hatten wirklich einen großen Erfolg; wenigstens bei den Herren,

von denen gar viele auf ein Mal ein außerordentliches Interesse für diese Erfindung zeigten und nicht müde wurden, sich die einzelnen Theile des Mechanismus erklären zu lassen, was die jungen Mädchen mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit thaten. Sie waren sämmtlich höchst anständig, wenn auch sehr einfach gekleidet, mit glatt anliegenden Manschetten und Halskragen »à la Rigolette«, und bildeten dadurch mit den reichen Ball-Toiletten der Damen einen eigenthümlichen Contrast, der indeß keineswegs zu ihren Ungunsten ausfiel.

„Aber die Vorlesungen!“ sagte ich endlich zu Monsieur Balthasar, und erinnerte ihn dadurch an unsere wissenschaftlichen Zwecke und an die höhern Pflichten, die wir als neue Vereins-Mitglieder auf uns genommen hatten. Die Nähmaschinen allein, selbst mit ihrem hübschen Zubehör, konnten doch nicht wohl „zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ genügen.

In dem großen Dampfmaschinensaal hielten wir uns daher nicht lange auf. Es hätte vieler Stunden bedurft, um jede einzelne Maschine in ihren besondern Functionen zu betrachten. Manches war uns bekannt, vieles aber ganz neu. Man muß ein Mann von Fach sein, um der großartigen Entfaltung der Industrie auf diesem Gebiete zu folgen. Eine Erfindung drängt und verdrängt die andere. Das Geleistete und Errungene ist bereits unermeßlich, und noch unermeßlicher dehnt sich die Zukunft vor uns aus. Wenn die Mechanik so fortschreitet, wie in den letzten zwanzig, dreißig Jah-

ren, so werden unsere Kinder und Enkel Wunderdinge sehen und erleben. Nur einer neu erfundenen Maschine wollen wir hier im Vorübergehen erwähnen, die zum ersten Male ausgestellt war und vor der man queue machen mußte, um nur in ihre Nähe zu gelangen. Es ist dies eine Vorrichtung, das zerriebene Eisenerz in den Bergwerken von den nichtmetallischen Bestandtheilen rasch und vollständig zu säubern und zu befreien, was durch Magnete erreicht wird, die in allen möglichen Formen und Richtungen die aufgehäuften rohen Erzmassen durchfahren und bearbeiten, hier als Bürste, dort als Pfeil, dann wieder als Kugel oder als Cylinder, bis endlich die ganze Masse in kreisförmige Bewegung gesetzt wird, erst langsam, dann schneller und immer schneller, wodurch auch die letzten und kleinsten Metalltheilchen den Magneten zufliegen. Ueberaus interessant, fast wunderbar anzuschauen, und ein wahrer Triumph für den Erfinder, der die geheime Naturkraft des Magnetes so sinnreich und siegreich zu benutzen gewußt hat!

Die Spinn- und Webestühle waren in einem dritten und vierten Saale aufgestellt. Auch von ihnen arbeiteten mehrere und zwar ohne alle und jede Beihülfe von Menschenhand. Die Fäden schossen hin und her, und ein buntes Gewebe voll Arabesken und verschlungenen Chiffern entstand vor unsern Augen, wie von unsichtbaren Geistern gefertigt. In jenem Raume war es auch, wo man neulich beim Besuche der Kaiserin ein Merinoschaf geschoren, dessen Wolle alsdann

mit Blitzesschnelle alle Phasen der Bereitung durchlief, bis endlich, nach kaum zwei Stunden ein schöner Shawl zum Vorschein kam, den Ihre Majestät nicht allein anzunehmen, sondern auch sofort umzuhängen geruhten.

Fast betäubt von dem lärmenden Rädergerassel all dieser drehenden und schwingenden Kurbeln und Wellen, gelangten wir in eine hohe, gewölbte, gothische Halle, in die Bibliothek der Anstalt. Wir traten geblendet zurück und bedurften wirklich einiger Minuten, um unsere Augen an die übergroße Helle zu gewöhnen. Man hatte nämlich dort an jenem Abend die verschiedenen elektrischen Erleuchtungs-Apparate ausgestellt. So sahen wir dort zum ersten Male die überraschenden Wirkungen des Leuchtgases in Verbindung mit elektrischen Batterieen; auch einen neu erfundenen Focus für Leuchtthürme, wo das elektrische Licht durch gewaltige Hohlspiegel bis auf eine Entfernung von zwanzig Meilen fortgepflanzt wird. Wohin man sich wendete, Sonnen und Sonnen. Aber dem guten Monsieur Balthasar wurde es fast schlimm, und er zog mich hastig fort in eine matt erleuchtete Seitengalerie, wo wir uns auf einen Divan setzten, um auszuruhen.

Ein Bekannter ging zufällig vorüber. Ich fragte ihn nach den Vorlesungen, wegen welcher wir doch eigentlich gekommen waren und die wir über all den andern Merkwürdigkeiten fast vergessen hatten.

„Beeilen Sie sich,“ war die Antwort, „denn das Amphitheater ist überfüllt. Die Herren machen gerade ein wirkliches Gewitter mit Donner und Blitz.“

„Donner und Blitz?“ wiederholte Herr Balthasar erschrocken. „Sie bringen uns am Ende noch um mit allen ihren Erfindungen.“

Wir eilten trotzdem rasch in den großen Hörsaal, aber wir gelangten nur mit Mühe hinein, denn alle Plätze waren dicht besetzt und auf der obern Galerie drängten sich die Menschenmassen wie in einem Theater. Der Saal bildet einen weiten Halbkreis mit ansteigenden Sitzreihen und kann gegen tausend Personen fassen. An jenem Abend mochten sich aber wohl fünfzehnhundert hineingedrängt haben. Unten auf der gegenüberliegenden Seite war eine bühnenähnliche Estrade errichtet. Dort befand sich der Professor, von physikalischen und chemischen Apparaten und Maschinen und von mehrern Gehülfen umgeben. Nicht ohne Gefahr und mit den obligaten Entschuldigungen nach rechts und links erkletterten wir eine Bank und hielten uns in der Schwebe, wobei wir uns gegenseitig stützten, um nicht zu fallen. Dem armen Balthasar standen die Schweißtropfen auf der Stirn; sein Eifer für die Wissenschaft und seine neue Würde kamen ihm theuer zu stehen, aber er wankte nicht.

Ein heller Glockenschlag gab die Losung zu einer neuen Demonstration. In demselben Momente erloschen die Gaslampen des großen Kronleuchters und der Saal war in Dunkel gehüllt: ein erschrockenes Ah von tausend Lippen und alsdann lautlose Stille. Nur auf der Estrade brannten ein paar Spiritusflammen, wodurch die dort hin- und hergehenden Personen fast

wie Gespenster erschienen. Wir reckten die Hälse, denn der Professor hatte zu reden angefangen. Ich schreibe aus dem Gedächtniß ein paar Sätze nieder.

„Sie kennen bereits die Theorie der Ruhmkorff'schen Bobinen, meine Herren und Damen," sagte er und berief sich vermuthlich auf den ersten Theil seiner Vorlesung. „Ihre praktische Anwendung geht in's Ungeheuere, in's Grenzenlose; denn wir sind im Stande, den Blitz und Donner des Himmels in seiner ganzen verheerenden Kraft nachzuahmen."

„Ein zweiter Prometheus," sagte mir Monsieur Balthasar leise, „und dabei sehr bescheiden."

„Wie alle Franzosen," entgegnete ich.

Ein schlängelnder, blendender Blitz erhellte auf einen Moment den Saal, und mehr als ein weiblicher Angstruf wurde laut.

„Fürchten Sie nichts, meine Damen," docirte der Professor ruhig weiter, „der Strahl geht durch das Fenster, an einem Blitzableiter hinab, in den Hof und in den dortigen Brunnen. Jede Möglichkeit einer Gefahr ist beseitigt. Dieser Strahl ist freilich stark genug, einen Menschen auf der Stelle todt zu schlagen. Ich werde Ihnen jetzt einen zeigen, der einen Elephanten sofort tödten würde."

Ein neuer, noch intensiverer Blitz flammte im feuerigen Zickzack an uns vorüber — ein schrecklichschönes Schauspiel, das aber in Wahrheit Grauen erregte — assez, assez! riefen einige Herren auf der Galerie . . .

„Ich beschränke mich auch hier," fuhr der Professor fort, „und gehe nicht weiter; aber Sie begreifen leicht, daß ich nur die Batterieen zu verdoppeln und zu verdreifachen brauche, um einen doppelt und dreifach stärkern Strahl zu erzielen, und so weiter."

„Dies »und so weiter« hat wirklich etwas Entsetzliches," sagte ich zu meinem Begleiter.

„Etwas Gotteslästerliches, möchte ich fast sagen," entgegnete Balthasar, „denn ich bitte Sie um Alles in der Welt, wozu kann diese infernale Erfindung nützen?"

„Messieurs," sagte ein Herr, der neben uns balancirte und der uns augenscheinlich nur halb verstanden, „diese großartige Erfindung hat den kaiserlichen Preis von 50,000 Franken erhalten. Leider ist der Erfinder kein Franzose, sondern ein Deutscher: Herr Ruhmkorff."

Ich hätte gern eine Verbeugung für meinen Landsmann gemacht, aber ich konnte kein Glied rühren, so gedrängt standen wir.

„Um so besser," sagte Monsieur Balthasar. „Behalten Sie nur Ihren Ruhmkorff (dies geistreiche Wortspiel konnte er freilich nicht machen). Ich beneide Sie nicht darum."

„Meine Herren und Damen," begann der Professor von neuem in dem noch immer dunkeln Saale, „wir werden Ihnen jetzt den zündenden Wetterstrahl zeigen, d. h. den einschlagenden Blitz mit dem begleitenden Donner."

Ein großes, thurmartiges, hölzernes Gebäude von etwa zwölf Fuß Höhe bei entsprechender Breite wurde auf Rollen aus dem Hintergrunde hereingefahren und auf die Estrade geschoben. Alsdann schossen aus den Batterieen mehrere Blitze auf den Thurm, die ihn grell beleuchteten, und endlich fiel von oben wie eine feuerige Schlange ein weißer gewaltiger Strahl herab, dem eine erschütternde Explosion folgte. Der Thurm war in Trümmer gefallen und einzelne Theile, die vermuthlich mit Spiritus oder Terpentin getränkt waren, standen in hellen Flammen. Feuchte Decken verhüllten darauf das Zerstörungswerk, das überdies mit außerordentlicher Geschwindigkeit wieder entfernt wurde. Alsdann ein Glockenschlag wie zuvor, und die Gaslampen des Kronleuchters waren im Nu wieder angezündet. Dies letztere ist übrigens ein bekanntes Kunststück, das schon vor Jahren die Taschenspieler Bosco und Döbler gezeigt haben und das ebenfalls durch einen elektrischen Strom hervorgebracht wird.

„Das nenne ich mir eine physikalische Abendunterhaltung," sagte ich zu Monsieur Balthasar, „eine Soirée, wobei Einem angst und bange wird."

„Merkwürdig, höchst merkwürdig," erwiderte er. „Aber ich sehe nur, wie gesagt, den Nutzen von all' diesen schrecklichen Experimenten nicht ein."

„Rechnen Sie denn die Erfindung an sich für nichts?" fragte ich erstaunt und beinahe ärgerlich, „den Triumph des Menschengeistes über die todte Materie?"

(Diese letzte schöne Phrase war nicht von mir, aber ich benutzte sie gern und machte es wie hundert Andere; denn sie fehlte in keinem damaligen Zeitungsbericht oder wissenschaftlichen Feuilleton.)

„Für wenig oder nichts," antwortete Balthasar trocken und dreist, „wenn nicht ein praktischer Nutzen zum Wohl für die menschliche Gesellschaft daraus entspringt."

„Zum dritten Male dies langweilige Wort »praktischer Nutzen«, sagte ich zu mir selbst. Zum Glück hörte Niemand die seltsame Rede meines Gastes, namentlich hier im „Tempel der Wissenschaft", sonst hätte man wohl ein lautes Pereat über den Kleinstädter aus Lamballe gerufen. Sind wir Pariser doch gerade seit einiger Zeit durch den Impuls, den die Naturwissenschaften in Bezug auf Industrie und Gewerbe durch Vorlesungen, Vereine und populäre Schriften erhalten, in eine rein abstracte Sphäre hineingerathen. Man spricht von nichts als von neuen Entdeckungen und Erfindungen, von unerhörten, nie dagewesenen physikalischen Experimenten; und als neulich in der Akademie des Sciences ein Bericht verlesen wurde, der eine derartige Vervollkommnung der Armstrong'schen Kanonen in Aussicht stellte, daß man mit ihnen zehn und zwanzig Meilen weit, also über die Erd-Atmosphäre hinaus schießen könne (vielleicht der Anfangspunkt, bemerkte scharfsinnig der Berichterstatter, einer directen Communication mit dem Monde!), ging ein Ach der Bewunderung durch die ganze gelehrte Ver-

sammlung, das später in allen Pariser Salons und Cirkeln ein bereitwilliges Echo fand, ohne auch nur einem einzigen Balthasar zu begegnen, der die an sich so einfache und natürliche Frage gewagt: „Wozu im Grunde eine Kugel, die bis in den Mond fliegt?“

Fortschritt, Fortschritt ist die große, allgemeine Losung des Tages, und Himmel und Erde werden in Bewegung und in Contribution gesetzt, um das bisher Erreichte zu überbieten und wo möglich null und nichtig zu machen. Schon wird der Dampf, dieser unumschränkte Gewalt- und Alleinherrscher, von der Elektricität schlimm bedroht und dürfte vielleicht bald von seinem Throne herabsteigen. Herr van Groof steht noch immer geflügelt auf dem Balcone der Militairschule und verspricht uns von einer Woche zur andern seinen ersten Ausflug. Und hat Sir Humphry Davy nicht schon vor Jahren gesagt, wenn die letzte Steinkohle verbrannt sei, würde man längst gelernt haben, mit Wasser einzuheizen?

Ob aber wirklich dadurch die Menschheit weiterbefördert wird auf der Bahn höherer Vollendung und Vollkommenheit, deren Endziel die Gottähnlichkeit, das ist eine andere und zwar eine so ernste und tiefe Frage, daß ich einen Augenblick die Feder niederlege, weil ich weder Kraft noch Muth in mir fühle, darauf zu antworten.

Die Vorlesung war übrigens noch nicht zu Ende. Eine Erdkugel, von etwa zehn Fuß Durchmesser, wurde auf die Bühne gerollt, um uns ein „magnetisches Ge-

witter“, wie der Professor, wohl etwas gewagt, das Nordlicht nannte, vorzuführen. Der Saal hüllte sich von neuem in dichtes Dunkel und sofort verbreitete sich um den Nordpol des Globus eine sanfte Helle, die stärker und stärker wurde und zuletzt in feuerigen Garben aufschoß, die sich in ein großes und lichtes Strahlenbündel vereinten, das hoch über der Kugel in der Luft zu schweben schien und den weiten Raum mit seinen tausend Zuschauern magisch erleuchtete. Man kann sich denken, welch einen Erfolg die erklärende Rede des Professors hatte, der seine Theorieen auf eine so überaus hübsche Weise anschaulich zu machen wußte. Er wurde, als er geendigt und durch den Glockenschlag den Kronleuchter wieder angezündet hatte, mit lautem Beifallsrufe begrüßt und außerdem, nach französischer Sitte, mit Händeklatschen und Bravos, wie in einem Theater.

„Viel Licht, viel Licht!“ rief Monsieur Balthasar, als wir endlich aufbrachen und heimgingen. „Wer an das »siècle des lumières« nicht glauben will, in welchem wir leben, braucht nur in eine Soirée des Conservatoriums zu gehen. Aber gute Augen muß er mitbringen.“

Als wir nach Hause gekommen waren und mit einigen Freunden die einzelnen Erscheinungen des interessanten Abends noch ein Mal durchgingen, wurde Balthasar nach und nach einsilbig und nahm nur noch zerstreut an der Unterhaltung Theil. Um einen Scherz zu machen, fragte ich ihn, ob er etwa über die Con-

struction der einen oder andern Nähmaschine nachdenke, und als dies nicht fangen wollte, brachte ich das Gespräch auf die für die nächste Woche angekündigte astronomische Soirée.

„Alles sehr schön, sehr merkwürdig und sehr lehrreich," sagte er endlich, „aber ich dachte gerade an die Vergangenheit des Gebäudes, wo wir so eben all diese Wunderdinge gesehen."

„Es war früher ein Kapuzinerkloster," entgegnete ich, „das erst in der großen Revolution aufgehoben wurde. »Les moines de Saint-Martin«, wie man die Väter im Volke nannte, waren in ganz Paris bekannt, und ihr Hospital wurde nie von Armen und Kranken leer." (Ich hatte zufällig am Morgen eine kleine Notiz darüber gelesen.)

„Das war es, woran ich dachte," erwiderte Monsieur Balthasar. „Welch' ein Contrast zwischen Sonst und Jetzt. Das Refectorium und die Kapelle sind die einzigen Räume, die noch aus jener Zeit übrig geblieben und der allgemeinen Zerstörung entgangen sind." (Ich sah, er wußte noch besser Bescheid, als ich.) „Im Refectorium arbeiten jetzt die Dampfmaschinen und die Kapelle dient zur Bibliothek. Alles andere ist verschwunden, die einsamen Kreuzgänge und die stillen Zellen mit dem Klostergarten; auch der Klosterhof, wo täglich die Armen gespeist wurden. Die moderne Wissenschaft mit all' ihren Herrlichkeiten hat ihren Sitz aufgeschlagen, wo einst die Mönche gebetet."

Hierauf schwieg Monsieur Balthasar und griff nach

einem Zeitungsblatt; ich bemerkte wieder sein eigenthümliches, ironisches Lächeln.

„Ein seltsamer Kauz, Ihr Kleinstädter," flüsterte mir der Professor A. M. zu, der auch zugegen war; „welch eine Anomalie, dieser mittelalterliche Stoßseufzer nach den Kuttenträgern!"

„Er nimmt es nicht so schlimm," erwiderte ich lächelnd, „und die Zeiten sehen gar nicht danach aus, als sollten sie seinen frommen Wunsch bald in Erfüllung bringen; aber Sie werden mir zugeben müssen —"

„Ich gebe nichts zu," unterbrach mich der Professor hastig, und der sonst so liebenswürdige Mann that ganz böse, „ich gebe nichts zu; denn ich bin stolz, einer Epoche anzugehören, die so Großes und Gewaltiges auf allen Gebieten des Wissens und der Erkenntniß geleistet!"

„Der Punsch wird kalt, meine Herren!" rief Max aus dem Nebenzimmer herüber,

„Nur wenn er glühet,
„Labet der Quell!"

Dies klassische Citat machte jede weitere Discussion unmöglich. Der Punsch, vorzüglich nach solider deutscher Manier bereitet, hat auch in Frankreich große versöhnende Kraft: fünf Minuten später trank mir der Professor freundlich zu . . . . „Darum keine Feindschaft nicht!" . . . . und stieß herzhaft mit dem mittelalterlichen Kleinstädter an.

———

Kaiserliche Eisfahrt.

Der 23. Januar 1864 datirt in den Annalen der kaiserlichen Hoffeste: große Schlitten- und Eisfahrt auf dem See im Bois de Boulogne und zwar zur Nachtzeit, bei Fackel- und Laternenschein, bei bengalischen Flammen und Freudenfeuern. Die Majestäten selbst gaben dies Fest, wie man noch nie ein ähnliches in Paris gesehen, und das Hofmarschall-Amt hatte dazu die Einladungen ergehen lassen, ganz wie zu einem Hofball in den Tuilerien. Minister und Marschälle, Senatoren und Staatsräthe, Generale, hohe Beamte und sonstige Großwürdenträger, im Ganzen etwa anderthalb tausend Personen hatten sich dazu eingefunden, die Damen in prächtiger Pelztoilette, die Herren, diejenigen wenigstens, die es wagen konnten, mit Schlittschuhen. Der Kaiser selbst (wie er in Allem excellirt, meldet der »Moniteur«, so auch hierin) ist ein ausgezeichneter Schlittschuhläufer und empfing seine Gäste „stahlbeschuht“, wie Klopstock sagt, und wer ihm fol-

gen wollte auf der spiegelglatten Bahn, mußte flink und gewandt sein wie er und sich vorzüglich auf's „Laviren“ gut verstehen. Wie schön könnte man hier politische Anspielungen machen! Aber wir widerstehen dies Mal der Versuchung und thun es nicht.

Die Kaiserin versteht sich ebenfalls auf die nordische Kunst und viele Hofdamen desgleichen; auch hatte man wochenlang vorher sich auf Salonschlittschuhen mit Rollen im Zimmer eingeübt, wie die Figuranten in der Eislauf-Scene des Meyerbeer'schen Propheten. Hunderte von eleganten Schlitten standen außerdem bereit und luden peitschenknallend und schellenklingelnd die Damen zu einer Tour um die Insel ein; an jedem Schlitten zwei helle Laternen, jeder Schlittschuhläufer mit einem Windlicht und außerdem an den Ufern entlang endlose Fackelreihen, sogar die Bäume mit bunten Lampen reich behangen. Daß hunderttausend Zuschauer sich eingefunden hatten, versteht sich von selbst. Aber sie durften, als nicht-hoffähig, die Eisbahn nicht betreten; sie standen übrigens sicherer auf dem festen Grund und Boden, denn gar mancher von den kaiserlichen Gästen hat sich an jenem Abend und zwar ganz gegen seine Absicht hart niedergesetzt. Das ist begreiflich: ist es schon an sich glatt und schlüpfrig an den Höfen — um wie viel mehr, wenn sich der Hof plötzlich auf dem Eise installirt.

Unter schimmernden, fahnengeschmückten Zelten waren Buffets errichtet, reich besetzt und einladend, und

schlittschuhlaufende Lakaien und Diener boten — nicht Erfrischungen sondern Erwärmungen (wenn man ein solches Wort machen könnte) umher, denn es war sehr kalt. Was hätten wohl die Holländer, diese Meister der Kunst, zu einer solchen Bedienung gesagt?

Spät nach Mitternacht kehrte unter Musik- und Fackelbegleitung der Hof mit seinen Gästen nach Paris zurück, und in derselben Nacht änderte sich auch auf ein Mal die Temperatur und am nächsten Morgen war vollständiges Thauwetter. Die Götter (setzen wir lieber den Plural, denn er ist der heidnischen Phrase angemessener) hatten mit dem schlechten Wetter bis nach dem kaiserlichen Eisball gewartet, wie sie immer thun, wenn irgend ein napoleonisches Fest im Anzuge ist.

Mit dem eingetretenen Thauwetter versiegte leider diese schöne Freuden- und Zerstreuungsquelle.

Armes Paris, das ein milder Südwestwind plötzlich über Nacht um alle seine Winterfreuden bringt, die nun zu Wasser werden, ach! und noch dazu zu schmutzigem Schnee- und Eiswasser, das die trübgelben Seinewellen noch trüber färbt. Arme Lutetia! deinen klassischen Namen, der so hübsch klingt und so Häßliches bedeutet, trägst du alsdann mit Recht, und selbst wir, obwohl seit Jahren, wie an deine Lichtseiten so auch an deine Schattenseiten gewöhnt, wir, denen noch gestern die Welt zu klein schien, wenigstens das Stück „Welt“ von der Bastille nach dem Arc de Triomphe de l'Etoile, wagen uns jetzt nicht über das kurze

Trottoir zwischen der Rue Vivienne und der Rue de Richelieu hinaus, aus Angst vor dem entsetzlichen Macadam. Seit zwölf Stunden bietet derselbe wieder alle Schrecknisse der Regen- und Thauwetterzeit, die ihm eine so traurige Berühmtheit erwarben, und die wir mit unserer bekannten Leichtfertigkeit in den herrlichen Frosttagen schon ganz vergessen hatten. Aber Gott sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

„Wenn man nur nicht nach Hause müßte!“ sagte Max, als wir glücklich, wenn auch nicht ohne Gefahr, in die Passage de l'Opéra gelangt waren, „so riskirte man allenfalls eine Vorstellung im deutschen Theater.“ (Die gute Madame Brühning spielt nach wie vor mit ihrer Truppe im Beethovensaal der genannten Passage.) „Aber nach elf Uhr ist ja in keinem Omnibus mehr ein Platz zu haben.“

Unser Freund hatte Recht; aber hätten wir auch für die Heimfahrt nach Mitternacht einen Wagen zu unserer Disposition gehabt, so wären wir doch nicht geblieben. Vollends bei diesem melancholischen Thauwetter, wo man doppelt Ursache hat, sich alle trüben Eindrücke fern zu halten. Denn der erwähnte Musentempel ist noch immer nicht besser berathen, als früher.

Werfen wir lieber einen Blick zurück in die nächste Vergangenheit, auf eben dasselbe Paris vor acht und vierzehn Tagen, um das hübsche Bild zu vollenden, von dem wir zu Anfang dieses Capitels schon die erste Scene geliefert.

Die prächtige Alexander-Newski-Perspective in Petersburg kann an einem schönen Januartage nicht prächtiger sein, als unsere Boulevards und Champs-Elysées waren. Freilich standen stets einige hundert Menschen von früh bis spät auf dem Pont-neuf vor dem Laden des Opticus Chevalier, dessen Thermometer nach wie vor das Privilegium hat, die Normalgrade für ganz Paris anzuzeigen, und mancher falsche oder wahre Prophet verkündete einen neuen noch schrecklichern Winter als diejenigen von Anno 13, 20 und 29, sibirischen Andenkens. Das machte die verzogenen Pariser, deren milder Winter ja sprichwörtlich ist, sehr besorgt. Als aber einige Tage später der rechte Seinearm hielt, und für die Passage frei gegeben war, hatten sie sich bereits von ihrem Schrecken erholt und belustigten sich auf der blitzenden Eisfläche, als ob sie Holländer, Schweden oder Dänen geworden. Die Straßenjugend, die Gamins obenan, bemächtigten sich alsbald der verschiedenen Bassins des Tuilerienparks, was ihnen die Gartenaufseher mit bekannter Liberalität gestatteten; aber das Gedränge ward dort so groß, daß man nicht von der Stelle konnte und auf Umwegen in die elyseischen Felder und von da in's Bois de Boulogne eilte. Dort fand man denn auch die wahre Pariser Welt, und der See war bereits in eine große Promenade verwandelt durch die Handschlitten, Schlittschuhläufer und zahllosen Spaziergänger; denn Jeder hatte sofort Sonntag gemacht, wie das hier zu Lande Sitte ist. Aber auch hier war unseres Bleibens nicht;

denn wir strebten den höhern und höchsten Regionen zu — wenigstens für dies Mal . . . . der freundliche Leser weiß ohnehin längst, wie er mit uns daran ist, auch in Bezug auf unsere aristokratischen Gelüste.

Jene Region nun war während der acht Wintertage der See von Suresnes, im Sommer eine bescheidene, obwohl weitgedehnte Wasserfläche, die wir selbst oft im Segelboote durchkreuzt haben. Sie war in ein Eisparquet verwandelt und ein glänzendes Rendezvous des kaiserlichen Hofes; denn außer dem oben erwähnten nächtlichen Abschiedsfeste vergnügten sich die hohen Herrschaften täglich auf dem Eise, und der kleine prince impérial schoß sogar recht artige Purzelbäume, die sich in nichts von denen der übrigen Knaben unterschieden. Die Hauptbahn war mit zierlichen Flaggen abgesteckt und natürlich nur den Privilegirten zugänglich. Daß hier und da auch ein nicht ganz Courfähiger auf seinen Schlittschuhen gewandt und unbeachtet durch die hochansehnliche Gesellschaft lavirte, kann sich der Leser leicht denken. Reizend waren vor Allem die Costüme der Damen. Die Kaiserin wegen der Hoftrauer in schwarzem, zobelbesetztem Sammt: eine enganschließende, kurze Polonaise, ein rundes spanisches Hütchen mit wallender Straußfeder; ihr zur Rechten die Fürstin Metternich in ähnlicher Tracht, aber hochroth mit weißem Schwanbesatz; zur Linken die älteste Tochter Lord Cowley's, hellblau mit Chinchilla — die prächtige Wintersonne beschien wohl in jenem Moment an keinem andern Orte der Welt ein schöneres

Damen-Kleeblatt, als diese Schlittschuhläuferinnen. Zwei Herren, der eine in schottischer, der andere in spanischer Tracht, hielten rechts und links eine lange zierliche Stange, an die sich die Damen zur Sicherheit lehnten, und wie beflügelt schwebten sie davon.

„Sie machen fast Engel daraus," sagte Max lachend, als ich ihn mit den obigen Worten an jenes schöne Schauspiel erinnerte, dem auch er beigewohnt; aber er widerstritt meiner Behauptung nicht, daß man gewiß in Petersburg und Kopenhagen keine stattlichere und elegantere Eisfahrt hätte sehen können. Denn die weite, spiegelblanke Bahn war von vielen hundert Herren und Damen belebt, die fast alle, die Damen zumal, in mehr oder weniger phantastischem Costüme erschienen waren; die blendendsten Farben bunt durcheinander, Pelzwerk und schimmernde Uniformen. Alle Damen stahlbeschuht und, was namentlich uns Norddeutsche Wunder nahm, sehr geschickt auf ihren Schlittschuhen; endlich, damit nichts fehle, auf einer kleinen Anhöhe, dicht über dem See, der unvermeidliche Nadar, photographe de l'Empereur, s'il vous plaît, mit seinen Apparaten und Gehülfen, um das seltene, interessante Bild festzuhalten und zu verewigen, wie Nadar selbst sich in seiner Annonce mit gewohnter Bescheidenheit ausdrückt.

„Apropos Nadar," fing Max wieder an; „wie steht es denn mit seiner Schraube, und auf wann seine nächste Luftreise?"

„Still, still, mon cher," erwiderte ich; „bringen

Sie den armen Mann nicht in Verlegenheit. Im Theater Dejazet gibt man seit Neujahr ein Stück, worin er schlimm mitgenommen wird und worin man seine Luft-Equipage auf Blamage reimt."

. . . . Und der Kaiser? fragt neugierig der Leser, der höflich genug gewesen, die Kaiserin auf Rechnung der Leserin zu setzen (die Damen stets zuerst!), aber der doch auch wiederum die Hauptperson, die politische wenigstens, in dem Bilde nicht vermissen möchte.

Ehrlich gestanden, haben wir in jenen Tagen den Kaiser, trotz allen Zeitungen, die es uni sono meldeten, nicht auf dem Eise und auch nicht Schlittschuh laufen gesehen. Einmal indeß, gegen zwei Uhr, kam Se. Maj. vierspännig à la Daumont in Suresnes an, von drei andern Equipagen gefolgt und von einem Dragoner-Piquet umgeben, das dies Mal weit zahlreicher war, als gewöhnlich. Die Notiz »à la Daumont« ist deswegen wichtig, weil darunter bekanntlich eine offene Kalesche mit reitenden Jockeys zu verstehen ist: der Kaiser hatte, obwohl man Tags zuvor viel von einem neuen Complott gesprochen, in Folge dessen vier italienische Spitzbuben arretirt worden waren, den verschlossenen Wagen abgelehnt, und auch die Kaiserin war mit dem Prinzen in derselben Weise ausgefahren. Monsieur Boitelle sorgte für das Uebrige, und die drohende Gefahr ging auch dies Mal wieder in eitel Dunst auf, der freilich den Verschworenen (doch das Wort klingt zu vornehm, und man sagte wohl besser „Banditen") trotzdem Kopf und Kragen kosten konnte.

Nach seiner Ankunft trat der Kaiser in ein großes, dicht am See liegendes, mit Tricoloren geschmücktes Zelt, wohin sich auch alsbald die Kaiserin begab, von den meisten Herren und Damen gefolgt. Zahlreiche Polizeisoldaten, wie Unkraut unter den Blumen, bildeten darauf einen weiten aber soliden Cordon, den kein Nichtebenbürtiger überschreiten konnte, und hier und da wurde sogar die dreifarbige Schärpe eines Commissärs sichtbar. Alsdann weiß man hier zu Lande sofort, was die Glocke geschlagen hat, — wer schnupft, nimmt eine Prise, wer raucht, zündet eine Cigarre an, und man geht alsdann ehrbar und gesetzt weiter, wobei man möglichst Acht gibt, den Stadtsergeanten nicht in den Weg zu treten. Für alles Uebrige sorgt, wie schon bemerkt, der Polizeipräfect, dem man ebenfalls gern auszuweichen sucht — schon der Höflichkeit wegen.

„Nummer 34!" rief es auf ein Mal laut vom nahen Omnibusbureau, und Max war der Glückliche, dem dieser Platz zufiel; er hatte nur drei Viertelstunden gewartet, und kam jetzt für sechs Sous nach Neuilly. Ein Fiaker, wenn überhaupt einer aufzutreiben gewesen, hätte fünf Franken gekostet.

„In bewegten Zeiten muß man sparsam sein," sagte unser Freund, hoffentlich mehr im Scherz als im Ernst.

Ich schaute dem in Nebel und Regen Davonfahrenden nach und dachte an die Notiz aus Saint-Tropez, zwischen Cannes und den hyerischen Inseln, wo

in eben jenen Tagen die Orangenbäume in voller Blüthe standen und Myrthen und Oleander ihre Knospen trieben.

So wenigstens hatte ich am Morgen im »Moniteur« gelesen, und was der »Moniteur« sagt, in Zweifel ziehen, ist für uns Pariser ein gewagtes Stück, namentlich in diesen „bewegten Zeiten“.

Der einbalsamirte Finger.

In den ersten Tagen des Maimonats 1861 wurde hier in Paris die Gräfin R. zu Grabe getragen. Sie war über sechszig Jahre alt geworden, hatte aber die letzten fünfundzwanzig Jahre ihres Lebens in einer solchen Zurückgezogenheit zugebracht, daß man sie in der großen Welt, zu der sie nach Stand und Reichthum mit Recht gehörte, längst gestorben glaubte und erst bei der Nachricht von ihrem Tode ganz erstaunt erfuhr, daß sie noch immer gelebt hatte.

Die Gräfin war unvermählt geblieben, obwohl sie die glänzendsten Partieen unter der Restauration und auch noch unter der Juli-Regierung hätte machen können. Manchmal, aber äußerst selten, erschien sie am Hofe Louis Philippe's, in Begleitung ihrer Tante, der Marschallin S. Die Gräfin war damals hoch in den Dreißigen, aber von so frischem Aussehen, daß man sie auf nicht mehr als höchstens fünfundzwanzig

Jahre geschätzt hätte. Sie war unstreitig eine der schönsten Frauen von Paris, trug, im Winter wenigstens, fast nur schwarzen Sammt und ging auch so an den Hof, natürlich alsdann mit Diamanten bedeckt und außerdem, was sie sehr gut kleidete, eine dunkelrothe Camelie im schwarzen Haar. In ihrer ersten Jugendzeit war sie, wie alle Pariserinnen, vorzüglich wenn sie reich und hübsch sind, kokett und intriguant gewesen, beides im guten Sinne genommen, so paradox das auch klingen mag. Sie hatte viele Verehrer gehabt und „Anbeter“, wie man heidnischer Weise sagt. Ihre Eltern waren früh gestorben und hatten ihr über zwei Millionen hinterlassen; sie lebte bei ihrer Tante, der oben erwähnten Marschallin, die ebenfalls ein großes Haus machte. Die Prätendenten für die Hand der reichen und schönen Comtesse fehlten natürlich nicht, aber sie selbst blieb von allen diesen Huldigungen unberührt. Trotz ihrer Koketterie hatte die junge Gräfin im Grunde einen gesetzten Charakter; sie spielte wohl in unschuldigem Leichtsinn hie und da mit einem Herzen, das ihr zu nahe kam — es ist ja auch nur die Schuld der Mücke, wenn sie sich an der Kerzenflamme die Flügel versengt; die Kerze selbst, die glänzend und still weiter brennt, kann nichts dafür —; als aber ernste Heirathsanträge kamen, da zog das gnädige Fräulein andere Saiten auf: sie erklärte ihrem Oheim, dem Marschall, und ihrer Tante, der Marschallin, daß sie nur aus wirklicher Neigung heirathen werde und keinen Mann zum Gatten wolle, der sie

nicht um ihrer selbst willen liebe, oder der es nur auf ihre Millionen abgesehen habe.

Die Prätendenten machten große Augen und entschädigten sich für den Aerger über den erhaltenen Korb durch allerlei gute und schlechte Witze, die sie auf Kosten der jungen Gräfin in Umlauf setzten; sie verfehlten aber ihren Zweck, denn die Gräfin blieb nach wie vor die reiche, schöne Erbin, um deren Gewinn es sich wohl verlohnte, sie „um ihrer selbst willen" zu lieben.

Ein junger Mann, der auch zu den Anbetern der Comtesse gehörte, ließ sich indeß nicht abschrecken und verlor den Muth nicht. Lord John (um seinen wahren Namen zu verschweigen) befand sich erst seit einigen Monaten in Paris, wo er sofort die Familie des Marschalls S. aufgesucht hatte, an die er von guter Hand empfohlen war. Die Gräfin machte auch auf ihn großen Eindruck — er verliebte sich in sie. Der stolze Brite trug willig das süße Joch. Aber er schmachtete nicht lange. Da er der Gräfin an Reichthum und Stand gleich kam und ernste Absichten hatte, so nahm er einst nach der Tafel den Marschall bei Seite, die Marschallin trat hinzu, und er hielt bei ihnen in aller Form um die Hand der Nichte an. Der Marschall, ein alter Haudegen und kein großer Diplomat, antwortete einfach, daß der Antrag seine Nichte und nicht ihn betreffe, und rieth dem Lord, sich direct an die Gräfin zu wenden. Die Marschallin hatte nie eine andere Meinung als ihr Gemahl.

Lord John findet auch bald Gelegenheit, der Grä-

fin in Person Herz und Hand anzubieten, und wird auch nicht, wie die vielen Bewerber vor ihm, kalt zurückgewiesen. War es ihm gelungen, die Seele der Schönen zu rühren und ihr Liebe einzuflößen? Hatte die Gräfin ihrerseits überlegt, daß es endlich an der Zeit sei, nicht mehr die Spröde zu machen und eine glänzende Partie nicht aus bloßer Caprice auszuschlagen, oder wollte sie auch hier wieder ihr früheres Spiel treiben und den Gefangenen fesseln, aber nicht erlösen? . . . . Alle diese Muthmaßungen waren möglich und wir bleiben natürlich das Ja und Nein auf jene Fragen schuldig. Das menschliche Herz ist ja seit Adam und Eva's Zeiten ein Räthsel, das weibliche zumal und vollends das einer pariser Comtesse. Kurz, Lord John erhält weder Korb noch Jawort: die Gräfin verlangt Bedenkzeit.

In einem spätern tête à tête gesteht sie dem ungestümen Bewerber, der auf baldige Entscheidung dringt, ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Neigung, ob er sie eben um ihrer selbst willen liebe, ohne Rücksicht auf ihren Reichthum und Stand . . . . die alten bekannten Geschichten.

Lord John betheuert die Reinheit seiner Absichten und schwört (man schwört ja immer bei solchen Gelegenheiten), daß ihm kein Opfer zu groß wäre, daß er nichts scheue und nichts fürchte, ihr die Wahrheit seines Schwurs zu beweisen.

Die Gräfin lächelt mit ungläubiger Miene (für einen ehrlichen, vernünftigen Mann ist ein solches Lä-

cheln wirklich zum Tollwerden) und wiederholt mit ihrer verführerischen Sirenenstimme: „Kein Opfer zu groß? Also Blut und Leben für mich?“

Der Lord wirft sich ihr zu Füßen und schwört auf's neue.

„So sind sie alle, die Männer,“ beginnt die Gräfin nach einer Pause, „Blut und Leben wollen sie lassen für die Dame ihres Herzens, und wenn man sie um ihren kleinen Finger bäte, so würden sie sich gewaltig besinnen.“

Lord John steht rasch auf, grüßt höflich-vornehm und geht davon.

Die Gräfin sieht ihm erstaunt nach, aber am nächsten Morgen sollte sie noch mehr erstaunen.

Tags darauf meldet sich nämlich, noch dazu in der Frühstunde, ein Lakai und verlangt vor die Gräfin geführt zu werden, um eine wichtige Bestellung auszurichten.

Man läßt ihn vor, er verbeugt sich tief und ohne ein Wort zu sprechen (ganz wie in einem Dumas'schen Roman), überreicht der Dame ein zierliches Kästchen von Ebenholz mit Silber beschlagen, verbeugt sich von neuem und verschwindet.

Die Gräfin öffnet das Kästchen, schaut hinein, stößt einen lauten Schrei aus und sinkt halb ohnmächtig auf's Sopha. In dem Kästchen ruhte, auf rothem Sammt gebettet, ein kleiner Finger, blaß und von aristokratischem Aussehen, an der Wurzel noch blutig, und augenscheinlich mit einem scharfen Messer

von der Hand abgelöst. Ein Briefchen lag dabei; nur wenige Zeilen. Die Gräfin las, in höchster Aufregung und unter hervorbrechenden Thränen, die folgenden Worte:

„Gnädiges Fräulein!

Ich sende Ihnen anbei den kleinen Finger meiner rechten Hand, nur um Ihnen zu beweisen, wie sehr Sie sich in Ihrem Urtheil über mich getäuscht haben. Leider kann ich mich aber in meinem Urtheil über Sie nicht mehr täuschen: Sie haben kein Herz, wir würden nicht glücklich mit einander sein. Wenn Sie dies lesen, habe ich bereits Frankreich verlassen. Leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen.

Lord John."

Die Gräfin war wie zerschmettert. Der Lord irrte sich; sie hatte ein Herz, dessen bessere Regungen leider nur durch die Eitelkeit und Blasirtheit der vornehmen Welt, in welcher sie lebte, erstickt waren. Jetzt sah sie auf ein Mal klar, und wie durch einen Zauberschlag war die Binde gefallen: sie liebte den Lord, und zwar mit aller Heftigkeit einer ersten Liebe; aber sie erkannte auch zugleich, welch ein edles Gemüth sie durch ihre alberne Koketterie verletzt und welchen Schatz sie dadurch eingebüßt hatte. Das gefährliche Spiel, das sie verwegen und leichtsinnig gespielt, war aus, und sie hatte es verloren.

Die Familienscenen, die sofort im Hause stattfanden, waren begreiflich nichts weniger als freundlicher Natur. Die Marschallin weinte und klagte mit ihrer Nichte; der Marschall fluchte und schalt auf die Weiber und ihre Launen und Verrücktheiten; er fand den Lord übrigens nicht minder närrisch, sich mir nichts dir nichts den kleinen Finger abzuschneiden, bloß einer tollen Weiberlaune zu Gefallen. Endlich ließ er sich aber doch erweichen und fuhr, obwohl er selbst den Schritt tadelte, in's Hôtel des Princes, wo Lord John abgestiegen war, um sich nach ihm zu erkundigen, und ihn wo möglich als reuigen Sünder in die Arme seiner Geliebten zurückzuführen.

Im Hôtel sagte man ihm einfach, der Lord sei am gestrigen Abend spät über Havre nach London zurückgereist; sa Seigneurie hätten gesagt, sie würden nie wieder nach Paris kommen; den rechten Arm hätten dieselben in einer schwarzen Binde getragen.

Der Oberkellner setzte geheimnißvoll hinzu, der Lord habe ein Duell gehabt, und wollte schon anfangen, ein Langes und Breites darüber zu erzählen; aber der Marschall ließ den Schwätzer stehen und fuhr wieder nach Hause. Er wußte genug; für ihn war die Geschichte aus und abgemacht, denn er konnte doch nicht wohl dem Lord nach England folgen, um ihm seine Nichte an den Hals zu werfen. Er sagte dies auch der Gräfin unverhohlen, die ihm Recht gab. Aber still vor sich hin wiederholte sie die ominösen Worte: „Den Arm in einer schwarzen Binde.“

Dieser Vorfall machte eine große Epoche im Leben der Gräfin. Sie nahm sich, wie man sagt, die Geschichte zu Herzen, wurde ernst und tiefsinnig, entsagte den Weltfreuden, dem Putz und dem Luxus — und erklärte entschieden, unvermählt bleiben zu wollen.

Der Onkel fluchte von neuem und die Tante weinte von neuem, es half aber Alles nichts. Bald darauf starb übrigens der Marschall, und seine Gattin, die stets gewohnt war, einerlei Meinung mit ihm zu sein und zu thun, was er that, folgte ihm bald nach. So stand die Gräfin vollends allein und konnte sich jetzt noch ungehinderter ihren schwermüthigen Träumereien hingeben.

Nur ein Gegenstand behielt für sie ein stets gleiches, tiefbedeutendes Interesse; dies war der kleine Finger, diese wehmüthige Reliquie einer schönen, unwiederbringlich verlorenen Zeit. Unwiederbringlich — denn sie hatte gar bald zufällig erfahren, daß Lord John in seiner Heimath glänzend vermählt und sehr glücklich war.

Den unseligen Finger hatte die Comtesse gleich in den ersten Tagen von geschickter Hand einbalsamiren und unter Krystall setzen lassen; er ruhte außerdem nach wie vor auf dem rothsammtnen Kissen in dem schwarzen, silberbeschlagenen Kästchen. Kein Tag verging, wo die arme Dame nicht Morgens und Abends das Kästchen geöffnet, den Inhalt schmerzlich beschaut, das Krystallglas (so meldet uns wenigstens die indiscrete Chronik) an die Lippen und an's Herz gedrückt

und mit ihren Thränen benetzt hätte. Einundzwanzig Jahre lang!!

Wir sagten oben, daß das weibliche Herz seit Erschaffung der Welt ein ewiges Räthsel sei, und unsere Geschichte ist wahrlich nicht geeignet, jene Behauptung zu widerlegen. Ein Vermögen von vier Millionen, denn die Gräfin war auch die Universal-Erbin des Marschalls gewesen, Schönheit, Bildung und hoher Rang — kurz Alles, was zu einer »femme accomplie« gehört, wie der Franzose sich ausdrückt, vereinigte unsere Heldin in sich. Aber sie vergaß und verleugnete dies Alles in idolatrischer, alberner Schwärmerei für einen einbalsamirten kleinen Finger! O Weiber!

Manch' harten Kampf hatte sie überdem zu bestehen; denn in der großen Welt, wo ihre Herzensgeschichte bekannt geworden war, ließ man nichts unversucht, um sie zu bekehren und für das heitere Leben wieder zu gewinnen. Auf's neue wurden ihr glänzende Partieen angeboten, aber die Gräfin, ohnehin freier und unabhängiger als zuvor, schlug alles aus und blieb standhaft ihrem kleinen Finger getreu.

Bei der Vermählung des Herzogs von Orleans mit der unvergeßlichen Helene von Mecklenburg erschien die Comtesse zum letzten Male bei Hofe, und zwar in Versailles, wo sie unter den viertausend Ballgästen das größte Aufsehen machte. Sie trug wieder die traditionelle schwarze Sammtrobe, Brillanten für eine halbe Million und im schlichten, schwarzen Haar wie

sonst eine Camelia, aber dies Mal keine rothe, sondern eine weiße. Obwohl über vierzig Jahre alt, war sie noch wunderschön. Acht Tage lang sprach man in allen pariser Salons von nichts als von der „unglücklichen Gräfin," und die Witzköpfe, denen ja nichts heilig ist, sagten, sie besäße nur einen Fehler, den nämlich, daß sie einen Finger zu viel habe.

Nach jener Zeit verschwand die Gräfin völlig aus dem öffentlichen Leben; sie blieb auch im Winter auf ihrem Schloß an den herrlichen Ufern der Seine hinter Neuilly und brachte den größten Theil des Tages in ihrer Bibliothek zu, wo sie alle neuen literarischen Erzeugnisse las und auch wissenschaftliche Werke studirte. Dabei war sie sehr wohlthätig, wenn auch ganz im Stillen, und an alle Mairien der umliegenden Dörfer schickte sie jährlich bedeutende Summen. Auch sonst that sie viel Gutes, stets ohne Ostentation, und die zahlreiche Schloßdienerschaft, unter denen sich auch die alten Bedienten und Kammerfrauen des Marschalls und der Marschallin befanden, hatte goldene Tage.

Hätte die Gräfin nicht die unselige Manie ihres Fingercultus gehabt, und durch häufige Anfälle von Schwermuth ihre Umgebung gequält, sie wäre wirklich weit und breit die vortrefflichste Frau gewesen; so nahm man diese Schattenseite ihres Charakters mit in den Kauf und gewöhnte sich daran, wie man sich ja im Leben an Alles gewöhnt. — —

So weit der erste Theil unserer kleinen Geschichte, der dramatische und tragische, wenn man will. Der drastische und komische kommt jetzt; wie Börne sagt: „Der Todtschlag des Lächerlichen."

Zu der untern Schloßdienerschaft gehörte seit einigen Jahren eine Art Haus- oder Stallknecht, der auch im Garten arbeitete, den Hühnerhof versorgte u. s. w. Ein ehrlicher, alter Kerl, schlecht und recht, dem man weiter nichts Böses nachsagen konnte.

Um historisch zu Werke zu gehen, erwähne ich, daß er sich Bardou nannte. Wer hätte geglaubt, daß dieser Bardou, der Haus- und Stallknecht, eine so große Rolle in dem Leben der Gräfin spielen würde!

Eines Tages befindet sich die Gräfin im Schloßgarten und tritt an ein Spalier, um eine Aprikose zu pflücken; sie kann nicht hinanreichen und ruft nach dem Gärtner. Zufällig ist Bardou gerade in der Nähe; er hört den Ruf, steckt schnell seine kurze Pfeife in die Tasche, wischt sich den Bart, zieht die Mütze ab und erscheint ehrerbietig vor der Herrin. Er pflückt die verlangte Frucht und präsentirt sie ganz manierlich auf einem Weinblatt. Zufällig (die schrecklichsten Fälle im Leben sind Zufälle) wirft die Gräfin einen Blick auf die Hände des Dieners — ein leiser Schrei entfährt ihr: an Bardou's rechter Hand fehlt der kleine Finger. Der Alte wird verlegen, merkt aber gleich, daß er selbst Schuld an dem Schreck der Comtesse ist und will seine Hand unter der Blouse verstecken. Aber die Gräfin hält ihn zurück und fragt ihn

hastig nach der Ursache dieser Verstümmelung. Bardou, sehr geschmeichelt durch diese Theilnahme, setzt sich in Positur und erzählt breit und langweilig die folgende Geschichte, die wir abkürzen, um nicht allzu lang zu werden. Die Gefühle der Gräfin während der Erzählung kann sich der Leser leicht vorstellen.

Vor mehr als zwanzig Jahren, so lautete der Bericht Bardou's, sei es ihm in Paris nicht sonderlich gegangen. Er sei Commissionair geworden (diesen vornehmen Namen führen bekanntlich die pariser Eckensteher) und habe seinen Platz an der Ecke der Rue de Richelieu genommen, dem Hôtel des Princes gegenüber. Dort habe er denn auch hinreichende Beschäftigung gefunden. Eines Nachmittags habe ein Fremder aus dem Hôtel des Princes ihn angeredet, den er schon gekannt, weil er bereits früher einige Commissionen für ihn gemacht. Dieser Fremde, ein englischer „Mylord" (hier folgte die getreue Schilderung Lord John's) habe ihn gefragt, ob er hundert Louisdors verdienen wolle. Er, Bardou, habe geantwortet: ob ihn der Lord zum Besten habe? Aber der Lord habe ganz ernsthaft seine (Bardou's) rechte Hand ergriffen, sie genau besehen und ihm dann gesagt, er wolle ihm seinen kleinen Finger für jene Summe abkaufen; zugleich habe er an seine volle Tasche geschlagen und eine Handvoll blanker Goldstücke hervorgeholt.

„Als ich sah" (wir können doch der Versuchung nicht widerstehen, unsern Helden redend einzuführen) — „als ich sah, daß der Mylord Ernst machte, da machte

ich auch Ernst und sagte, wenn er noch fünfhundert Franken Schmerzensgeld darauf legen wolle, so könne er den kleinen Finger haben. Der Mylord lächelte, versprach Alles und gab mir sein Ehrenwort. Darauf lief ich nach Hause, so schnell ich konnte, weil mir bange war, Einer von uns möchte andern Sinnes werden, sagte meiner Frau kein Wort, ging in die Küche, nahm das Hackmesser, dachte recht lebendig an die 2500 Franken — — ein herzhafter Schlag und . . . der kleine Finger lag neben mir auf dem Tisch. Die ganze Hand war voll Blut. Mir wurde denn doch schwindelig zu Muthe; aber ich nahm mich zusammen, steckte den Finger in die Tasche, schlug eine Serviette um die Hand und lief in die nächste Apotheke, um mich verbinden zu lassen. Die Herren fragten mich sofort nach meinem Finger. Ich antwortete, ich wüßte nicht, wo er geblieben sei; sie lachten, stillten das Blut, verbanden mich und sagten, so wär' es gut, und sterben würd' ich nicht davon. Der Lord erwartete mich richtig an meiner Straßenecke; ich gab ihm den Finger, und er wickelte ihn behutsam in sein feines Taschentuch. Dann überreichte er mir einen Beutel mit den Goldstücken, die ich natürlich nicht nachzählte, legte das Fünfhundert-Frankenbillet dazu und gab mir noch einen Doppel-Louisdor, für die Commission, wie er sagte. Er sah sehr vergnügt aus, wünschte mir Gesundheit und Zufriedenheit und ging wieder in's Hôtel zurück. Ich machte, daß ich nach Hause kam, wo meine Frau die

Sache anfangs gar nicht glauben wollte, bis ich ihr auf Ehr' und Seligkeit schwor, daß es die reine, lautere Wahrheit sei. Mit dem Gelde kaufte meine Frau ein kleines Weißwaaren-Geschäft, das recht gut ging; nur starb sie bald darauf im zweiten Wochenbette. Jetzt hat meine Tochter den Laden und ist ganz zufrieden. So hat uns der 11. September 1834 Glück gebracht."

Mit diesen Worten schloß der alte Bardou seine Erzählung, und wurde nun erst gewahr, welchen schrecklichen Eindruck er damit auf die Gräfin gemacht.

Zum Glück hat der Leser sich bereits, wie wir ihm gerathen, den Zustand der armen Comtesse vorgestellt, so daß wir nicht nöthig haben, denselben ausführlich zu schildern. Unsere Feder wäre auch wohl einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Wuth, Beschämung, Haß, Reue, und zwar im höchsten Superlativ, stürmten lawinengleich auf sie ein: sie meinte den Verstand zu verlieren. Die Treibhäuser, das Schloß, der Garten, die Bäume, der Himmel und die Wolken — alles drehte sich um sie her wie im Wirbel, und im Mittelpunkt stand Bardou, der ehrliche, dumme Haus- und Stallknecht mit seinen neun Fingern, — der Mann, dessen zehnten Finger sie zwanzig Jahre lang wie eine heilige Liebes- und Herzens-Reliquie verehrt und angebetet hatte!

Mit übermenschlicher Anstrengung rafft sie sich auf, macht rasch die paar Schritte vom Garten bis in's Schloß, bis in ihr Schlafzimmer. Wie eine Furie

(der Ausdruck ist hart, aber wahr) stürzt sie sich auf das Reliquien-Kästchen, reißt es auf, spuckt hinein (ihre einzige Rache!) und wirft den ganzen Kram durch das offene Fenster in den unten fließenden Seinestrom. Nun erst fällt sie wie vernichtet auf's Sopha, ganz wie damals, als sie vor ein und zwanzig Jahren den Finger erhielt, — aber mit wie andern Empfindungen: eine Thränenfluth macht ihrem gepreßten Herzen Luft; sie weint, sie weint über dem Grabe ihrer ersten und einzigen Liebe, die nun plötzlich einen so herzzerreißenden und zugleich so grenzenlos lächerlichen Ausgang genommen.

Glücklicher Weise gewann bald die gesunde Natur in dem Charakter der Gräfin die Oberhand; sie hätte sonst wirklich verrückt werden können. Ihr erster Gedanke, als sie wieder einigermaßen ruhig überlegen konnte, war Bardou, der Haus- und Stallknecht. Der arme Kerl wußte gar nicht, wie ihm geschehen; er hatte doch schon oft und an allerlei Leute die Geschichte von seinem kleinen Finger erzählt, aber kein Mensch hatte je solche Augen dabei gemacht, wie die Gräfin, und war so ergriffen und erschüttert worden wie sie. Sie war aber überhaupt eine so merkwürdige, seltsame Frau, und das, meinte er, werde wohl auch der Grund ihres unbegreiflichen Benehmens sein.

So raisonnirte Bardou und beruhigte sich sofort; aber wie erstaunte er, als ihn am nächsten Morgen der Schloß-Intendant rufen ließ und ihm mittheilte, daß ihn die Frau Gräfin „in Anbetracht seiner vor-

gerückten Jahre“ (er war übrigens so alt noch gar nicht) und weil er ihr „so treu und redlich“ gedient habe (er hatte sich allerdings niemals etwas Schlechtes zu Schulden kommen lassen), in den Ruhestand versetzen wolle, und zwar mit einem Jahrgehalt von zwölfhundert Franken. Bardou griff sich an den Kopf, ob er ihn wirklich noch zwischen den Schultern habe; er glaubte zu träumen und lehnte sich an den Schreibtisch des Intendanten, denn der Schreck, aber ein freudiger Schreck, war ihm in die Glieder gefahren.

Der Intendant, ernst und ehrbar wie ein Notar, fuhr fort und sagte, die Frau Gräfin wünsche indeß, er möge sich für seine alten Tage in seine heimathliche Normandie zurückziehen, und zwar mit seiner Tochter, die ja ihr kleines Geschäft in Paris verkaufen könne; in diesem Falle würde die Frau Gräfin noch Fünftausend Franken als Mitgift für die Tochter hinzufügen.

Der Alte war so gerührt, daß er kaum danken konnte. Er war ja auch ein wahres Glückskind! Zuerst bekam er ein kleines Vermögen für seinen kleinen Finger, und jetzt wurde er Rentier und selbstständiger Mann für seine „treuen Dienste“, und seine Tochter obendrein eine gute Partie. Das freilich ahnte der gute Mann nicht, daß er auch diesen zweiten großen Glücksfall seinem kleinen Finger zu verdanken habe; und er hat es auch nie im Leben erfahren.

Er erbat sich die Gnade, der Frau Gräfin zu danken und ihr Adieu zu sagen, und als er vorgelassen

wurde, wollte er fast auf die Kniee fallen und stammelte allerlei tolles Zeug von ewigem Dank, von Morgen- und Abendgebet, von Vergeltung im Himmel u. s. w. Dabei war er aber doch vorsichtig genug, seine rechte Hand zu verstecken.

Die Gräfin selbst ertrug ihre neue Lage mit Ergebung und Muth. In einem Moment gerechter Entrüstung über die beispiellose Mystification und ihr albernes Gebahren wollte sie sogar das Vergangene nachholen und auf's neue in die Welt gehen. Ein flüchtiger Blick in den Spiegel belehrte sie indeß eines Bessern; sie hätte nur einen neuen dummen Streich gemacht, — die Zeit der dummen Streiche war aber für sie vorüber. Sie zählte sechs und fünfzig Jahre, ihr Haar begann sich zu versilbern (um nicht zu sagen: grau zu werden), ihre frühere Schönheit war längst dahin. Der kleine Finger! Der kleine Finger!

Sie adoptirte einen hübschen, muntern Knaben, ein Waisenkind von glücklichen Anlagen, der sich herrlich entwickelte. Auf ihn übertrug sie den Rest ihrer zärtlichen Gefühle, die sie vordem so unselig verschwendet, und sie genoß wirklich einen Abglanz von Mutterfreude, welche durch einen Rückblick auf die Vergangenheit wohl getrübt, aber doch nicht verbittert wurde.

Von Lord John haben wir nichts zu melden; er hatte wahrscheinlich den „schlechten Witz“ nach vierzehn Tagen vergessen. Wenn er die Wahrheit gewußt, wer

weiß, was er gethan hätte? Ueberhaupt bleiben wir manche Antwort schuldig auf mögliche Fragen, die man an uns richten könnte. - So vor Allem über die seltsame Coincidenz, daß Bardou gerade zu der Gräfin in Dienst kommen mußte, daß ferner die Gräfin nie auf den Gedanken gerathen, vielleicht mystificirt zu sein, und nicht den mindesten Schritt gethan hatte, um Licht in der Sache zu erhalten u. s. w. Die Geschichte, wie hundert andere Geschichten, ist ein Mal wie sie ist; wir haben sie erzählt, wie man sie uns erzählte, und wenn sie den Leser amüsirt hat, so sind wir vollkommen zufrieden.

Die Gräfin lebte noch sechs Jahre nach der großen Enthüllung, ohne ihr Schloß zu verlassen und ganz mit der Erziehung ihres Adoptivsohnes beschäftigt. Auf ihn ging ihr ganzes Vermögen über, nach Abzug zahlreicher Legate für fromme Stiftungen und Armen-Anstalten.

Wie schade, daß die Gräfin in jenem schrecklichen Moment das Reliquienkästchen in die Seine geworfen! Sonst wäre diese Fingermumie eine kostbare Rarität geworden, die gewiß leicht einen Käufer gefunden; ja, wer weiß, Lord John hätte, wenn er es erfahren, den Eckensteher-Finger vielleicht zum zweiten Male erstanden, schon der Curiosität wegen.

Auber's neueste Oper.

(La fiancée du roi de Garbe.)

— 1863 —

„Auch du, mein Sohn?"

Die Rue Saint-Georges, Quartier de la Chaussée d'Antin, wird in ihrem mittlern Theile von sehr vornehmen Leuten bewohnt. Zunächst — Ehre dem Ehre gebührt! — ist Herr von Rothschild (James) zu nennen. Seinetwegen hat diese Straße, vielleicht die einzige in Paris, keine Nummer dreizehn unter ihren Häusern; denn als die junge Frau von Rothschild nach ihrer Hochzeit in London das Hôtel in der Rue Saint-Georges bezog, sah sie zu ihrem Schrecken eine Nro. 13 über der Einfahrt, und klagte über dies böse Omen bei ihrem Gemahl. Schon am nächsten Morgen war die häßliche Nummer verschwunden und durch 12bis ersetzt, eine Vergünstigung, die der Pariser Stadtrath ohne Schwierigkeit genehmigte, schon aus Rücksicht für

den Schwiegerpapa in der Rue Lafitte, der das Gesuch mit einer Spende von 25,000 Fr. für die Armen unterstützt hatte.

Ein Haus weiter wohnt Chaix d'Estange, der frühere General-Staatsprocurator, der aber jetzt den tönenden Titel mit dem sanftern eines Senators vertauscht hat, was ihn zugleich nicht verhindert, Vice-Präsident des Staatsraths zu sein.

Dann kommt das prächtige Hôtel Pontalba's, der längst verschollen ist, bei uns aber noch vom Mirès'schen Processe her in gutem, d. h. in schlechtem Andenken steht.

Zwischen jenen Häusern, auf der andern Seite der Straße, liegt ein einfacheres Gebäude, aber noch immer ansehnlich, mit einem großen Balcon, der im Sommer von blühenden Topfgewächsen angefüllt ist. Zwischen ihnen sieht man alsdann oft in den Abendstunden den Besitzer auf und ab wandeln, einen Greis von feiner Statur und ausdrucksvollen Zügen, schneeweißem Haar und eleganten Manieren: Auber, den Tondichter Fra Diavolo's und der Stummen.

Auch einfache und gewöhnliche Menschen wohnen in jener Straße, so zunächst unser Hauswirth, ein ehrbarer Epicier, der nur eine Schwäche hat, nämlich die, allen Leuten zu erzählen, daß er Rothschild's Lieferant ist, und dann wir selbst, die wir außer andern Schwächen auch noch immer die haben, für unsere „Geschichten" lange Einleitungen zu machen, wie Figura zeigt. Doch die Leser und wir sind ja alte Bekannte,

und mit solchen nimmt man es nicht so genau. Und dann ist auch unser heutiger Gegenstand ein eigenthümlicher und dürfte naturgemäß die eine oder andere Abschweifung zur Folge haben, die man uns deshalb wohl verzeihen wird.

Wie oft, wenn wir vor zwei Jahren um Mitternacht nach Hause kamen — was in Paris sehr früh ist und keineswegs einen viveur bezeichnet, der in der Regel gar nicht nach Hause kommt — wie oft schauten wir alsdann zu dem Balconzimmer vis-à-vis hinauf, das noch erleuchtet war, weil der fast achtzigjährige Componist dort arbeitete . . . . Bei mildem Wetter war die Balconthür gewöhnlich halb geöffnet; einzelne Clavier-Accorde tönten sanft über die Straße herüber; in der Nachbarschaft ging wohl leise ein Fenster auf, und eine weiße Gestalt lehnte sich hinaus, um zu horchen. Ein friedliches Bild der Ruhe, obwohl kaum zweihundert Schritte von der großen Oper und von den Kaffeehäusern des Boulevard des Italiens entfernt; aber die Rue Saint-Georges gehört zu den Straßen der Pariser Geldaristokratie, die schon gegen fünf Uhr Nachmittags, wo die Banquiers ihre Kassen schließen, still und leer werden und Abends fast verödet sind.

So viel also wußte man im Publicum, daß Auber eine neue Oper componirte; auch das war bekannt, daß Scribe ihm dazu den Text geschrieben, oder doch zu denselben seinen Namen hergegeben hatte; denn der eigentliche Verfasser soll Saint-Georges sein, der

schon oft mit Scribe gearbeitet. Ein solches Zusammenarbeiten dramatischer Autoren ist übrigens in Paris nichts Seltenes. Nach deutschen Begriffen (wir sprachen schon früher ein Mal davon) ist dies sehr befremdlich; aber die Franzosen sind eben keine Deutsche.

In dem vorliegenden Falle ist diese Cooperation vollends eigenthümlich und sagt wenig oder nichts; denn das Süjet der Oper ist nicht ein Mal die eigene Erfindung der Herren, sondern einem andern Autor entlehnt. Schon zu Scribe's Lebzeiten munkelte man allerlei über den Text. Die Eingeweihten versicherten mit heimlichem Lächeln, er sei sehr pikant, und die beiden alten Herren (auch Scribe war ein Siebenziger) hätten sehr weit in ihre eigene Jugend zurückgegriffen, um sich dafür zu begeistern. Nach Scribe's Tode vergaß man die verheißene Oper, zumal Auber im Winter so ernstlich erkrankte, daß man auch sein Ende befürchtete. Aber der Tod, der gefürchtete Gast, ging dies Mal an dem greisen Componisten vorüber, der nicht allein genas, sondern bald in neuer Jugendkraft da stand.

In jener Zeit hatten wir mehrfach Gelegenheit, ihn zu sehen; so im Conservatoire bei den öffentlichen Preisvertheilungen, wo er als Präsident auf seinem Ehrenplatz in der Mittelloge saß, ein Mal sogar in Gesellschaft Meyerbeer's und Rossini's, die als Preisrichter dem großen Concurs beiwohnten.

Eine seltsame, interessante Dreizahl! Meyerbeer (jetzt auch schon ein Todter!) lang und schmächtig, ein scharf

markirtes, unschönes jüdisches Gesicht, große Nase, stechende Augen, dichtes, ungeordnetes Haar, hastige Bewegungen der Ungeduld bei einer äußerst nachlässigen Toilette; auf der andern Seite Rossini, behäbig und wohlbeleibt, im feinen Paletot à la propriétaire, das volle Gesicht und das blanke Unterkinn glatt rasirt und, wenn nicht zufällig die blitzenden Augen den Beschauer trafen, ohne bedeutenden Ausdruck, ganz wie ein Banquier aus dem oben geschilderten Quartier; und zwischen Beiden der kleine, zierliche, elegante Auber, lebhaft gesticulirend, an der feinen weißen Hand einen kostbaren Brillantring, nur selten einen Blick auf die Sänger der Bühne werfend, aber dafür alle Damen in den Logen lorgnettirend, und trotzdem bei der spätern Abstimmung die Hauptperson; denn nicht eine falsche Note, nicht der geringste Fehler der zehn oder zwanzig Concurrenten war ihm entgangen.

Solche Männer sind eben Genies, und diese drei waren damals zugleich die ersten lebenden Componisten Frankreichs. Allerdings ist nur einer von ihnen, Auber, ein geborener Franzose, jedoch vindicirt die große Nation auch die beiden andern als ihre Kinder, obwohl Rossini aus Italien und Meyerbeer aus Deutschland stammt. Jeder große Mann ist Kosmopolit, sagen sie und nehmen ihn für sich in Anspruch.

Auch bei den Hof-Concerten in den Tuilerien und in Saint-Cloud haben wir Auber mehrfach gesehen. Er ist bekanntlich Director der kaiserlichen Kammer-

musik, und die Capelle steht unter seiner Leitung. Die Kaiserin hält große Stücke auf ihn, und bei ihren kleinen Comités darf Auber nie fehlen. Vor nicht langer Zeit hieß es sogar, er werde für die neue Session zum Senator ernannt werden, wie sein glücklicher Nachbar Chaix-d'Estange; aber bis jetzt ist das Gerücht nicht zur Wahrheit geworden. Eine schöne Prärogative der Krone, bedeutende Künstler und Gelehrte zu der höchsten Würde im Staate zu erheben, wie dies der Kaiser bereits bei Ingres, Chevalier, Villemain und Leverrier gethan!

Das war also der Mann, der am Abend seines Lebens, der noch dazu ein so später Abend war, wie ihn nur wenige Menschen erreichen, dem Publicum ein neues und letztes Werk versprochen, welches, so war man doch zu hoffen berechtigt, Licht und Glanz auf seine frühere Laufbahn zurückwerfen sollte, als Abschiedsgruß, als Schwanenlied des scheidenden Sängers.

Diese Hoffnung ist nicht erfüllt worden; aber hatten wir Unrecht, dieselbe zu hegen, oder hatten wir gar unsere Ansprüche zu hoch gestellt? Wohl kaum; denn von dem Componisten Fra Diavolo's, der Stummen, der Krondiamanten und so vieler anderer mehr oder weniger vortrefflichen Opern konnte man wohl als letzte Perle im Kranze etwas Bedeutendes erwarten.

Die übliche Reclame kam hinzu. Sämmtliche Plätze für die ersten vier, fünf Vorstellungen im voraus und zu doppelten und dreifachen Preisen vermiethet, dabei ein Handel mit den Billeten in den großen Hö-

tels und Passagen, wie zur Zeit des »fils de Giboyer«; ferner die Versicherung, Auber selbst werde als Dirigent im Orchester erscheinen u. s. w., kurz, der bekannte Lärm, wenn man hier in Paris die Aufmerksamkeit der Menge erregen will. Dies glückte auch; aber das ernste, nüchterne Urtheil kommt hinterher, und wir dürfen es nicht zurückweisen.

Zuerst ein Wort über den Gegenstand der neuen Oper, der dem Decamerone des Boccaccio entlehnt ist, wo die Geschichte unter demselben Titel „Die Braut des Königs von Garbe“ als siebente Novelle im ersten Bande zu finden ist. In andern Ausgaben heißt sie „das Perlenhalsband“, und noch andere haben sie ganz weggelassen; denn, entre nous, sie ist überaus anstößig, ja vielleicht die unanständigste des ganzen Werkes.

Also das war der vielbesprochene „pikante“ Text, den der selige Scribe und nach ihm Saint-Georges für Auber's letzte Oper gedichtet! — denn da der Componist jetzt zwei und achtzig Jahre zählt, wird es wohl seine letzte sein. Eine Novelle aus Boccaccio's Decamerone in Verse und Reime gebracht, und noch dazu in schlechte Verse und Reime! Denn das Libretto soll ohne Musik kaum zu Ende zu lesen sein.

Der Gegenstand, wie sich dies bei einem Autor wie Boccaccio von selbst versteht, ist schlüpfrig und unsauber, und so stark waren die Herren dies Mal „in's Zeug“ gegangen, daß sogar die Montags-Feuilletons, die doch sonst nicht allzu prüde sind, sich dies

Mal ganz verlegen anstellten und durch die Blume sprachen, weil sie nicht wagten, das Ding beim rechten Namen zu nennen.

Nun versteht auch der Leser wohl unser obiges cäsarisches Motto und erlaubt uns in Bezug auf Boccaccio eine kleine Abschweifung.

Es sind gerade zwanzig Jahre; ich war damals ein Tertianer, sogar ein guter, wenigstens nach Aussage des alten Director Krafft in Hamburg, der jetzt auch wohl schon zu den Todten gehört. Er ruhe mit seinem Lexicon in Frieden! Als Tertianer machte ich natürlich Verse, die ich meinen Banknachbaren zu lesen gab. Diese, was ebenfalls natürlich war, fanden sie vortrefflich und namentlich weit amüsanter und leichter verständlich, als diejenigen des Horaz und Homer, auf die wir uns zu präpariren hatten. Die schreckliche Feuersbrunst, die im Jahre 1842 fast ein Viertheil meiner Vaterstadt in Asche legte, hatte „glücklicherweise" meine Manuscripte verschont — o Jugendtraum, für den ich jetzt kaum ein mitleidiges Lächeln finde, oder ein wehmüthiges. Aber wenn man sechszehn Jahre zählt! So klopfte ich denn eines Tages, mit einer dicken Papierrolle unter dem Arm, herzhaft bei Campe an.

Campe war damals für uns Tertianer „aller Verleger Blüthe", wie Heine ihn nennt, und der kosmopolitische Nachtwächter, der just bei Hoffmann und Campe erschienen war, galt uns für das non plus ultra aller Poesie. Wie gesagt, mit sechszehn Jahren.

Doch weiter. Campe redete recht verständig mit mir und gab mir, um doch etwas zu thun und um das Patricierkind nicht wie einen „armen Poeten“ zurückzuweisen, eine Empfehlung an den Dichter Hebbel, der in jener Zeit in Hamburg lebte.

Hebbel war freilich für uns kein Dingelstedt; aber er hatte doch bereits einen Band Gedichte und seine Genovefa drucken lassen. Er war mithin ein Schriftsteller, der als solcher dreist in jede Buchhandlung treten und „sich selbst“ verlangen, oder auch draußen vor den Ladenfenstern stehen bleiben konnte, um den Effect zu beurtheilen, den sein Buch unter den übrigen ausgestellten Büchern machte. Das höchste Ideal unserer Hoffnungen und Wünsche!

Hebbel (auch ihm ein theilnehmendes de profundis!) redete ein Langes und Breites von allerlei Dingen, die ich längst vergessen habe; meine Gedichte lobte er, was entschieden ein großer Fehler war: man soll aus Princip niemals die Gedichte eines Tertianers loben. Nur eine Aeußerung, auf die Hebbel selbst großes Gewicht zu legen schien, ist mir bis heute in lebendiger Erinnerung geblieben. „Es gibt nur zwei bedeutende Schriftsteller,“ sagte er, „Göthe und — Boccaccio.“ In welcher Ideenverbindung er dies aussprach, entsinne ich mich nicht mehr, genug, er sagte so. Ich fiel natürlich aus den Wolken. Göthe ließ ich allenfalls, schon aus Respect vor dem Altmeister, passiren, obwohl mir Schiller und Jean Paul lieber waren; aber Boccaccio, den ich kaum dem Namen nach

kannte, und von dem ich nichts gelesen, das konnte ich nicht begreifen — und begreife es auch heute noch nicht.

Natürlich las ich sofort den Decamerone, noch dazu als verbotene Frucht; denn wenn mich der gute Director Krafft dabei ertappt hätte, (ich legte sein eigenes Lexicon als schützende Mauer vor das verpönte Buch) so wäre ich nicht leichten Kaufs davon gekommen. Aber ehrlich gestanden, das Buch gefiel mir nicht, und selbst in spätern gereiften Jahren habe ich stets einen instinctiven Widerwillen dagegen empfunden. Die sämmtlichen Geschichten von A bis Z kamen mir alle so einfältig und platt vor, die Pointen dabei so unsauber und gemein, daß ich nach meinem Geschmacke selbst heute keinen großen Unterschied zwischen Boccaccio und etwa Clauren, oder irgend einem Roman, salva venia, von Basse in Quedlinburg machen kann. Lieber Gott, ich weiß wohl, daß ich mit dieser Behauptung gar Vielen vor den Kopf stoße, und bei Andern für einen Pedanten oder für noch was Schlimmeres passire! Aber ich kann mir nicht helfen; es ist ein Mal meine Ueberzeugung, und ich sehe wirklich nicht ein, weshalb ich dieselbe nicht offen aussprechen sollte.

Wie oft hatte ich in spätern Jahren Gelegenheit, diese meine Ansicht mit Ernst zu vertreten, und zwar denen gegenüber, die den Boccaccio fast mit Hebbel'schen Augen ansahen; wie oft lachte ich aber auch im Stillen, wenn sie schließlich, stark in die Enge getrie-

ben, keine andere Hinterthür hatten, als den „vortrefflichen Stil“, der ihnen bei jener Lectüre die „Hauptsache“ war. An sich wird wohl ein schlechtes Buch auch durch den besten Stil kein gutes (Renan's Leben Jesu z. B. ist bekanntlich in einer schönen, blühenden Sprache geschrieben); aber abgesehen davon, dachten jene Decamerone-Verehrer wohl nicht daran, daß von dem gepriesenen Stil des Originals in den deutschen schwachen und oberflächlichen Uebersetzungen (die Brockhaus'sche nicht ausgenommen) wenig oder nichts zu finden ist. Als wenn man die Groschen-Uebersetzungen von Dumas, Sue und George Sand des „Stiles“ wegen läse!

Doch genug . . . wir mußten ja unser Motto erklären, und werden vielleicht durch diese Abschweifung der Verbindlichkeit überhoben, dem Leser (von der Leserin reden wir anstandshalber in diesem Augenblicke nicht) die Geschichte der „Braut des Königs von Garbe“ im Détail zu erzählen. Denen aber, die mit dieser unserer Ausflucht nicht zufrieden sind und die etwa im Decamerone, wenn auch nur „des bessern Verständnisses wegen“ die Novelle nachlesen wollen — denen wünschen wir, nicht böswillig, sondern nur zum Scherz, daß ihnen eine jener Ausgaben in die Hand fallen möge, wo sie eben nicht aufgenommen ist. Diejenige deutsche Ausgabe, in welcher sie zu finden ist, wollen wir aus demselben Grunde nicht nennen.

Der Scherz ist hier übrigens nicht an seinem Platze; denn wir wollen ja auf das Unpassende und

Verkehrte, und vorzüglich auf das Unmoralische der neuen Auber'schen Oper hinweisen, wobei wir in erster Reihe unserm Erstaunen Luft machen, daß dies die welt- und bühnenkundigen Verfasser selbst nicht gemerkt. Oder, was wahrscheinlicher ist, sie haben dies wohl gemerkt, aber sie haben es doch daraufhin gewagt; denn man kann in dieser Beziehung hier in Paris sehr viel wagen.

Die Grenze des Schicklichen und Anständigen ist im öffentlichen Pariser Leben — und dahin gehören ja vor Allem auch die Theater — so weit und namentlich so relativ gezogen, das Verwerfliche und Schlechte ist mit so gleißendem Firniß bedeckt, die Unsitte sauber maskirt und die Sünde sogar mit einem geborgten Tugendmantel verschleiert, daß man zuletzt gar nicht mehr weiß, woran man ist, und sich häufig versucht fühlt, nur ein leises, nachsichtsvolles Bedenken, wie zur Warnung, da auszusprechen, wo ein lautes, rücksichtsloses Anathem weit berechtigter wäre.

In dem vorliegenden Falle ist Auber's Verfahren um so tactloser und tadelhafter, als die Opéra comique unter den Pariser Opernhäusern bis jetzt noch die anständigste Bühne war, was freilich nicht viel, aber doch immer etwas sagt. Auch das gewöhnliche Publicum derselben besteht vorzugsweise aus der höhern Bourgeoisie, die noch dazu die übele Gewohnheit hat, ihre halberwachsenen Kinder mit in die Oper zu nehmen. Dies gehört zum guten Ton. In keinem andern Theater sieht man so viele

junge Mädchen von zehn bis dreizehn Jahren, als in der Opéra comique. Oft ist die ganze vordere Reihe des ersten Ranges damit besetzt: allerdings, schon wegen der allerliebsten Toiletten, »d'un effet ravissant«, aber für die liebe Jugend selbst von sehr problematischem Nutzen. Ist es aber eine Oper wie „die Braut des Königs von Garbe", wo sogar die Herren bei einzelnen Scenen sich leise in die Seite stoßen oder mit verstecktem Lächeln zu einer bekannten „Dame" in der Loge hinaufschauen, so weiß man wirklich nicht, was man von den Müttern denken soll, die ihre Kinder derartig exponiren. Von den vielen zweideutigen Wortspielen, den versteckten Anzüglichkeiten, den verhüllten und unverhüllten galanten Scherzen, an denen die französische Sprache so reich ist und deren die Scribe-Saint-Georges'sche Poesie so viele bietet, gar nicht zu reden, auch nicht von den einzelnen Situationen, »souvent bien risquées,« wie man lachend im Parterre versichert. Aber man meint dadurch dem alten Auber ein Compliment zu machen, und mehrere Zeitungen brachten die schmeichelhafte Notiz: »Comme il est encore vert pour ses quatre-vingt ans.«

Ein Pagenchor ist der Glanzpunkt des Stückes, nicht sowohl der Musik als der Pagen selbst wegen, die der Componist in eigener Person unter den Eleven des Conservatoire sorgfältig ausgesucht hat. »Il a eu soin surtout de les choisir jolies.« Aber diese zwölf Choristinnen, so hübsch, keck und herausfordernd sie auch sind, und so viel Mühe sich auch der Thea-

terschneider gegeben, „die Racker" so „appetitlich" wie möglich (um mit Göthe zu reden) zuzustutzen, sie können dennoch die Oper nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben und vor dem Fiasco retten, dem sie früher oder später unerbittlich anheimfallen wird. Vor der Hand genügt der Name Auber, um für die ersten zwanzig, dreißig Vorstellungen ein volles Haus zu machen. Auch ist ja das Süjet so sehr „anziehend", zumal schon in einigen Zeitungen ein leises Wort der Mißbilligung, natürlich schonend und rücksichtsvoll, laut geworden ist. Denn der Mensch ist ja ein Mal so gemacht, und das Sprüchwort von der verbotenen Frucht datirt von Adam's Zeiten.

Ueber die Musik selbst, als eigentliche Hauptsache, ist nicht viel zu sagen. Abgesehen von unserm persönlichen Urtheil, das wir Keinem aufdrängen wollen, waren Kenner und Kunstverständige sofort nach der ersten Vorstellung darüber einig, daß die Oper, wenn sie nicht unter der Aegide eines so berühmten Namens erschienen wäre, wohl kaum die Ehre des Repertoriums, wenigstens nicht der Opéra comique erlangt hätte. Die Form ist hübsch, leicht und geschmackvoll, aber, trotz all unserm Respect vor dem Meister, müssen wir es sagen: ohne alle ureigene Erfindung. Ueberall Reminiscenzen, vorzüglich aus Fra Diavolo und der Stummen, oft so deutlich anklingend, daß man sofort an die betreffenden Scenen jener Opern denkt. Nicht *eine* Melodie tritt glänzend und siegreich hervor; wir finden nicht *ein* Motiv, das zu uns spricht

und uns festhält, nicht einen Tongedanken, der uns lebendig ergreift und uns nach Hause begleitet. Klares, helles Wasser, das mit leichtem, losen Geplätscher vorüberfließt, ohne auf dem glatten Sande die geringste Spur zurück zu lassen: voilà tout. Im ersten Act singt Alvar (Achard) eine Romanze, von der die Bewunderer à tout prix viel Wesen machen, und die stets noch ein Mal verlangt wird; aber die Claque läßt sich dabei so laut vernehmen, daß wir das da capo dreist auf ihre Rechnung schreiben. Ein Piraten-Chor im zweiten Act macht allerdings eine glänzende Ausnahme durch seine Originalität und lichte Farbe: das ist aber auch Alles.

Also wenig, sehr wenig für eine letzte Oper eines solchen Componisten. Denn selbst von jenem Piraten-Chor bis zu den beiden Melodieen: „O seht, wie herrlich strahlt der Morgen!" und „Er steht auf Felsenhöhe", die den Namen Auber's durch ganz Europa getragen, ist es noch weit, sehr weit! *)

*) Die äußere Ausstattung der Oper ist sehr schön, und fast mit jedem neuen Auftritt entfaltet sich irgend ein neues scenisches Wunderwerk. Die Decorationen zeigen einen Aufwand an Pracht und Glanz, der an die einstige Inscenirung des Tannhäuser erinnert und vielleicht ähnliche Summen gekostet hat. Die Costüme sind sämmtlich neu und ebenfalls so prächtig und kostbar, wie man seit langer Zeit in der komischen Oper nichts Aehnliches gesehen hat. Eine Marine ist unter Anderm von so zauberischer Wirkung, daß sie einen endlosen Beifallssturm hervorruft und daß man schon ihretwegen das Stück sehen muß, ganz

Was aber veranlaßte den im Dienste der Kunst ergrauten Meister, in einem Alter, das von tausend Menschen noch nicht einer erreicht, und wo nichts ihm die Ruhe auf den verdienten, reichen Lorbeeren stören sollte, noch ein Mal hervorzutreten und sich in die große gefährliche Arena hinabzuwagen, die er früher so oft als Sieger durchschritten? Wir suchen umsonst nach einem genügenden Grunde; denn wir können schon aus Pietät gegen den Componisten denjenigen nicht gelten lassen, den sogar Franck-Marie (zur Zeit einer der ersten hiesigen Opernkritiker) mit folgenden Worten bezeichnet, die wir übrigens unübersetzt lassen wollen: »son ambitieuse impatience et ses ardeurs trop juveniles.«

Gewinnen konnte Auber bei diesem gewagten salto mortale kaum; dagegen riskirte er seine ein halbes Jahrhundert lang bewährte künstlerische Reputation.

Wie ganz anders erscheint uns dagegen Rossini, der mit wahrhaft olympischer Ruhe auf sein Leben zurückschaut, obwohl seine letzten vier Decennien stumm geblieben sind.

---

wie beim Palais de Dentelles im Rothomago des Chatelet. Aber ist all dies genügend, um der Oper einen bleibenden Erfolg zu sichern? Man denkt dabei unwillkürlich an das Wort des Apelles an einen seiner Schüler, den er beauftragt hatte, eine Venus zu malen, und der die Göttin mit Gold und Edelsteinen und kostbaren Gewändern beladen hatte: „Da du sie nicht schön machen konntest, hast du sie prächtig gemacht.“

Aber er hatte auch dafür im zweiunddreißigsten Jahre seinen Tell geschrieben und fühlte vielleicht, daß er nicht darüber hinaus konnte. Darum erscheint uns sein Schweigen und seine muthige Selbstenthaltung verdienstlich und groß. Man möchte auf Rossini die Verse Uhland's anwenden: „Nur im Blüthenmond erheben Nachtigallen ihren Sang;" und ihn einen zweiten Uhland nennen, oder diesen einen zweiten Rossini; denn auch Uhland's Leier verstummte ja in seinem Mai. Wurde er aber deshalb weniger von seinem Volke geliebt, und ist er deshalb weniger unsterblich? —

Karuba.

Ein Scherz, bei einer Tasse Kaffee zu lesen, aber bei einer echten.

Sollte uns wirklich auch dieser letzte Trost genommen werden, dieser buchstäblich „süße“ Trost (ich wenigstens werfe stets viel Zucker in den Kaffee), der uns nach so Vielem, was wir sonst verloren, noch geblieben? Die Kaffeehäuser an sich haben bekanntlich hier in Paris seit den letzten zehn, zwölf Jahren eine bedeutende Veränderung erlitten, „eine wesentliche Rechtsbeschränkung,“ wie Doctor B. als guter Jurist sich ausdrückt. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß sie in ihrem vollen Rechte waren, wenn sie ihr Local in eine sociale Börse, in ein politisches Forum verwandelten: ein streitiger und dabei höchst kitzlicher Punkt, dessen Lösung wir hier auf sich beruhen lassen, zumal das kaiserliche Gouvernement denselben ganz anders als Doctor B. interpretirt.

Auch gewöhnt man sich, namentlich in Paris, an Alles; und was die Kaffeehäuser an socialer und politischer Bedeutung verloren haben, ersetzen sie reichlich in materieller Beziehung. Das ist logisch und zeitgemäß, denn in unsern Tagen waltet ja überall die Materie vor. So lange man daher den Parisern nur den Kaffee selbst nicht nimmt, mag man ihre Kaffeehäuser nur überwachen und unter Vormundschaft stellen; sie bleiben trotzdem das heitere, sorglose Völkchen, das sich allabendlich an die Marmortische und auf die rothen Divane setzt, und sich seine demi-tasse serviren läßt. Karten und Domino hat man ihnen ebenfalls noch gelassen, und es verlautet in dieser Beziehung nichts von einer neuen „Rechtsbeschränkung“.

Aber von anderer Seite zieht es bedenklich herauf — caveant consules etc. sagte man im alten Rom, wenn der Republik Gefahr drohte — aber wir haben hier ja weder Republik noch Consuln.

Das Grand Café de la Paix schien uns noch am meisten geschützt vor der barbarischen Invasion; wir saßen also dort nach wie vor jeden Abend und plauderten, und hüteten uns wohl, diejenigen Dinge zu berühren, über die wir am liebsten gesprochen hätten. Aber auch hier sollten wir keine Ruhe finden.

„Sind Sie überhaupt sicher,“ sagte Max, als er sich neulich zu uns setzte, „daß Sie noch Kaffee servirt bekommen, d. h. reinen Mocca, und daß man selbst hier im Grand Café nicht schon den Karuba eingeschmuggelt hat?“

Dies rief alle trüben Erinnerungen und Befürchtungen in mir wach, denn das Wort Karuba stand längst doppelt unterstrichen in meinem Notizbuche. O, man könnte ein langes Kapitel darüber schreiben! Ich will mich aber nur kurz fassen, schon aus Rücksicht für Diejenigen, welche dem Kaffee als gesundheitsschädlich feind sind, obwohl sie entschieden die kleinere Zahl meiner Leser bilden; von meinen Leserinnen rede ich gar nicht, denn welche deutsche Leserin wäre wohl dem Kaffee abhold?

Das bekannte Bonmot von dem „langsamen Gift" ist so ziemlich in aller Herren Ländern nachgesagt worden. Auch Voltaire schreibt man es zu, und obwohl wir sonst den Philosophen von Ferney nicht gern citiren, so wollen wir ihn in dieser Beziehung immerhin nennen. Göthe, den seine Bewunderer oft den deutschen Voltaire hießen und heißen, ohne ihm, nach unserer Ansicht, damit ein großes Compliment zu machen, entsagte bekanntlich dem Kaffee im fünfzigsten Jahre, und behauptete, es dadurch bis zum zweiundachtzigsten gebracht zu haben. Schiller hingegen blieb bis an sein Ende, das freilich ein frühes war, der arabischen Bohne getreu, und das lichtgeborene Himmelskind, die Muse, weilte am liebsten bei ihm, wenn der duftende Trank neben ihm dampfte.

Heine, den man ebenfalls, aber wohl mit noch größerm Unrecht als Göthe, mit Voltaire verglichen, verdankte dem Kaffee seine besten Inspirationen — der Superlativ sagt hier weniger als der Positiv.

Alfred de Musset endlich, dieser französische Heine, und elend zu Grunde gegangen wie der deutsche, kam jeden Mittag bis kurz vor seinem Tode in's Café de la Régence, wo ihm ein Kellner stumm und ohne die Bestellung abzuwarten, in einer großen Bowle schwarzen Kaffee brachte, den der Dichter alsdann mit einigen Gläsern Absinth „verdünnte“ — ein trauriges Schauspiel, das ich häufig in nächster Nähe mit angesehen.

Doch das sind betrübende Erinnerungen, die uns fast den Genuß des herrlichen Trankes verbittern könnten. So viel ist indessen gewiß, daß der Kaffee von jeher eine große Rolle im Leben bedeutender Menschen gespielt hat; Dichter und Denker, Künstler und Philosophen, sie alle sind ihm gewogen, und die schönere Hälfte unseres Geschlechtes hat ihn vollends in ihren Schutz genommen.

„Aus Bescheidenheit“ darf ich mich selbst nicht citiren; nur das will ich hier bekennen, und zwar weniger um mir selbst, als vielmehr dem Kaffee Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß ich meine gelungensten (oder sage ich lieber: meine am wenigsten mißlungenen) Artikel stets in der Morgenstunde, die für mich nach alter deutscher Sitte zugleich die Kaffeestunde ist, geschrieben habe. Schon als Kind konnte ich mir das „Gold“ der Morgenstunde nie ohne Kaffee denken.

In Paris nun ist der Kaffee-Consum seit den letzten zehn Jahren in's Unglaubliche gestiegen; kaum daß neben ihm die Morgen-Chocolade noch einigermaßen ihr früheres Ansehen behauptet. Der Thee ist dafür

gänzlich verdrängt worden, und wenn es hier nicht so viele russische und englische Familien gäbe, so gehörte eine gute Tasse Thee in der Hauptstadt der Welt zu den größten Seltenheiten. Der Kaffee hingegen ist im Allgemeinen sehr gut in Paris, und nicht allein in den vornehmen Kaffeehäusern der Boulevards, sondern bis zu den Barrièren hinaus. Man gehe nur an der Seine entlang bis nach Passy und Grenelle und lasse sich, wenn man anders die bunte gemischte Gesellschaft nicht scheut, in einer der hundert kleinen Kneipen am Ufer die nationale »friture« geben. Man muß dieselbe an einem Tische verzehren, auf welchem nicht nur das Tischtuch, sondern auch jeder sonstige Tafelluxus, mit alleiniger Ausnahme der unumgänglich nothwendigen Gabel, fehlt; aber selbst dort ist der Kaffee vortrefflich. Daß die guten Leute, d. h. die eigentlichen und gewöhnlichen Gäste jener Kneipen, einen sogenannten »gloria« daraus machen, indem sie schlechten Cognac oder auch, wie Alfred de Musset, noch schlechtern Absinth in ihren guten Kaffee gießen, ist ihre Sache, und daß die Wirthin, wenn sie merkt, mit wem sie zu thun hat, ihren Kaffee mit Cichorien oder sonst einer sündhaften Contrebande versetzt, ja bei der zweiten und dritten Tasse ihn ganz daraus bestehen läßt, ist ebenfalls etwas, das uns nicht weiter angeht und unser günstiges Urtheil nur modificirt, aber nicht umstößt.

Die Cichorienfälschung findet sich übrigens nicht allein in jenen Localen untersten Ranges; haben wir

doch einst in dem berühmten Café de Madrid, das vor der Eröffnung des Grand-Café das erste Kaffeehaus von Paris war, einen Kellner beichten lassen, der uns in dieser Beziehung unglaubliche Dinge erzählte . . . „aber nur Sonntags, Messieurs," setzte er feierlich und mit aufgehobener Rechten hinzu, „und niemals für unsere vornehmen Kunden oder gar für unsere Stammgäste!" —

Seit einigen Monaten nun begann in den Pariser Kaffeehäusern ein geheimnißvolles, dunkeles Treiben, wie eine Verschwörung, und am Horizont der Kaffeetrinker (und Abends trinkt jeder halbwegs anständige Mensch in Paris seine »demi-tasse«) zogen drohende Gewitterwolken herauf, die sich jetzt, nicht erfreulich, wie ein befruchtender Regen, sondern betrübend, als ein zweideutiges, häßliches Getränk, unter dem befremdlichen Namen Karuba entladen haben.

Sogar der »Moniteur«, der doch gewiß sonst den Verschwörungen nicht eben die Hand bietet, hatte für diese seine respectabeln Spalten geöffnet. Zuerst, als vorbereitende Einleitung, kam ein langer und langweiliger Artikel, in welchem die gefährlichen Eigenschaften des mit Rahm vermischten Kaffee's in einer Weise dargestellt und beleuchtet wurden, daß nicht wenige Leser, die bis dahin ruhig und unbesorgt Morgens und Abends ihren café au lait getrunken hatten, eine solche Furcht vor diesem unschuldigen Tranke bekamen, als ob ein Theil von den Strychnin-Massen, die damals alle Zeitungen und Unterhaltungen füllten, (es war die

Zeit der Lapommerais'schen und Demme'schen Processe) in ihre Tasse gefallen wäre.

In jenem Artikel, dem sogar die chemischen Floskeln und Formeln nicht fehlten, wurde uns lang und breit die Zersetzung der verschiedenen Substanzen des Milchkaffee's so schlagend nachgewiesen, seine zerstörende Wirkung, namentlich auf die Magenwände, so gründlich erörtert, daß man wirklich erstaunte, wie es möglich gewesen, sich so viele Jahre lang täglich, und oft mehr als ein Mal, zu „vergiften" — also wieder das Bonmot von dem langsamen Gifte, und kein Voltaire da zur Ehrenrettung der so hart und ungerecht angegriffenen Bohne!

Tausende tranken in jenen Tagen ihren Kaffee schwarz und auch dies nur mit Angst und Zagen; denn ein zweiter Artikel warnte nicht minder eindringlich vor dem café noir und wies auf eine neue, wunderbare Entdeckung hin, die bestimmt sei, dem Kaffee in kurzer Zeit völlig und ganz den Garaus zu machen. Das war des Pudels Kern: an allen Straßenecken vielfarbige Anschlagzettel, auf denen uns in Riesenlettern das Wort Karuba schon auf hundert Schritte entgegen leuchtete; auf der vierten Seite aller Pariser Zeitungen nicht minder gigantische Annoncen desselben Inhalts, und außerdem, wo man ging und stand, ein Zettelchen, das man uns angelegentlich und hastig in die Hand drückte: Karuba, Karuba!

Nach einer oberflächlichen und gering angenommenen Schätzung konnten jene Reclamen den Unterneh-

mern leicht fünfzigtausend Franken und mehr kosten, denn auch das übrige Frankreich (man vergaß nicht das kleinste Städtchen) wurde sofort mit Karuba-Annoncen überschwemmt.

Das große Problem sei gelöst, hieß es, ein „Kaffee“ sei entdeckt worden, der eben keiner sei, sondern ein anderes Getränk, das von der arabischen Bohne nur die Farbe, das Arom und den Wohlgeschmack, nicht aber ihre verderblichen und gefährlichen, sondern im Gegentheil nur heilkräftige Eigenschaften besitze; und dabei um die Hälfte billiger zu stehen komme. Verführerisch genug, um sich bei dem großen Publicum Eingang zu verschaffen, das sich (vorzüglich das pariser Publicum) eben so leicht anführen wie verführen läßt.

Um aber auch die weniger Leichtgläubigen zu gewinnen, tauften sie keck das unschöne Fremdwort Karuba in »mocca sucré de l'Algérie« um, und bedienten sich demnach verrätherisch, zur Bekämpfung des Gegners, seiner eigenen Waffen. Es dauerte auch nicht lange, so hatte das neue Getränk sein besonderes Etablissement, ein prächtiges, reich decorirtes, mit Gold und Spiegeln geschmücktes Local auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, das, natürlich wieder unter lärmender Reclame, noch dazu unter dem Titel: „Café Karuba“ eröffnet wurde: eine weitere, lächerliche Anomalie, die aber nicht verhinderte, viel tausend Neugierige anzuziehen. Wir freilich, und mit uns alle Freunde des wahren Mocca, machten lieber einen weiten Umweg,

bloß um nicht an dem Karuba-Etablissement vorüber zu müssen; hineingegangen wären wir um keinen Preis.

Und doch waren wir kürzlich nahe daran, ebenfalls zu unterliegen — der Doctor B., obwohl ein Berliner und „direct vom Kriegsschauplatz", wie er seit seiner Rückkehr aus Schleswig-Holstein beständig hinzufügt, unterlag wirklich — aber wer hätte auch in befreundetem Hause und obenein von Fräulein Emilie sich eines solchen Betruges versehen! „Wir haben den Kaffee wegen des schönen Wetters im Gartensaale serviren lassen," sagte das Fräulein mit melodischer Sirenenstimme, als die Räthin mit ihrem rückenden Stuhl das Signal zum Tafelaufbruch gab. Ein doppelter Genuß, sagte ich mir im Stillen, denn dann ist die Cigarre erlaubt . . . . und doch, ein unbestimmtes Etwas, wie Warnung eines Schutzgeistes, mahnte mich, auf der Hut zu sein. Man hatte bei Tische, wie zufällig, ein Wort gesprochen über die neue Entdeckung (ich nenne das häßliche Wort gar nicht mehr) und ich hatte eben so zufällig ein heimliches, „verständnißinniges" Lächeln ertappt, das unter den Damen hin und her flog — die vollen Tassen wurden umhergereicht und der Doctor setzte vertrauensvoll die seinige an die Lippen und trank und trank, (ich beobachtete ihn aus der Ferne) aber seine Miene verzog sich plötzlich schmerzhaft, fast kläglich. „Wie finden Sie den Kaffee?" fragte ihn die Frau vom Hause. „Vortrefflich, gnädige Frau," erwiderte er als galanter Berliner,

mit verbindlichem Lächeln; aber was er innerlich dachte und was er mir nachher gestand, wage ich nicht niederzuschreiben; sogar seine Cigarre war ihm vor Schrecken ausgegangen.

Auch ich hatte bereits meine Tasse in der Hand, als Max wie ein rettender Engel zu mir trat und mir zuflüsterte: „Um Gotteswillen trinken Sie nicht! Merken Sie denn nichts und ahnen Sie denn nicht, was für einen »Kaffee« man uns heute vorsetzt? Sehen Sie doch nur zu den Damen hinüber.“

„Von Schauern ergriffen“ (wie Ferdinand in der Vergiftungsscene mit Luise) setzte ich die Tasse hin, nahm sie aber sofort wieder und schüttete, um mich zu rächen, ihren heimtückischen Inhalt durch das offene Fenster in das unschuldige Gras zu meinen Füßen: eine Libation, nach Weise der Alten, aber nicht den Göttern der Freude und der Lust, sondern den Dämonen des Orcus gewidmet. Einige Herren und Damen, die gerade zum Besuch in den Gartensaal traten, machten es mir möglich, diesen Racheact ungesehen zu vollziehen. Alsdann profitirten wir von der freilich nicht sehr schönen pariser Sitte und gingen still und ohne Abschied zu nehmen davon.

„Wenn uns so etwas bei unsern besten Freunden passirt,“ sagte ich erschüttert, als wir heimgingen, „was haben wir alsdann von den Kaffeehäusern zu erwarten!“

„O,“ entgegnete Max, „ich kaufe morgen eine Kaffee-Maschine und verschreibe mir aus Marseille

echten Mocca, und dann trinken Sie Ihre demi-tasse bei mir."

„Ich bin doch auch mit eingeladen?" fragte der Doctor, der ganz kleinlaut geworden war.

„Natürlich, natürlich!" rief Max, „Sie waren ja so eben der Erste »auf dem Kriegsschauplatze«!"

Der Pavillon de Flore.

Bei Hofe ist alljährlich in den ersten Maitagen die sogenannte Abschiedscour: große Soirée in der Galerie de Diane, bei welcher Gelegenheit zum letzten Mal die Schleppkleider paradiren, die alsdann bis zur Empfangscour im Monat November zurückgelegt werden. Unterdessen sind alle Vorbereitungen getroffen zur Uebersiedelung der kaiserlichen Familie nach St. Cloud, wo das Sommer-Hoflager stets durch ein großes ländliches Fest eröffnet wird. Bei jenen Festen, die sich alsdann allwöchentlich wiederholen, wird allerdings die Etiquette der Tuilerien fast ganz bei Seite gesetzt, eine Sünde, die der hohe Adel des Faubourg St. Germain dem Kaiser noch immer nicht verzeihen kann; und doch hat der Hof, oder die kaiserliche Familie wenigstens, gerade durch diese „Schwäche", wie durch manche andere ähnliche, jene augenblickliche Popularität erlangt, die man unter den Bourbonen nicht kannte. Louis Philippe strebte ebenfalls nach jener

Popularität, und erlangte sie auch wohl für seine Person; aber der Hof des „Bürgerkönigs" war, wie schon der Name sagt, allzu bürgerlich, und der Empfang bei den Orleans in den Tuilerien war kaum anders, als eine Abendgesellschaft bei irgend einem reichen Banquier der Rue Lafitte oder der Chaussée d'Antin. Man ging gemüthlich zu Tische; der König war ein zuvorkommender, höflicher Wirth, legte oft selbst vor und sandte auch wohl über die Tafel hinüber irgend einem „guten Freunde" ein Stück Pastete oder einen Fasanflügel, und drohte den Hofdamen mit dem Finger, wenn sie zu viel Champagner tranken. Eine solche Familiarität findet sich allerdings nicht am napoleonischen Hofe; schon die Persönlichkeit des Kaisers, der, abgeschlossen und ernst, nur wenig spricht, würde dies nicht gestatten, — auch sind die Zeiten anders als vor zwanzig Jahren. Der Vulcan, auf dem wir stehen oder nach dem bekannten Volksworte gar tanzen, ist noch immer derselbe; wenn er auch augenblicklich kein Feuer speit und keine glühende Lava auswirft, so ist er doch keineswegs erloschen, und ein Ausbruch ist jeden Augenblick, wenn auch nicht wahrscheinlich, so doch immerhin möglich. Ein geübtes Ohr, so behauptet man wenigstens, kann sogar von Zeit zu Zeit ein entferntes unterirdisches Donnern vernehmen.

Aber erschrecken wir die freundliche Leserin nicht und reden wir nicht von Gespenstern in diesen herrlichen Maitagen, wo wir kaum zwanzig Schritte machen können, ohne auf einen marchand de fleurs zu stoßen,

und wo uns die kleinen Blumenmädchen ihre Veilchenbouquets geschickt in's Knopfloch stecken und eine halbe Minute später lachend auf uns zuspringen, um den Lohn für ihr Geschenk, wie sie sagen, zu empfangen. Wer hätte wohl den Muth, den Strauß alsdann zurückzugeben?

Alljährlich im Mai geht also, wie gesagt, der Hof nach St. Cloud, das kaum eine Meile von Paris entfernt liegt. Der Kaiser steigt dort aus seinem Arbeitszimmer in den Waggon und ist in zehn Minuten in den Tuilerien. Auch wird der Ministerrath nach wie vor in Paris gehalten, denn es gibt ja längst keine Entfernungen mehr. Wenn Napoleon z. B., wie er alljährlich zu thun pflegt, in die Bäder von Vichy oder Plombières reist und zwar zu einem längern Aufenthalt, so ist er, obwohl hundert Meilen und mehr von seiner Residenz entfernt, doch in beständiger und zwar ganz directer Verbindung mit seinen Ministern, Dank dem elektrischen Telegraphen, der ein solches Wunder nicht allein möglich, sondern sehr natürlich und einfach macht. Der Kaiser, er mag sein, wo er will, hat stets auf seinem Schreibtische einen Apparat, und kann zu jeder Minute einem seiner Minister oder sonstigen Vertrauten, wenn dieser auch am andern Ende des Reiches sein sollte, Befehle und Aufträge geben und Antwort zurückerhalten, kurz, hin und her correspondiren, ohne weitere Mühe und, was die Hauptsache ist, ohne den geringsten Zeitverlust. In allen Ländern hat wohl der elektrische Telegraph in

den letzten Jahren gigantische Fortschritte gemacht, in keinem Lande ist er aber vielleicht so allgemein geworden wie in Frankreich und vorzugsweise in Paris, wo wir uns seit dem Jahre 1864 bei guten Freunden eine Stunde vor dem Serviren noch zu Tische bitten können, und außerdem noch Zeit haben, auf demselben elektrischen Wege von unserm Schneider den seit Wochen bestellten neuen Rock zu verlangen.

Als der Großfürst Constantin seinen bekannten Besuch in den Tuilerien machte, hatte man die Aufmerksamkeit gehabt, in seinem Schlafzimmer einen Telegraphen-Apparat einzurichten, der in directer Verbindung mit dem kaiserlichen Palast in Petersburg stand, so daß der Prinz sich ungenirt mit seinem Bruder unterhalten konnte. Besonders spaßhaft war dabei der Umstand, daß eine Depesche, die der Großfürst z. B. um vier Uhr Nachmittags absandte, gegen zehn Uhr Vormittags, also sechs Stunden früher, in Petersburg eintraf.

Im Jahre 1862 fand der Umzug des Hofes ausnahmsweise früh Statt, um den Neubau des Pavillon de Flore zu ermöglichen. Derselbe war nämlich im Lauf der Jahre dergestalt verfallen, daß man im Herbste 1861 einen wirklichen Einsturz befürchtete und den ganzen Flügel schleunigst räumen ließ. In wenigen Monaten wurde derselbe abgebrochen, und jetzt, im Jahre 1865, ist der Neubau so gut wie vollendet, dabei aber dergestalt vergrößert und erweitert, daß er für sich allein schon einen stattlichen Palast bildet.

Für zehn Millionen (so viel kostet der Neubau) kann man aber auch etwas Hübsches bauen.

Was für Erinnerungen knüpfen sich an diesen Pavillon de Flore!

Man könnte ein Buch darüber schreiben und zwar ein großes und interessantes. Diese vergoldeten Wände und Möbel und Geräthe (die ganze Decoration und Einrichtung datirte noch von Ludwig XVI. und wurde stets in diesem Geschmack und Stil renovirt) hätten uns viel erzählen können.

Diese jetzt zerstörten Gemächer, vorzüglich die im untern Stockwerk, bewohnte die unglückliche Königsfamilie zur Zeit der großen Revolution, nach dem mißglückten Fluchtversuche und kurz vor ihrer Uebersiedelung in's Gefängniß des Temple.

Den Schloßgarten hatte man längst völlig, bis dicht unter die Fenster des Palastes, dem Volke freigeben müssen, und das neugierige Publicum (und was für ein Publicum!) konnte bequem in alle Zimmer und Säle hineinschauen. Zog etwa der König selbst, oder ein Mitglied seiner Familie die Vorhänge herab, so hörte man sofort den Ruf: à bas le torchon! dem einige Steinwürfe folgten.

In erster Reihe standen natürlich die unter dem Namen dames de la halle historisch gewordenen pariser Fischweiber, grausigen Andenkens! Sie klopften oft dreist an die Fensterscheiben, riefen die Königin (l'Autrichienne) und verlangten den kleinen Dauphin zu sehen. Es wäre lebensgefährlich gewesen, sich diesem

Ansinnen zu widersetzen. Marie Antoinette diese schöne, stolze, ach, und so unglückliche Königin, die noch vor wenigen Jahren in Versailles oder Trianon einen Hofstaat um sich hatte, der an die glänzendsten Zeiten Ludwig's XIV. erinnerte!

Napoleon I. bewohnte später den Pavillon de Flore nach seiner Krönung, aber nur auf kurze Zeit; er fühlte sich nicht heimisch und wohl in diesen Räumen und zog das Elysée vor, schon weil er dem Invaliden-Hôtel dadurch näher war. Il faut être né aux Tuileries, sagt Lamartine, pour s'y trouver bien.

Ludwig XVIII. hingegen bezog mit Vorliebe diese Räume, die er in ihrer alten Pracht vollständig wieder herstellen ließ. Er schlief sogar eine Zeit lang in dem Schlafzimmer seines unglücklichen Bruders; die ihn umgebenden Möbel datirten ebenfalls aus der Schreckenszeit. In seiner letzten Krankheit zog er in den sogenannten gelben Saal, aus dessen Fenstern man die Seine mit ihren Quais und Brücken wie in einem Riesenpanorama überschaut. In eben diesem Saale empfing sein Nachfolger Carl X. die Huldigung der Pairskammer vor seiner Abreise nach Rheims zur Krönung.

Dieser Monarch, der überhaupt nur selten in Paris war, bewohnte den Pavillon de Flore nicht, wohl aber die Herzogin von Berry mit ihrem kleinen Sohne, dem jetzigen Grafen von Chambord.

Louis Philippe hingegen richtete sich ganz in diesem Flügel ein und bewohnte ihn ausschließlich und mit

besonderer Vorliebe. Sein Arbeitszimmer im Erdgeschoß ging auf den Garten hinaus, und später ließ er eine eigene Treppe bauen, um sofort von seinem Schreibtisch in's Freie zu gelangen. Madame Adelaide hatte ihre Gemächer dicht neben denen des Königs und zu jeder Stunde freien Zutritt bei ihrem Bruder. Achtzehn Jahre lang hat Louis Philippe (de mortuis nil nisi bene!) von diesem Pavillon aus das unruhige, wetterwendische französische Volk regiert, d. h. gebändigt, beschwichtigt und zu befriedigen gesucht: ein unaufhörlicher Kampf tagaus, tagein, bis er endlich, ein lebensmatter Greis, unterlag; und von hier aus eilte er am 24. Februar 1848 durch den Park auf den Concordeplatz, wo ein Fiaker den flüchtigen König aufnahm.

Der jetzige Kaiser, der stets den großen südlichen Mittelbau des Tuilerienpalastes bewohnt, hat sich nur vorübergehend zur Zeit des orientalischen Krieges im Pavillon de Flore aufgehalten. Auch die obern Etagen, in welchen die Schloß-Intendantur installirt war, wurden später geräumt. Aber der kleine Prince Impérial hat vielfach in dem bekannten gelben Saal gespielt mit Steckenpferd und Grenadier-Uniform, und wir haben ihn oft hinter den hohen Spiegelscheiben gesehen, wie er die Vorübergehenden grüßte und ihnen Kußhände zuwarf.

Das war der vierte französische Thronfolger, der in diesen Zimmern und Sälen seine ersten Jugendjahre unter Spiel und Scherz verlebte! Denn auch der

kleine König von Rom und der Graf von Paris haben ihrer Zeit den Pavillon de Flore bewohnt, der schon des nahen Gartens wegen der bequemste Theil des ganzen Palastes ist.

Der erste von ihnen, damals der einzige Erbe des napoleonischen Thrones, und schon in der Wiege von so glänzenden Zukunftsbildern umgaukelt, wie sie wohl nie vorher einem Erdenkinde zu Theil geworden, starb dahin in der Blüthe der Jahre, verbannt, kaum bedauert und bald vergessen; die beiden andern Kronprinzen, der eine ein Mann, der andere ein Jüngling, leben fern von der Heimath im Exil, und denken wohl oft in stillen Stunden schmerzlich zurück an das prächtige Haus ihrer Väter, das sie einst stolz das ihrige nannten . . . . .

Und der jetzige kleine Prinz? . . . . Weshalb stets diese trüben Gedanken und diese dunkeln Bilder, wenn unser Blick an jenem Gebäude vorüberstreift, das trotz seiner überreichen Pracht wie ein großes Mausoleum gen Himmel ragt.

Und weshalb, fast auf die Gefahr hin, uns zu wiederholen, so oft diese schmerzlichen Parallelen zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart? Man kann, man kann eben die Vergangenheit nicht vergessen; die Lehre, die sie in sich schließt, ist zu weltbedeutend und groß, und man fühlt sich in der Gegenwart, so hell sie auch leuchtet, gedrückt, ja beängstigt, sobald man an die nahe oder ferne Zukunft denkt.

Erdenhoheit und Menschenschicksal: Wandlung und Traum!

Jules Gérard, der Löwentödter.

Leider herrscht längst kein Zweifel mehr über den Tod des berühmten Löwentödters Jules Gérard. Der bekannte Pariser Waffenfabrikant Devisme, zugleich Redacteur en chef des »Journal des Chasseurs«, veröffentlicht einen Brief, den der französische Consul in Sierra-Leone, Herr Braousec, an den Geographen Maltebrun gerichtet hat. Dieser Brief gibt authentische Details über das traurige Ende Gérard's. Schon bei seinem vorjährigen Aufenthalt in England hatte Gérard den Entschluß einer Expedition nach Central-Africa gefaßt, und die königliche geographische Gesellschaft von London hatte ihm ihre Unterstützung bereitwillig zugesagt; einzelne Mitglieder der englischen Aristokratie nicht minder. Zu Anfang dieses Jahres befand sich Gérard mit seinen Genossen (vier Engländern, zwei Franzosen und zwei Arabern) an der Sklavenküste und begab sich von da nach Dahomey; von dort datiren auch seine letzten Briefe. Die Reisenden

wollten über Zogha in das Kong-Gebirge, und von da in das eigentliche Innere von Borgu, sahen aber bald ein, daß ihnen die Ausführung dieses Planes unmöglich ward: eine bewaffnete Karawane von wenigstens sechszig bis achtzig Mann, mit etwa zwanzig Kameelen und eben so vielen Pferden, und Provision für zwei, drei Monate, war eine Hauptbedingung dieses gewagten Unternehmens. Sie kehrten daher im April nach Sierra-Leone zurück und zwar nach der Colonie Freetown. Die dortigen Engländer beeilten sich sofort, den Reisenden neue Beförderungsmittel zu verschaffen. Ein Kriegsschiff, unter dem Commando des Capitains Cochrane, Sohn des bekannten Lords Cochrane, brachte sie nach Gallinas an die Goldküste. Sie waren dort kaum ausgeschifft, und der Capitain Cochrane war kaum nach seiner Station zurückgesegelt, als sie von den Eingeborenen, die sich anfangs sehr friedlich gezeigt hatten, angegriffen und ihrer sämmtlichen Bagage beraubt wurden. Sie flüchteten nach der französischen Colonie Sherbora, wo sie auf's neue unterstützt und ausgerüstet wurden. Während ihres dortigen Aufenthaltes (im Mai 1864), der sich durch die eingetretene Regenzeit verlängerte, machte Gérard allein einen Ausflug in's nahe Gebirge, nur von einem arabischen Diener gefolgt. Gérard war zu Pferde und versuchte, einen Arm des Young-Flusses (Jong), der stark angeschwollen war, zu passiren. Pferd und Reiter wurden von den Wellen verschlungen und fortgerissen. Der Araber brachte die Todesbotschaft nach Sherbora.

Die ganze Colonie machte sich am folgenden Tage auf, um wenigstens den Leichnam des Verunglückten zu suchen, aber ohne Erfolg.

So weit der Brief des Consuls Braousec, der allerdings viel Lückenhaftes enthält. So weiß man namentlich nichts Genaues über die englische Colonie Gallinas und die französische Colonie Sherbora, beide an der Goldküste. Der große Chevalier'sche Atlas verzeichnet freilich eine französische Factorei Zerburah, aber an der Zahnküste. Das traurige Ereigniß selbst jedoch scheint genugsam constatirt zu sein.

In Paris, wo Gérard in allen Jagd- und Sportkreisen begreiflich eine Menge Freunde und Bewunderer zählte, machte die unerwartete Todeskunde außerordentliche Sensation.

Auch wir legen gern auf den Sarg des gewaltigen Jägers, der zugleich ein vortrefflicher Mensch gewesen ist, ein Gedenkblatt, und zwar „nach der Natur"; denn auch wir haben ihn gekannt, und die Persönlichkeit dieses außerordentlichen Mannes wird uns stets unvergeßlich bleiben.

* * *

Als im Jahre 1860 das große Nationalscheibenschießen in Vincennes eröffnet wurde, herrschte große Bewegung unter allen Jägern und Schützen von nah und fern. Die sehr liberalen Statuten erlaubten nämlich Jedem die Theilnahme, ohne Unterschied des

Standes wie der Nation. Der Leser erinnert sich vielleicht, daß einige tyroler Schützen und mehrere Gemsenjäger aus der Schweiz damals bedeutende Preise gewannen und durch ihre große Geschicklichkeit allgemeine Bewunderung erregten, trotz den wohlgeübten Chasseurs de Vincennes und den Tirailleurs Algériens. Mit jedem Tage (die ganze Festlichkeit dauerte eine volle Woche) wuchs das Interesse und die Spannung; denn um den großen kaiserlichen Preis von zehntausend Franken, mit tausend Franken Schußgeld, sollte erst am letzten Tage gekämpft werden. Mehr als vierhundert Schützen hatten sich eingeschrieben; unter ihnen natürlich alle diejenigen, welche bereits kleinere Preise gewonnen hatten. Unsere Schweizer und Tyroler standen in erster Reihe, und wir hätten ihnen gern, schon aus Patriotismus, auch hier den glücklichsten Erfolg gewünscht.

Aber es sollte anders kommen; denn ein Mann war auf dem Schießplatz erschienen, dessen Ankunft schon Tags vorher gerüchtweise durch alle Reihen ging und den Alle fürchteten: der Löwentödter Jules Gérard. Vor dem Löwen, dem Wüstenkönige, traten die niedern Thiere zurück. Auch die Gemse und der Steinbock wagten den ungleichen Kampf nicht; und so groß war die Wirkung seines bloßen Namens, daß sich, als es hieß, Gérard werde ebenfalls um den Kaiserpreis schießen, mehr als hundert Schützen noch am Morgen des Schießtages von der Liste streichen ließen.

Der Zudrang des Publicums war an jenem Tage,

wie stets, wenn es in Paris etwas zu sehen und vollends etwas Neues zu sehen gibt, ungeheuer. Die weite Ebene vor dem Gehölz war mit Zelten und Buden bedeckt; in der Mitte der Schießstand; eine stattliche, offene Säulenhalle, leicht aus Brettern zusammengeschlagen, aber so reich und geschmackvoll decorirt und mit so täuschender Architektur-Malerei der Holzwände, daß man ein großes massives Gebäude zu sehen glaubte. Fahnen, Flaggen und Wappenschilder überall; auf einer erhöhten Estrade ein Musik-Corps, und die unvermeidliche Zugabe von Drehorgeln, schreienden Programmverkäufern, ambulanten Straßenkrämern u. s. w. Im Hintergrunde, nach der Bastille zu, ein wogendes Menschenmeer, und der breite Fahrweg von Wagen und Fuhrwerken aller Art überfüllt. In allen Zelten lärmende Zecher; denn für gar Viele war das Scheibenschießen nur ein plausibler Grund, sich einen freien Tag zu machen.

Aber in dem Hauptzelte vor dem Schießstande hatte sich eine gewähltere Gesellschaft eingefunden, vorzugsweise viele Officiere aus allen Waffengattungen; ferner die Preisrichter und die Mitglieder des Fest-Comité's. Mitten unter ihnen befand sich auch Jules Gérard, der Löwentödter, und wir sahen ihn dort zum ersten Male. Die hellblaue, goldgestickte Tunica und das hochrothe Fez seiner Spahis-Uniform machten ihn allerdings sofort vor allen Andern kenntlich; aber man hätte ihn auch ohnedies wohl erkannt. Eine Figur etwas über Mittelgröße, schlank aber kräftig ge-

baut, leicht und elegant in seinen Bewegungen; der Kopf sehr ausdrucksvoll; das Gesicht freilich mager und bleich, aber blitzende Augen und lebhaftes Mienenspiel. Der lange Knebelbart stand ihm besonders gut. Er stützte sich mit der Rechten auf eine prächtige Büchse, deren Lauf und Kolben in Silber glänzten, — ein Geschenk, wie man uns sagte, des Herzogs von Aumale, der einst in Africa sein eifriger Schüler gewesen.

Schon längst hatte lauter Trommelwirbel das Signal zum Anfang des letzten großen Preisschießens gegeben, und in jeder Minute fiel dicht in unserer Nähe ein Schuß. Soldaten brachten dann und wann die großen Scheiben in's Zelt, um die bessern Schüsse zu notiren; manche Kugel war nur wenige Zoll seitwärts gegangen, aber in den Mittelpunkt selbst hatte noch keine getroffen.

Endlich brach auch Gérard auf, von den meisten Officieren gefolgt. Sein Erscheinen in der Schießhalle machte unbeschreibliche Sensation.

Wer hätte auch nicht von dem berühmten Löwentödter gehört oder gelesen?

Nun stand er in Person unter uns, er, der noch vor wenigen Wochen in den Hohlwegen des Atlas seinen zwanzigsten Löwen erlegt hatte. Die etwas laute Ovation machte unsern Helden fast verlegen; aber er grüßte freundlich nach allen Seiten, bat auch einige Schützen, die bereits schußfertig standen und ihm Platz machen

wollten, zu bleiben, und putzte unterdessen mit einem seidenen Tuche sorgfältig seine kostbare Waffe.

Unter jenen Schützen, die noch hastig abdrückten, befand sich auch ein Herr mit feiner Brille und saubern Handschuhen: ein Advocat oder sonst ein Beamter; die Gegenwart des Meisters verwirrte ihn aber dergestalt, daß er geradezu in's Blaue schoß. Der arme Mann!

Noch eine Minute und Gérard war vor das Gitter getreten, das den jedesmaligen Schützen von den Umstehenden trennte, damit er in seinen Bewegungen nicht gehindert werde. Mir, der ich nur zwei Schritte davon stand, klopfte das Herz in jenem Moment stärker, obwohl ich ganz unbetheiligt war. Plötzlich und unwillkürlich flog mir der Gedanke durch den Sinn: wenn er jetzt fehl schießen sollte! . . . Sein hoher, wenn auch wohlverdienter Ruhm wäre dadurch gewiß bei den Parisern in starken Mißcredit gekommen. Doch die Zeit war zu kurz zum Nachdenken; leicht und sicher griff Gérard nach seiner Büchse, legte an und zielte (in einer Entfernung von vierhundert Schritten leuchtete die fast vier Fuß im Durchmesser haltende Scheibe wie ein kleines weißes Blatt), ein Knall und gleich darauf von drüben herüber ein Kanonenschlag: das Signal, daß der Schütze in's Centrum getroffen.

Soldaten eilten herbei und zeigten unter lautem Zuruf die Scheibe: in ihrer Mitte war ein zollgroßes zirkelrundes Loch, just wo das Schwarze gesessen, von dem keine Spur mehr zu sehen war. Wie ein Lauf-

feuer verbreitete sich unter der versammelten Menge die Siegesnachricht, und vive Gérard! tönte es von allen Seiten.

Der Jubel war um so größer, weil man sich schon der Besorgniß hingegeben hatte, ein Ausländer, ein Fremder könnte möglicher Weise den Kaiserpreis davontragen; wer die Franzosen kennt, weiß, was das zu bedeuten hat. Und nun gar das Doppelglück, daß gerade Jules Gérard den Meisterschuß thun mußte: er, der Löwentödter, wurde so zum Löwen des Tages.

Das Fest-Comité hatte, dem Sieger zu Ehren, ein Bankett im Hôtel du Louvre veranstaltet, dem auch wir beiwohnten; aber der Lärm über Tische war, wie immer bei solchen Gelegenheiten in Paris, so groß und die Zahl der Theilnehmer so bedeutend, daß wir uns sehr ungemüthlich fühlten und fast die zehn Franken bedauerten, mit denen wir unser Couvert bezahlt hatten.

Aber wie zur Entschädigung erhielten wir Tags darauf eine Einladung zu einem Privat-Diner, ebenfalls im Hôtel du Louvre, das die zwölf besten Schützen ihrem Meister noch nachträglich geben wollten. Wir hatten diese Einladung einem tyroler Jäger, Andreas Stein, zu danken, dessen Bekanntschaft wir zufällig auf dem Schießplatze gemacht, als derselbe den großen Preis der Stadt Paris, einen silbernen Becher und hundert Louisdors, gewann.

Stein, dessen wir hier gern gedenken, dessen Name übrigens damals auch vielfach neben demjenigen Gé-

rard's genannt wurde, wäre vielleicht der gefährlichste Concurrent des Löwentödters gewesen; aber er hatte sich, man wußte nicht recht, aus welchem Grunde, nicht auf die Schützenliste des Kaiserpreises setzen lassen.

Unter den Gästen befanden sich auch die zwei Freunde Gérard's, Alexander Dumas und Horace Vernet; auch Méry, der Unerschöpfliche an Witz und Bonmots, war gegenwärtig.

Der Leser wird uns daher gern glauben, daß wir jenes Diner in unserm Kalender mit rother Schrift verzeichnet haben.

Der seltenste Gast war unstreitig Horace Vernet, der weltberühmte, der König aller Maler, der schon damals seine Ateliers im Institut fast nie mehr verließ. Aber für seinen Freund Gérard hatte er eine Ausnahme gemacht. War er doch in frühern Jahren in Africa häufig mit ihm auf der Löwenjagd gewesen, um die gewaltigen Scenen nach der Natur zu studiren, und hatte er doch eines seiner bedeutendsten Bilder: »les Arabes à la chasse« in Blidah selbst gemalt. Aber der große Meister war schweigsam und zog sich auch vor Ende der Tafel in aller Stille zurück: wir haben ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Um so lauter und aufgeweckter war dagegen Dumas. Auch er hatte mit Gérard in den Hohlwegen des Atlas gejagt, und wenn auch keinen Löwen erlegt (das Einzige, bemerkte Méry, was dem Dumas'schen Ruhme noch fehle), so doch neben seinem Freunde ge-

standen, als dieser einen jener schrecklichen Gebirgsbewohner erlegte; Grund genug für die staunenden Zuhörer, zumal Gérard diesen Umstand lächelnd bejahte, auch den persönlichen Muth des Romantikers zu bewundern.

Méry brachte einen Toast aus auf die Löwenjäger, beichtete aber zugleich seine Ohnmacht in Bezug auf das edele Waidwerk. Er habe, sagte er, noch nicht ein Mal einen Hasen in der Plaine Saint-Denis erlegt, schon weil es dort seit langen Jahren keine mehr gebe.

Die übrigen Gäste, meist renommirte Jäger und Schützen, erzählten viel lustige Jagdgeschichten und Abenteuer, hier und da auch ein bischen Jägerlatein, was ja dazu gehört.

Jules Gérard bildete mit dieser bunten, lärmenden Gesellschaft einen eigenthümlichen Contrast; er sprach anfangs nicht viel, hörte aufmerksam und freundlich zu und machte Jedem ein Compliment über seine Geschicklichkeit.

Dabei aß er auffallend wenig und trank noch weniger. „Man sieht," flüsterte mir Andreas Stein zu, der neben mir saß, „es ist ein Mann der Ruhe, der Geistesgegenwart und der Kraft: ein echter Jäger."

Erst beim Nachtisch, und später, als man den Kaffee und die Cigarren servirte, wurde Gérard gesprächiger, und eigentlich auch nur, weil man ihn von allen Seiten bat, seinerseits ebenfalls zu erzählen. Sein Buch: »la chasse au lion« war bereits in

vierter oder fünfter Auflage erschienen, und wohl die meisten von uns hatten es gelesen; deshalb möchten wir auch hier, schon um nicht allzu lang zu werden, einfach darauf hinweisen und es zugleich dem Leser empfehlen, im Fall er es noch nicht kennen sollte.

Es wird auch wohl in deutscher Uebersetzung zu haben sein; jedenfalls ist es einer solchen mehr werth, als mancher fade Roman, der bei uns ja sofort seinen „Verdeutscher“ und noch schneller seine eifrigen Leser findet.

Hören wir aber immerhin dem Löwentödter eine kurze Weile zu.

Sein „erster Löwe“ schien dem muthigen Jäger eine seiner liebsten Erinnerungen zu sein; denn eben dieser erste Strauß war begreiflicher Weise der gewagteste und gefahrvollste. Vor Gérard's Ankunft in Algerien war es unter den Arabern unerhört, daß ein einzelner Mann auf die Löwenjagd ging, und als er nach seiner Ankunft in Oran diese Absicht ausgesprochen und zugleich die umherwohnenden Pächter gebeten hatte, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn sich ein Löwe in der Umgegend zeigen sollte, hielten ihn die Eingeborenen geradezu für verrückt.

Die Araber pflegten in einem solchen Falle Tage lang Boten umher zu schicken, von einem Duar zum andern, und wenn ihrer zwanzig oder dreißig beisammen waren, so rüsteten sie sich auf Kameelen und Pferden, bis an die Zähne bewaffnet und mit Munition und Mundvorrath wie zu einer langen Reise versehen, zum end-

lichen Auszuge. Trafen sie alsdann den Löwen im Gebirge an, d. h., hörten sie ihn in der Ferne brüllen, oder bemerkten die Spuren seiner Tatzen im Sande, so wurde Kriegsrath gehalten und man sandte die Kühnsten auf raschen Pferden, wie Kundschafter bei einem feindlichen Ueberfall, voraus.

„Das Gros der Armee“ (so drückte sich Gérard scherzend aus) blieb beisammen, und wenn endlich der schreckliche, vielgefürchtete Feind erschien, so wurde er mit einer Kanonade aus mehr als zwanzig Flinten empfangen. Manchmal blieb das Unthier todt auf dem Platze, aber nicht immer; im Gegentheil, der Löwe, obwohl bluttriefend, von mehrern Kugeln durchbohrt und laut heulend vor Wuth und Schmerz, hat noch Kraft, sich mit gewaltigem Sprunge auf die Angreifenden zu werfen und ihre Reihen zu durchbrechen, nachdem er hier einem Jäger mit seinen Klauen den Schenkel aufgeschlitzt, dort einem andern durch einen schrecklichen Biß den Arm zerfleischt, oder gar einen dritten buchstäblich in Stücke zerrissen — Alles das Werk eines Augenblicks: der Löwe ist spurlos verschwunden, und die anbrechende Nacht schützt ihn vor seinen Verfolgern.

Diese schlagen alsdann ihre Zelte auf, zünden flackernde Feuer an zur Abwehr ihres Feindes, der vielleicht in der Nähe lauert, und der übrigen Raubthiere, pflegen die Verwundeten, kochen ihr Reisgericht, den Kuscussu, laden ihre Flinten von neuem und wickeln sich in ihren Burnus zu einem kurzen Schlaf

auf bloßer Erde, den Kopf an den Rücken ihres treuen Kameels gelehnt.

Die ausgestellten Wachen, die sich jede Stunde ablösen und wie zum Zeitvertreib ihre Gebete murmeln oder sonst ein Lied summen, bringen bei dem leisesten Geräusch, das ihnen verdächtig scheint, die ganze Bande in Aufruhr.

Im fernen Süden leuchtet der Mond über den weißen Gipfeln des Atlasgebirges, und ein lauwarmer Wüstenwind spielt in den Dattelpalmen und in den hohen Stachelgewächsen des Thalgrundes.

Mit dem ersten Morgenstrahl bricht die Karawane auf; die frischen Blutspuren leiten die Jäger nach einem nahen Dickicht, wo der Löwe verröchelnd liegt. Ein dumpfer, heiserer Ton, fast wie ein Klageruf, bezeichnet den Platz genau: er ist also noch nicht todt. Zwanzig Schützen legen von neuem an und feuern hinein in das dunkele Gebüsch. Das Schießen hört sich fast wie ein Pelotonfeuer an — endlich kein Laut mehr, Alles still: der Gewaltige ist besiegt und die Gefahr vorüber.

Man schleift den Löwen an Stricken bis zum nächsten Duar, wo bald die ganze Bevölkerung zusammenkommt; Jeder überhäuft das todte Unthier mit Verwünschungen und Schimpfworten. Die Weiber geben ihm Fußtritte und spucken es an; aber die ernsten Männer treten hinzu, tauchen den Finger in eine seiner offenen Wunden und wischen, unter einem Koranspruch, das Blut in den Mund ihres jüngsten Sohnes, um ihn nach dem Glauben des

Landes zu feien und gegen die Rache der übrigen Löwen zu schützen.

Man kann sich daher leicht vorstellen, welchen Eindruck Gérard's Auftreten unter den Arabern machte. Ein Löwe zeigte sich bald; mehrere Grundbesitzer kannten den schrecklichen Gast seit Langem und bezeichneten genau den Schlupfwinkel, aus welchem er Nachts herbeischlich, um aus einem der Pachthöfe, allen Wachen und sonstigen Vorkehrungen zum Trotz, ein Kalb, ein Füllen, oder selbst eine junge Kuh zu rauben.

Mehr verlangte Gérard nicht. Als er am späten Abend auszog, umdrängten ihn die Männer und Frauen mit ängstlichen Bitten, von seinem Vorhaben abzustehen; sie hatten den „Franken" bereits liebgewonnen, der ihre Sprache redete und sich gern ihren Sitten und Gebräuchen bequemte.

Gérard wies sie lächelnd zurück, nahm seine gute Doppelbüchse, ein Meisterwerk des bekannten Devisme, und machte sich wohlgemuth auf den Weg.

Wieder leuchtet der Mond über dem Atlas und der Wüstenwind säuselt in den Palmenkronen. Hinter einem gewaltigen Granitblock steht eine dunkele Gestalt, unbeweglich wie die Felsen ringsum.

Plötzlich ertönt durch die Stille der Nacht ein furchtbares Gebrüll und eine schwarze, gigantische Masse tritt aus dem Hohlwege in das Mondlicht. Der Löwe hat bereits seinen Feind gewittert — dies waghalsige Pariser Kind, das seine sichern Boulevards verlassen und mehr als fünfhundert Meilen zurückgelegt hat,

um sich mit dem Könige der Wildniß zu messen. Er duckt sich katzenartig nieder, peitscht mit dem Schweif den sandigen Boden und seine eigenen Flanken, kriecht wie eine Schlange näher und näher und rüstet sich zum Sprunge.

Aber in demselben Moment ein Blitz und ein Knall und gleich darauf ein Sinn und Ohr betäubender Todesschrei! Unser Jäger steht nach wie vor unbeweglich und zielt zum zweiten Schusse. Aber es bedarf dessen nicht mehr; der Löwe ist todt: die Spitzkugel war ihm hinter dem Ohr in die Schläfe gedrungen . . . ein Meisterschuß, wie die africanischen Berge vielleicht noch keinen ähnlichen gesehen.

Schon vor Tagesanbruch befand sich Gérard wieder unter den Arabern, die ihren Augen nicht glauben wollten, als er ihnen ein Büschel braungelber Haare entgegenhielt: eine Trophäe aus der Mähne seines ersten Löwen! Das erlegte Thier wurde im Triumph eingebracht; es war ein sogenannter schwarzer Löwe von außerordentlicher Größe und Schönheit, wie sie sich nur selten aus den unbewohnten Höhen des Atlas in die Thäler hinabwagen. Das kostbare Fell schickte der glückliche Jäger nach Paris an seinen jungen Freund, den Herzog von Aumale.

Jenem ersten Löwen folgte bald ein zweiter und dritter, und der Ruf des Löwentödters drang durch ganz Algerien. Er bekam oft Deputationen von den entlegensten Gegenden der Colonie, die ihn flehentlich baten, zu ihnen zu reisen, um das Land von den

schrecklichen Thieren zu säubern, die weit und breit die Wege unsicher machten, die Heerden decimirten, und denen sogar schon vielfach Menschen zum Opfer gefallen waren.

Ein seltenes Glück begleitete den Löwentödter auf allen seinen Expeditionen; nur ein Mal in spätern Jahren wurde er von einem angeschossenen Löwen verwundet, und auch hier rettete ihn seine Geistesgegenwart und eine vortreffliche Pistole, die er in den Rachen der Bestie abschoß, als diese schon Miene machte, ihn zu zerreißen.

Die Araber hielten nicht allein Gérard, den sie nie anders als den „schrecklichen Franken" nannten, in hohen Ehren, sondern sie bewiesen sich auch dankbar, indem sie ihm Kameele, Ochsen und Schafe in Menge schenkten, was ihm gestattete, sich nach und nach ein artiges Vermögen zu sammeln.

Bei seinem Regimente war er nicht minder beliebt (er avancirte im Jahre 1854 zum Capitain und hatte schon früher das Kreuz der Ehrenlegion und auch einige ausländische Orden erhalten); aber das Garnisonleben behagte ihm nicht, und als ihm der Kriegs-Minister später einen Urlaub „auf unbestimmte Zeit" bewilligte, benutzte er denselben zu größern Reisen im Gebirge, stets von seiner treuen Büchse begleitet. Ein moderner Nimrod, wurde er überall mit Freuden aufgenommen und brachte vielfach Trost und Erlösung. Die Felle der von ihm erlegten Löwen reisten freilich noch viel weiter, als der Jäger selbst. Daß Dumas eines

besitzt, ist so natürlich, daß wir kaum nöthig haben, dies zu erwähnen. Auch der verstorbene preußische Gesandte in Paris, Graf Hatzfeldt, besaß eines, das er durch Vermittelung seines Schwiegervaters, des Marschalls Castellane, erhalten hatte. Aber niemals hat Gérard ein Löwenfell verkauft, so hohe Preise ihm auch oft von reichen Privatleuten geboten wurden.

Das prächtigste von allen besitzt wohl der Kaiser in seinem Arbeitszimmer in Fontainebleau, wo wir es oft gesehen haben. Es ist lichtgelb, mit dunkelbrauner Mähne, der ungeheuere Kopf voll Leben, die Augen zwei kostbare Rubinen, die Krallen der Tatzen echt vergoldet: ein wahrhaft kaiserlicher Teppich.

Wir nahmen an jenem Abend nur mit einem „Auf Wiedersehen!“ von Gérard Abschied, denn er hatte uns für den folgenden Tag zu einem Besuch im Jardin des Plantes eingeladen, um uns seinen Sultan zu zeigen.

Sultan war ein junger Löwe, den Gérard aufgezogen und gezähmt hatte, und der ihm treu und gehorsam wie ein Hund überall hin folgte. Als er einst in Algier dem General-Gouverneur Bericht über seine letzte Reise abstattete, ließ er den Löwen draußen im Vorsaal, zum nicht geringen Entsetzen Aller, die sich ebenfalls zur Audienz eingefunden hatten. Der Löwe blieb ruhig vor der Thüre liegen und wartete auf seinen Herrn; aber diese Art, Besuche zu machen, hatte dem übrigen Publicum gegenüber doch etwas zu Beunruhigendes, und Gérard wurde gebeten, dieselben

einzustellen. Auf seinen Spaziergängen konnte er ihn ebenfalls nicht mitnehmen, so daß er sich endlich entschließen mußte, ihn fortzugeben.

Als er sich daher zum Kaiserschießen nach Paris begab, nahm er den Löwen mit sich und brachte ihn in die Menagerie des Jardin des Plantes. Aber in dem engen Käfig, hinter den doppelten Eisengittern, gefiel sich der arme Sultan nicht; er verschmähte in den ersten Tagen alle Nahrung und zeigte sich wild und ungeberdig. Nur wenn sein Herr ihn besuchte und zu ihm in den Käfig trat, wurde er zahm und fromm, fraß ihm gehorsam aus der Hand und legte sich wie eine spielende Katze auf den Rücken, um sich streicheln zu lassen.

Auch uns hieß Gérard unbesorgt zu ihm treten, und es war, wie das erste, so auch wohl das letzte Mal in meinem Leben, daß ich einem lebendigen Löwen den Kopf „gekrauet“ und eine seiner „grimmigen Tatzen“ in meiner Hand gehalten. Aber schon nach wenig Monaten starb das schöne Thier, wie einst der Löwe des Androklus, aus Heimweh nach seinem Herrn.

So weit meine Erinnerungen in Bezug auf den „Löwentödter“ und seinen damaligen Aufenthalt in Paris. Gérard kehrte bald nach Africa zurück und ist auch seitdem meines Wissens nicht wieder nach Frankreich gekommen.

Im März 1864 nahm er einen neuen Urlaub, um sich einer französischen Expedition vom Senegal

nach Sierra-Leone anzuschließen; und auf jener Expedition sollte er so elend umkommen, wie wir oben erzählten.

Die Sierra-Leone (die Löwenkette), ein hoher Gebirgszug, südlich von Senegambien, wegen seiner vielen Löwen so genannt, war das Hauptziel der Reise; und die Sierra-Leone brachte ihm, dem Löwentödter, selbst den Tod.

Welch ein trauriges, prosaisches Ende für ihn, den todesmuthigen, glücklichen Jäger, dessen Name, wie derjenige eines Helden, in ganz Nord-Africa bekannt war und auf dessen Muth und Geschicklichkeit man zur Wohlfahrt des Landes noch so große Hoffnungen setzte!

Lamoricière.

† 1865.

Schon wieder sind wir um einen guten, großen und edeln Menschen ärmer, und um ein schmerzliches Andenken reicher. Der Tod ist unerbittlich und greift blindlings seine Opfer aus der Menge; aber wenn er ein hohes Haupt berührt, das uns Andern wie ein Stern voranleuchtete, und dem wir noch viele, reiche Jahre gewünscht zu unserm Trost und zu unserer Hoffnung: dann stehen wir doppelt gebeugt und doppelt erschüttert, und bedürfen all unseres Glaubens und einer frommen Ergebung in den Rathschluß Gottes, um nicht zu verzagen.

So ist denn auch Lamoricière dahin! Fast in der Mannesblüthe ist er gestorben; denn in dem kräftigen Körper wohnte eine jugendliche Seele, und er hat den Tag des Triumphes nicht gesehen, des Triumphes für jene, ihm wie uns heilige Sache, für die er Leben und

Ehre eingesetzt hatte, und in welcher er nach menschlichem Urtheil unterlag. Als an dem Schlachttage von Castelfidardo der unvergeßliche Pimodan an seiner Seite fiel, rief der General, wie wenn er das Schicksal seines Freundes beneidete: »Quelle belle mort!« und als die Getreuen sich verzweifelnd auf den theuern Leichnam warfen, fügte er begeistert hinzu: »Pas de larmes! des fleurs pour le couronner!« *)

Jetzt wollen wir auch deinen frühen Sarg mit Blumen bekränzen; wir wollen, wie du, den hoffenden Blick in die lichte Ferne richten und fortkämpfend deiner gedenken, du christlicher Held! Ja, im Hinblick auf jenen Kampf und auf deine Verklärung möchten wir fast auch für dich deine eignen Worte nachsprechen: Nur keine Thränen!

* * *

Noch wenige Wochen vor seinem Tode war der General zu einem kurzen Besuche nach Paris gekommen, und auch ich hatte das Glück, ihn bei jener Gelegenheit zu sehen . . . Ich ahnte nicht, daß es das letzte Mal sein würde. Jene Begegnung war noch dazu ganz eigenthümlicher Art, nämlich in einer Herren-Soirée bei Girardin, zu welcher auch ich eine Einladung erhalten hatte. Mein schlimmer Artikel über sein letztes Theaterstück, die „beiden Schwestern", existirte damals noch nicht; sonst hätte Girardin mich ver-

*) Historisch.

muthlich um das Gegentheil gebeten, d. h. zu Hause zu bleiben. Doch ich bin wohl zu strenge; denn ein Mann wie Girardin weiß hoffentlich den Kritiker vom Privatmanne zu unterscheiden. Von meiner Person („unbedeutenden“ Person, ist eigentlich die hergebrachte Formel, auch wenn man sich gar nicht für unbedeutend hält) wird indeß in Bezug auf jene Soirée nicht weiter die Rede sein; denn ich machte, wie die hundert andern Herren, nur den erstaunten Zuschauer. Der Leser wird dies sofort verstehen, wenn ich ihm sage, daß auch Abd-el-Kader sich an jenem Abend bei Girardin befand.

Lamoricière und Abd-el-Kader in demselben Zimmer, friedlich auf demselben Sopha; denn so wie sie einander ansichtig geworden waren, hatten sie sich wie zwei alte Soldaten umarmt und die Hand geschüttelt, und sich zu einem freundlichen Gespräche niedergesetzt.

Unter den Gästen flüsterte man, Girardin habe den Emir und den General, obwohl der letzte von jeher sein politischer Gegner gewesen, deshalb zusammen gebeten, um seiner Soirée eine historische Bedeutung zu geben.

Wohl möglich; denn der Emir war in jenen Tagen die Hauptperson von ganz Paris und von Frankreich, und das pikanteste Gegenstück zu dem Araber-Häuptling war entschieden Lamoricière, der ihn ja einst bekämpft und besiegt und seine Unterwerfung entgegengenommen hatte.

Ein Viertel-Jahrhundert lag freilich dazwischen, ein Säculum, im Hinblick auf Alles, was seitdem in Frankreich passirt ist. Auch der Prinz Napoleon, bekanntlich ein Hausfreund Girardin's, wurde an jenem Abend erwartet; er war aber leider nicht von Meudon nach Paris gekommen. Der hätte das interessante „lebende Bild“ vollständig gemacht, was ich besonders für diesen dritten Band bedauerte, mich indeß wohl hütete, es dort zu verrathen. Sehr interessant war es aber, jene beiden bedeutenden Männer, die sich einst in heißer Schlacht gegenüber gestanden, nun in einem eleganten Pariser Salon als Gäste einer Abend-Gesellschaft vereinigt zu sehen: Abd-el-Kader in dem unvermeidlichen schneeweißen Burnus mit dem breiten Purpurbande der Ehrenlegion, dem langen schwarzen Barte und dem bleichen, scharf markirten, unbeweglichen Gesicht; Lamoricière in voller Generals-Uniform, aber keinen weitern Orden, als um den Hals das in Brillanten gefaßte Miniaturbild des heiligen Vaters, das ihn nie verließ; dabei der klare, treuherzige Blick, die freie, echt soldatische Haltung: beides Helden, dort der mahomedanische, hier der christliche . . . . wahrlich, Emile Girardin, der Held von der Feder, hatte allen Grund, auf seine Soirée stolz zu sein.

Des Emirs Auge, wenn auch ernst, ruhte doch mit sichtbarem Wohlgefallen auf den offenen, herzgewinnenden Zügen des Generals; war es doch derselbe Mann, der damals nach der Eroberung des Smalah, wo er, Abd-el-Kader, nur mit äußerster Noth der Gefangen-

schaft entging, den arabischen Spion schimpflich fortjagen ließ, der sich für eine hohe Geldsumme anbot, den Emir waffenlos und gebunden in die Hände der Franzosen zu liefern.

Cavaignac, damals auch schon General, theilte mit Lamoricière das Commando, Beide unter dem Oberbefehl des Marschalls Bugeaud, Herzogs von Isly.

Cavaignac, der trotzige Republicaner, der damals gewiß die schreckliche Rolle nicht ahnte, die er später, im Jahre 1848, in Paris spielte, war hier derselben Meinung wie Lamoricière, den er sonst als Legitimisten, wie er oft sagte, nur schätzte, aber nicht liebte.

Der Marschall Bugeaud jedoch meinte, es sei unvorsichtig und ungeschickt gewesen, das günstige Anerbieten so geradezu zurückzuweisen.

Aber schon am nächsten Morgen sprengten zwei Scheiks, von Kabylen gefolgt, die unter lautem Rufen weiße Tücher schwenkten, in das französische Hauptquartier und brachten dem General Lamoricière den goldenen Ring des Emirs und eine von ihm besiegelte Pergamentrolle: die freiwillige Unterwerfung des gefürchteten Häuptlings.

Lamoricière übersandte ihm sofort, nach orientalischer Sitte, seinen eigenen Degen.

Dies führt uns auf das eigentliche Terrain, wo der Dahingeschiedene sich seinen hohen Kriegsruhm erwarb: nach Africa.

Seine erste Waffenthat verrichtete Lamoricière als junger Lieutenant vor Constantine, an dessen Belagerung

und Erstürmung er Antheil nahm, und seit jener Zeit blieb er mit nur wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1846 in Africa.

»L'enfant d'Afrique,« nannten ihn gar bald die Soldaten; aber die Araber nannten ihn später, als er bereits eigene Expeditionen commandirte, den „gerechten Sultan". Denn auch in die feindlichen Reihen war schnell der Ruf seiner Ehrenhaftigkeit und Unbestechlichkeit gedrungen.

Das Zuaven-Corps, diese halb türkische, halb orientalische Truppe, und längst die bedeutendste Infanterie in Algerien, ist eine Schöpfung Lamoricière's, und schon dadurch nimmt sein Name in der modernen französischen Kriegsgeschichte einen hohen Platz ein. Seine Zuaven waren ihm mit Leib und Seele ergeben; zwölf Jahre lang führte er sie zu Kampf und Sieg, über die Höhen des Atlas und durch die brennende Wüste, schlief, wie sie, auf nackter Erde unter schlechtem Zelt oder unter freiem Nachthimmel, an den Rücken eines Kameels gelehnt, aß Monate lang mit ihnen harten Schiffszwieback und Datteln, und war, wie der Erste im Gefecht, so auch der Erste, wo es Strapazen und Entbehrungen, oder wo es Gefahr galt. Deshalb vergötterten ihn seine Soldaten und trugen ihn auf den Händen.

Diese wilden Gesellen, buntscheckig aus aller Herren Ländern zusammengelesen, allbekannt, oft berüchtigt wegen ihrer zügellosen Streiche, außer Rand und Band, wenn sie blutig und an Haut und Kleidern zerfetzt,

21*

von ihren eben so abenteuerlichen wie gefährlichen Kriegszügen zu kurzer Rast in die Cantonnirungen zurückkehrten, — er bändigte sie durch einen Blick, durch ein Wort. Immer freundlich und gütig, war er nur streng und unerbittlich im Dienst, sonst nachsichtig und sanft: ein moderner Alexander, was Selbstverleugnung und Hintansetzung seiner eigenen Person betraf; aber in Bezug auf die Disciplin eine mit Sammt überzogene Eisenstange (»une barre de fer, recouverte de velours«), wie man ihn überall in den africanischen Lagern nannte.

Diesem ganzen, echt militairischen Wesen gab seine christliche Gesinnung die höhere Weihe.

Lamoricière war ein überzeugungstreuer, aufrichtiger Katholik und verleugnete nie seinen Glauben. Wie ihm in dieser Hinsicht alle unpassende Ostentation fern lag, so noch weit mehr jene elende, verächtliche Menschenfurcht, die man in unsern Tagen überall und in allen Kreisen antrifft, und die so manchen von Hause aus guten und ehrlichen Katholiken antreibt, seine christliche Gesinnung zu verbergen. Der „katholische Philister“, wie ihn der Pfarrer Stein auf der Katholiken-Versammlung in Trier im Jahre 1865 so vortrefflich geschildert hat und deren es auch in Frankreich eine Legion gibt, war ihm in innerster Seele zuwider; »le respect humain,« sagte er oft, »est une lâcheté d'âme«. Er erfüllte mit größter Gewissenhaftigkeit die Gebote der katholischen Kirche, beobachtete die Fasten- und Abstinenztage und versäumte namentlich Sonntags nie die h. Messe.

Wenn eine solche im Lager und auf den Expeditionen, trotz des Feldgeistlichen, der sich stets im Hauptquartier befand und an des Generals eigener Tafel speiste, nicht möglich zu machen war, so las er in seinem Zelte für sich allein und mit lauter Stimme die üblichen Meßgebete, wie er denn auch, als er bereits längst General war, gar oft in Privatkapellen bei der h. Messe diente.

O, die Herren Schulze und Müller, die man ja auch außerhalb des schönen Berlin in so großer Menge antrifft, lächeln wohl über diesen „betenden General", und ein dortiger „Jardeleutnant" würde ihn wohl „janz unjenießbar" finden; aber wir sind eben nicht im schönen Berlin und haben auch sonst einen andern, nicht Je-, sondern Geschmack.

Uns will er schon gefallen, jener betende General, wenn er am nächsten Morgen, von einem glänzenden Stabe umgeben, an der Spitze seiner achttausend Zuaven in den Felsschluchten der Mascara siebenzehntausend Kabylen zurückwirft, und im dichtesten Kugelregen, mit durchlöchertem Hut und Mantel, er selbst am Arm, sein Pferd in den Flanken verwundet, hineinjagt in die feindlichen Reihen, nur von einigen Ordonnanz-Officieren gefolgt und zwei Scheiks mit eigener Hand gefangen nimmt, — oder auch, wenn er bei Isly den tödtlich getroffenen Adjutanten des Marschalls Bugeaud remplacirt und trotz der rechts und links sausenden Kugeln querfeldein sprengt, um dem General Bourmont die wichtigen Instructionen zu überbringen,

deren schnelle Ausführung den blutigen Tag entscheiden half . . . wie gesagt, uns will er schon gefallen, jener betende General mit seinem Wahlspruch: »Dieu et la patrie!«

Auch blieb der Lohn nicht aus für diese und so viele andere Heldenthaten; nach der letztgenannten Schlacht avancirte Lamoricière zum Divisions-General und wurde sogar im Jahre 1845 interimistischer General-Gouverneur von Algerien.

Louis Philippe, der ihn persönlich hochschätzte, wie denn auch der General stets zu den königlichen Prinzen in den freundlichsten Beziehungen stand, machte ihn noch kurz vor der Februar-Revolution zum Großofficier der Ehrenlegion.

Nun aber naht das verhängnißvolle Jahr 1848 und bildet einen großen und ernsten Scheidepunkt in dem Leben Lamoricière's. Seiner Ueberzeugung nach und in Folge seiner Erziehung und der Traditionen seiner Vorfahren, die in langer, glänzender Reihe den rechtmäßigen französischen Königen in treuer Anhänglichkeit gedient, war auch Lamoricière Legitimist. Er hatte die Juli-Dynastie, das Bürger-Königthum, wie damals so viele Ehrenmänner in Frankreich, als eine Art von politischem Nothanker hingenommen und der allgemeinen Wohlfahrt des Vaterlandes seine persönlichen, wenn auch noch so berechtigten Hoffnungen und Wünsche untergeordnet. Er war nicht blind gewesen gegen die Fehler und Mißgriffe der Restauration; aber die neue Regierung unter Louis Philippe hatte doch auch nur

in sehr beschränktem Maße die großen, brennenden Fragen gelöst: nun wurde die Republik proclamirt und es ward eine Pflicht für jeden aufrichtigen Vaterlandsfreund, aus dem allgemeinen Chaos die bessern Elemente der Nation zu retten.

So sehen wir denn Lamoricière in den Volksversammlungen des Hôtel de Ville und später in der Constituante, nachdem er in den schrecklichen Februartagen mit wahrer Todesverachtung sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte, um die rohen, entfesselten Volksmassen zu beschwichtigen.

Er war es, der auf dem großen Platze vor dem Palais-Royal, wo der Aufruhr am wildesten tobte, die Abdankung Louis Philippe's proclamirte; hundert Gewehre zugleich wurden auf ihn angelegt, einige so dicht, daß sie seinen Körper berührten. Sein Pferd bäumte sich unter ihm in instinctiver Todesangst; er aber blieb unerschütterlich und sattelfest und vollzog pflichtgetreu den gefährlichen Auftrag, den letzten, den ihm sein König gegeben.

»C'est Lamoricière!« riefen mehrere Stimmen, vielleicht seine frühern „Kinder" aus Africa; »c'est un brave, ne tirez pas!« und die Gewehre senkten sich. Er selbst war gerettet; aber das Königthum war unrettbar verloren.

Unter dem Säbel-Regiment Cavaignac's saß Lamoricière in der National-Versammlung, aber schon von den frühern Freunden getrennt, deren republicanische Utopien er nicht theilte. Ob er damals für die

Sache des Grafen Chambord, des allein rechtmäßigen Königs von Frankreich, wirkte, ist nicht erwiesen; aber wenn auch, so kann man es ihm doch nur zur Ehre anrechnen, daß er den Bestrebungen der rothen Partei unter Ledru Rollin, Louis Blanc und Genossen seine Propaganda entgegengesetzt hat.

Die Candidatur Louis Napoleon's unterstützte er nicht, und im Elysée, wo sofort Tausende den aufgehenden napoleonischen Stern umdrängten, hat man ihn nie gesehen.

In der Nacht des Staatsstreiches ward auch Lamoricière in seiner Wohnung gefangen genommen und in's Gefängniß nach Mazas abgeführt, wo er drei Tage lang blieb, nach den ersten zwölf Stunden übrigens bei offenen Thüren.

Thiers war sein Zellen-Nachbar und Leidensgenosse, und vis-à-vis saßen Cavaignac, Girardin u. s. w. Vornehme und den dortigen Räumen sehr ungewohnte Gesellschaft, welche von den Wärtern nur mit abgezogenen Mützen und unter tiefen Verbeugungen angeredet wurde.

Alsdann ging Lamoricière in's Exil, das er zu einem freiwilligen machte, als ihm bald nachher der Aufenthalt in seinem Vaterlande wieder freigestellt wurde. Die Sympathieen von ganz Frankreich begleiteten ihn in die Fremde, und ihn mehr als jeden Andern; denn er war populair und geachtet wie Keiner. „Meine Ehre wahrt' ich blank," konnte er stolz von sich sagen, und zwar zu einer Zeit, wo das Wort „Ehre" ein so elastischer Begriff geworden war, daß

man ihn allen Verhältnissen und Lebenslagen bequem anpassen konnte. Denn wenn Lamoricière gewollt hätte, — und man wäre ihm gern auf halbem Wege entgegengekommen, um ihm den immerhin schweren Schritt zu erleichtern — so standen ihm die höchsten Würden des neuen Kaiserreiches offen; er wäre so gut als Marschall und Senator gestorben, wie Magnan, Castellane, Bosquet und die Uebrigen, denen er an militairischer Tüchtigkeit jedenfalls gleich kam und die er an Lauterkeit des Charakters und an Gesinnungsadel — wir wollen damit auf die Genannten, die bereits den Todten angehören, keinen Stein werfen — entschieden überragte.

Aber höher als Alles, selbst als sein Kriegsruhm, stand ihm seine persönliche Manneswürde; als Christ und als treuer Sohn der Kirche wollte er seinen Degen nicht im Dienste eines Herrschers ziehen, der diesen erhabensten Interessen der Menschheit seine eigenen dynastischen und politischen voransetzte.

Ehren wir darum sein Andenken doppelt, nun, da er von uns geschieden, und legen wir, außer der wohlverdienten Lorbeerkrone, auch noch einen Eichenkranz, das Sinnbild der Treue — deutscher Treue, möchte ich fast sagen — auf diesen reinen Sarg.

Dadurch erklärt sich auch sofort, wie der General, der dem mächtigen Napoleon, dem Schiedsrichter Europa's, seine Dienste streng verweigerte, dieselben dem schwachen, unterdrückten Papste freudig anbieten konnte. „Der Papst ist mein Vater," antwortete er denen, die

ihn, vielleicht in guter Absicht, auf die politische Unhaltbarkeit der römischen Sache aufmerksam machten; „der Papst ist mein Vater, sein Haupt ist gefährdet: wo hätte wohl je ein Sohn seinen Vater in der Noth verlassen?“

Mit unvergänglichen Buchstaben sollte man diese Worte auf seinen Grabstein schreiben!

Wie er, so dachten hundert und tausend Andere, und gar Viele von ihnen besiegelten diese schöne Ueberzeugung mit ihrem Blute und gingen dafür in den Tod. Deshalb ist auch jener päpstliche Kriegszug, trotz seines kläglichen Ausgangs, ruhmvoll verzeichnet in den Annalen der modernen Geschichte, und der Schlachttag von Castelfidardo steht ebenbürtig neben andern blutigen Namen, bis sich dereinst ein reineres, besseres Geschlecht von der schrecklichen Bellona abwendet, wehmüthig und erstaunt die Verirrung der Menschen beklagend, die, zu einer Bruderfamilie geschaffen, sich gegenseitig zerfleischten.

Die Pariser Zeitungen, die doch unmöglich den Tod des Generals ganz ignoriren konnten und nothgedrungen einen Nekrolog bringen mußten, kamen dabei in nicht geringe Verlegenheit, und mancher Redacteur mag verzweifelnd an seiner Gänsefeder gekaut haben, ohne eine passende, d. h. eine nichtssagende Phrase zu finden. Die meisten halfen sich dadurch, daß sie die Laufbahn des großen Todten nur bis zum Jahre 1848 schilderten und die letzten fünfzehn Jahre mit Stillschweigen übergingen. Die officiellen und officiösen

aus Furcht, zu viel oder zu wenig zu sagen, oder doch nicht den rechten Ton zu treffen und dadurch ein Stirnfalten in den hohen Regionen, das sich für sie in eine Verwarnung übersetzt hätte, hervorzurufen; die liberalen und Oppositionsblätter aus Aerger, dem freisinnigen Manne, dem sie ihre Bewunderung nicht versagen durften, weil er ja politisch vielfach zu ihnen gehörte, auf einem andern Gebiete Anerkennung zu zollen, wohin sie ihm nicht folgen konnten, ohne mit ihren eigenen Ansichten in schlimme Collisionen zu gerathen; die anti-katholischen endlich, weil sie dem General grollten, seinen Degen für eine verlorene Sache gezogen zu haben, ohne zu bedenken, daß für eben diese Sache Frankreich seit bald zwanzig Jahren mit seinem Schwerte einsteht. Kurz, die armen Leute schwitzten vor Verlegenheit und Angst, und lieferten dadurch nur einen neuen Beweis für die Unhaltbarkeit und Hohlheit ihrer Principien. Als wenn nicht treu katholische Ueberzeugung mit echt liberaler Gesinnung Hand in Hand gehen könnte, und als wenn es nicht auch, Gott Lob! in Frankreich manchen Diepenbrock, Radowitz oder Görres gäbe!

Doch entweihen wir die schöne, herzerhebende Erinnerung an den Entschlafenen nicht durch einen Blick auf derartige trübe, klägliche Dinge, denen sein geläuterter Geist, wie er ihnen schon im Leben fern gestanden, jetzt auf immer entrückt ist.

Lamoricière starb, wie er gelebt: glaubensstark und gottergeben; der Tod traf ihn unerwartet, aber gewiß nicht unvorbereitet. Der eilig herbeigerufene Priester

fand ihn bereits in den letzten Zügen, ein Crucifix, wie in krampfhafter Umarmung, fest auf seine Brust gedrückt: so entschlief er.

Unser Schmerz aber ist groß um den Todten, denn Lamoricière war ein Mann und ein Christ in des Wortes höchster und edelster Bedeutung. Deshalb wird sein segnendes Andenken uns bleiben und wir werden sein Bild im trauernden Herzen tragen als das eines der besten Menschen seiner Zeit.

Mitternachtsmesse in Notre-Dame.

— 1862 —

Das Weihnachtsfest ist vorüber und Neujahr rückt heran: die lustige, bunte Zeit mit ihren tausend Buden auf den Boulevards, mit ihrem lauten Lärm und Geschrei bis lange nach Mitternacht, mit der unvermeidlichen Bonbonsschachtel und den übrigen »étrennes«, auch mit obligatem Regen und Schmutz, der einmal von Alters her dazu gehört, aber deshalb den Parisern auch die gute Laune nicht verdirbt. Ein Drängen und Schieben in allen Passagen, daß man fast erdrückt zu werden fürchtet und überfroh ist, sich wieder in sein ruhiges Quartier zu retten, — wir zumal, die wir das Alles ja aus vergangenen Jahren zur Genüge kennen. Und der freundliche Leser mit uns, denn wir können es nachgerade wie andere große Schriftsteller machen, die in einem neuen Buche auf ihre „frühern Werke“ zurückweisen, wo sie denselben Gegenstand schon be-

handelt haben. Aber es gibt doch auch manches Neue in jedem Jahre, oder doch wenigstens Manches, das wir in frühern Schilderungen übergangen haben. Das Letztere wird stets der Fall sein, selbst wenn wir heute wieder eine bogenlange Weihnachts- und Neujahrswanderung durch Paris antreten wollten; denn das Thema ist an sich so unermeßlich, daß man es eben nie erschöpfen kann. Aber trotzdem wird eine solche wiederholte Wanderung ermüdend: ermüdend für uns, die wir sie in Person unternehmen, und noch viel mehr für den Leser, der nur ein schwaches Bild davon auf dem Papiere bekommt. Wenn auch hier und da manches Neue auftaucht, das große Ganze ist doch stets dasselbe: betäubend, ermattend und ohne jeden höhern Gehalt.

Der Tausend! ruft vielleicht Mancher, das schlägt ja ganz aus der Art und wird auf ein Mal so ehrbar und ernst, als wenn .... als wenn — aber wir lassen ihn nicht ausreden. Mag es denn sein: ehrbar und ernst, meinetwegen. Ehrbar sind wir hoffentlich stets gewesen, schon deshalb, weil wir immer in guter Gesellschaft waren; denn so dürfen wir doch wohl mit Recht unsern Leserkreis nennen. Mit dem Ernst ist es freilich etwas anderes, und die leichte Welle des Tages, wenn sie uns auch nicht mit sich fortriß, trug uns doch auf und ab und an so Manchem vorüber, das eben jenes Beiwort nicht gerade verdiente. So will es ein Mal die »causerie parisienne«, die wir als Devise auf unsere Fahne geschrieben. Aber

halten wir uns eben deshalb heute an dem Wort und seien wir ein wenig ernst zum Jahresschlusse — uns, die wir dies schreiben, dürfte es wahrlich nicht schaden, und (nichts für ungut) dem Leser vielleicht auch nicht. Die Zeit, in der wir leben, läßt sich ohnehin sehr zum Ernste an: das ganze, liebe lange Jahr ist heimgegangen in Befürchtung und Sorgen, in Trauer und Bangen. Gott Lob! auch in Sehnsucht und Hoffen; denn treu ausgeharrt haben wir Alle, und wenn wir auch gewankt haben, erlegen, nein, erlegen sind wir nicht!

Wer von uns hätte nicht einen Schmerz gehabt in diesen 365 Tagen, und wem von uns wäre wohl nicht eine Thräne gekommen .... ach, vielleicht mehr als ein Schmerz und mehr als eine Thräne! Sollte dennoch einer sein unter meinen Lesern, der — ein seltenes Sonntagskind! — nur Sonnenschein und Himmelblau über sich gehabt in all' den zweiundfünfzig Wochen: nun den wollen wir erst recht einladen, mit uns zu gehen, um dort, wo wir Trost suchen im Leiden, sich Demuth zu holen im Glück.

Unter solchen Gedanken machten wir uns auf den Weg nach Notre-Dame, um der Mitternachtsmesse beizuwohnen, mit welcher die Kathedrale, die fast sechs Monate lang geschlossen gewesen, wieder neu eingeweiht werden sollte.

Nach dem Te Deum am 15. August war nämlich in diesem Jahre kein Gottesdienst mehr in der Kirche gehalten worden; die Reparaturen des ungeheuern Ge-

bäudes, die bis dahin fast nur von außen stattgefunden hatten, wandten sich nun nach innen und machten jede kirchliche Ceremonie und sogar den bloßen Besuch der Gläubigen unmöglich. Im Hauptschiffe und in den beiden Nebenschiffen erhoben sich bald, ihrer ganzen Länge nach, hohe, schwindelerregende Gerüste; die Legion Arbeiter, die überall in Paris bei jedem großartigen Baue sofort erscheint, fehlte auch hier nicht, um das gewaltige Restaurationswerk rasch in Angriff zu nehmen. Einzelne der mächtigen Säulen von achtzig und hundertdreißig Fuß Höhe bei zwanzig Fuß Dicke, wahre Felsenpfeiler, wie wohl nur der Kölner Dom ähnliche aufzuweisen hat, wurden ganz neu construirt, auch einige Theile des imposanten Gewölbes so gut wie neu aufgeführt und die Seitenwände bis zu zwanzig Fuß Höhe mit neuen Steinplatten bekleidet. Im Chor waren die Arbeiten nicht minder bedeutend. Der Hochaltar wurde etwas tiefer gelegt, wodurch die drei hintern Bogenfenster mit ihren mittelalterlichen Glasmalereien vom Mittelschiffe aus sichtbar wurden: eine sehr glückliche Idee, denn jene drei Fenster sind wohl die größten und schönsten, die in den Pariser Kirchen sich finden, und der Effect, gleich beim Eintritt durch das Hauptportal, ist wunderschön. Ein neues Gitter von überaus kunstvoller Arbeit umgibt das Chor; die matte Vergoldung auf der dunkeln Bronze paßt ebenfalls sehr gut zu dem ernsten Orte. Auch die colossalen Fensterrosen rechts und links über dem südlichen und nördlichen Seitenportal sind vollständig renovirt; sie

sind ein würdiges Seitenstück zu den drei erwähnten Fenstern und dürften an Größe und an Pracht der Malerei wohl kaum ihres Gleichen in der Welt haben. Das ist aber auch der gesammte Schmuck der gewaltigen Kathedrale: kein Gemälde und vollends weder Marmor noch Gold oder sonstige Zierrathen, mit denen die übrigen Pariser Gotteshäuser nur allzu überladen sind; nicht einmal die üblichen Kronleuchter. Die Kirche wird mit Gas erhellt, eine Einrichtung, die freilich sehr modern, aber wiederum so geschickt ausgeführt ist, daß der erhabene, architektonische Gesammteindruck nicht darunter leidet. Glücklicher Weise hat man auch die Deckengewölbe in ihrer frühern schlichten Einfachheit wieder hergestellt. Der blaue Himmel mit den goldenen Sternen, armseliges Tapetenpapier, das man zu den kaiserlichen Festen schnell über die gleichfalls papiernen Lilien geklebt hatte, (in den Seitenschiffen war der „Himmel" sogar grün und die „Sterne" waren goldene Bienen) — das Alles ist, Gott Lob! verschwunden und durch die reine Naturfarbe des Sandsteins ersetzt. Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf diesen ernsten gigantischen Massen und das Gemüth wird fast unwillkürlich zur Andacht, zur Anbetung gestimmt.

Man hatte im letzten Monate die Zahl der Arbeiter verdoppelt, in der letzten Woche sogar verdreifacht, um die Kathedrale zur Weihnachtsfeier dem Cultus zurückgeben zu können. Der Cardinal-Erzbischof hatte außerdem beschlossen, das neu restaurirte Gottes-

haus durch die Mitternachtsmesse, wo er in Person feierlich officiiren wollte, wieder einzuweihen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt: wenige Tage vorher erkrankte plötzlich der hohe Kirchenfürst und nach weitern wenigen Tagen lag er kalt und starr auf der Bahre.

Die heilige Handlung wurde trotzdem vollzogen und zwar von dem Pfarrer von Notre-Dame, unter Assistenz des gesammten Metropolitan-Capitels und unter einem unermeßlichen Zudrang von Gläubigen.

Schon gegen elf Uhr Abends war die Kathedrale, die bequem zehntausend Menschen fassen kann, bis zum Erdrücken voll, und die Eingänge mußten von Soldaten besetzt werden, um den weitern Andrang abzuwehren. Dies gab im Publicum zu der irrigen Meinung Anlaß, es seien Eintrittskarten ausgegeben, wo nicht verkauft worden, und vor dem Hôtel-Dieu, das rechts von Notre-Dame liegt, entstand deshalb sogar ein kleiner Volksauflauf, der übrigens von der Municipalgarde leicht gedämpft wurde. Einlaßkarten werden, mit alleiniger Ausnahme des Tedeums am Napoleonsfeste, niemals in Notre-Dame ausgegeben; auch ist dort der Preis der Stühle und Sitze geringer als in den andern Pariser Kirchen, in denen allerdings mancherlei Handel und Schmuggelei in dieser Beziehung stattfindet.

Die Feierlichkeit in Notre-Dame war überaus einfach und würdig, und eben dadurch sehr ergreifend. Nicht Wenige mochten freilich aus Neugier gekommen

sein; aber auf der ganzen Versammlung ruhte doch der bedeutsame Ernst der ungewöhnlichen festlichen Stunde. Besonders war der Moment des Segens mit dem Allerheiligsten sehr ergreifend. Nachher wurden noch die vorgeschriebenen Gebete »pro infirmo« und »Deus, refugium nostrum« für den kranken Oberhirten angestimmt, und in den Seitenkapellen zündeten die Kirchendiener die Kerzen auf den Altären an zu den Frühmessen für die Communicanten.

Die Menge verlief sich gegen zwei Uhr, nicht Wenige wohl, um den sogenannten »réveillon« zu feiern, von dem wir schon früher ein Mal dem Leser erzählt, — eine beklagenswerthe Unsitte, die fast in ganz Frankreich zu Hause ist und natürlich in Paris ihren Höhegrad erreicht. Kein Marchand de vins und kein Kaffeehaus schließt in der Christnacht, und in den belebtern Quartieren ist das Singen und der sonstige Lärm entsetzlich; denn die Polizei ist ausnahmsweise in jener Nacht sehr tolerant und drückt ein Auge zu, wo nicht beide.

Verweilen wir daher lieber noch etwas in der Kathedrale, die nach und nach leer und dunkel geworden ist; hier und da hat man einige Lampen brennen lassen, die aber nur ihre nächste Umgebung matt erhellen und den weiten Raum mit magischen Schatten füllen, wodurch derselbe in's Unermeßliche hinauswächst.

Von den zahlreichen Seitenkapellen sind erst wenige für den Gottesdienst wieder eingerichtet, und auch diese wenigen sind ohne allen Schmuck. Sie enthalten nur

die Denkmäler der Pariser Erzbischöfe, die noch heute wie in frühern Zeiten in der Kathedrale begraben werden.

Nur vor dreien derselben wollen wir verweilen; es sind zufällig die drei letzten.

Die Lebens-, richtiger die Leidensgeschichte derjenigen, deren sterbliche Hülle sie bergen, ist traurig und ernst, ach, so beklagenswerth, wie wohl kein Bischofssitz der katholischen Welt eine ähnliche in seinen Annalen verzeichnet hat. Der Leser muß sie sich schon erzählen lassen, denn wir sagten ja oben, daß unser heutiges Capitel ein ernstes sein würde.

Zuerst Msgr. de Quelen, der in der Juli-Revolution nur mit genauer Noth das Leben rettete und nur durch ein Wunder seinen Verfolgern entkam. Rasende Pöbelhaufen, mehrere Tausend an der Zahl, stürmten das erzbischöfliche Palais, schlugen Alles in Trümmer und steckten das prächtige Gebäude in Brand. Die Wildesten unter der Rotte hatten aus der Privat-Kapelle des Erzbischofs die Meßgewänder und die heiligen Gefäße geholt, Andere waren sogar in die nahe Sakristei der Kathedrale gedrungen und hatten dort einen ähnlichen Raub begangen. Sie stolzirten nun, als Priester verkleidet und den Segen ertheilend, auf den umliegenden Brücken und Quais umher, zum Jubel der Bevölkerung der „guten Stadt Paris“. Der Erzbischof selbst saß sechs Stunden lang unter einem Bogen der Notre-Dame-Brücke, bis an die Hüften im Wasser, gewissermaßen unter den Füßen seiner Verfol-

ger, die natürlich seine Nähe nicht ahnten, sonst wäre er nicht mit dem Leben davongekommen. Die spätere gerichtliche Untersuchung, die doch anstandshalber eingeleitet werden mußte, blieb ohne Resultat. Der Mantelträger Lafayette, der aus „Patriotismus“ stets mit allen Winden zu segeln wußte, redete in der Kammer den „irregeleiteten Aufwieglern“ das Wort, und andere Deputirte bemerkten sogar zur Entschuldigung der „bedauerlichen Vorfälle“, daß es die Geistlichkeit unter Karl X. auch ihrerseits „etwas arg getrieben habe“.

Der zerstörte Palast lag noch viele Monate hinter der Kathedrale als eine warnende Ruine; später wurde der Platz geebnet und mit Bäumen bepflanzt, aber ein neues Gebäude wurde dort nicht wieder aufgeführt.

Seit jener Zeit wohnt, was sehr charakteristisch ist, der jedesmalige Erzbischof von Paris in einem gemietheten Hôtel des Faubourg Saint-Germain.

Msgr. de Quelen erholte sich niemals ganz nach jenen schrecklichen Tagen. Die Juli-Regierung war überdies nicht geeignet, ihn zu versöhnen; er starb bald darauf an gebrochenem Herzen.

Seinem Nachfolger, Msgr. Affre, war ein noch beklagenswertheres Loos beschieden. So lange er die erzbischöfliche Würde bekleidete, hatte er zu kämpfen gegen die Uebergriffe des Pariser Stadtrathes, der dem Klerus der Hauptstadt, nach dem Sinne des damaligen Gouvernements (Guizot und Thiers), alle möglichen Verdrießlichkeiten bereitete und alle möglichen Hemmnisse in den Weg legte.

In den fürchterlichen Junitagen, nach der Februar-Revolution, besiegelte Msgr. Affre seine dornenvolle Laufbahn mit dem Tode. Mitten im wildesten Straßenkampfe des Faubourg Saint Antoine erschien plötzlich und unerwartet der Erzbischof hoch auf einer Barricade; er trug die Abzeichen seiner Würde und hielt einen grünen Birkenzweig in der Hand, um die streitenden Parteien zu versöhnen. Er hatte kaum zu sprechen angefangen, als ihn die tödtliche Kugel traf. Er verhauchte sein Leben am Fuße jener Barricade, wie ein Soldat auf dem Schlachtfelde, mit den heroischen Worten: „Ein guter Hirt gibt sein Blut für seine Schafe; möge meines das letzte sein!“ Diese Worte sind auf dem Grabmale eingeschrieben, das man ihm neben demjenigen seines Vorgängers errichtet hat.

Der dritte unter diesen Martyrern, Msgr. Sibour, sollte noch schrecklicher enden. Auch er hatte anfangs schwere, bedrängte Tage; aber das neue Kaiserthum, das in den ersten Jahren der Religion und dem Klerus vielfach gerecht wurde, brachte ihm Trost und Hoffnung. Den traurigen Rückschlag der Napoleonischen Politik sollte er nicht mehr erleben.

In feierlicher Procession zu Ehren der Schutzpatronin von Paris und in der ihr geheiligten Kirche, an der Spitze seines Capitels, in den Händen die Monstranz, mit welcher er dem knieenden Volke den Segen ertheilte, traf den Erzbischof das Messer eines Meuchelmörders mitten durch's Herz, so daß selbst das verzeihende Wort auf seinen Lippen erstarb. Er hatte

dem Mörder, einem interdicirten, geistesverwirrten Priester, noch wenige Tage vorher fünfundzwanzig Franken aus seiner Privatcasse reichen lassen.

Die sterbliche Hülle dieses letzten und unglücklichsten Pariser Erzbischofs ruht jetzt neben seinen beiden, im Leben wohl nur wenig glücklichern Leidensgenossen.

Und schon war dieser Sarg nicht mehr der letzte; denn man rüstete bereits mit reichem Gepränge den Katafalk für die Todtenfeier des Cardinals Morlot, der in der Frühstunde des 29. December 1862 aus diesem Leben geschieden.

Noch am Abend vor seinem Tode empfing er einen Besuch des Kaisers, der unangemeldet, wie ein schlichter Privatmann, an sein Sterbelager trat.

Napoleon verlor in dem Cardinal wieder einen treuen Diener, dem man manchmal fast zum Vorwurf machte, seinem Herrn zu treu zu sein und seinen höhern Herrn in Rom darüber zu vergessen. Doch die politischen Misèren müssen schweigen, namentlich in unserm Munde, vor diesem Sarge.

Sagen wir nur dies Eine: der verewigte Cardinal Morlot hat außerordentlich viel Gutes gethan, und praktisch und materiell Tausenden und aber Tausenden geholfen. Er hatte wie Titus ein »hanc diem perdidi« in steter Erinnerung; aber wer weiß, ob er dies Wort auch nur ein Mal auszusprechen genöthigt war in den fünf Jahren, die er Erzbischof von Paris gewesen; denn es verging buchstäblich kein Tag, wel-

chen er nicht durch irgend eine gute, mildthätige Handlung bezeichnet hätte.

Das ist viel, sehr viel vor den Menschen und dürfte vor Gott noch mehr sein! Allerdings wurde dem Cardinal das Wohlthun und Geben in so fern sehr erleichtert, als er durch seine verschiedenen Würden und Aemter eine jährliche Summe von weit mehr als zwei Mal hunderttausend Franken einnahm; ein Fall, der in der neuern Geschichte Frankreichs einzig, ja unerhört dasteht.*)

Der im Corps Législatif so heftig und mit Recht angegriffene »cumul« fand in Msgr. Morlot seinen ersten Repräsentanten; aber die öffentliche Meinung machte gerade in Bezug auf ihn eine lobende Ausnahme. Friede daher seiner Asche und Ehre seinem Andenken!

Auch wir begaben uns am Neujahrs-Morgen in die chapelle ardente des erzbischöflichen Palastes, wo auf hohem Paradebette die Leiche des Verblichenen mit fürstlicher Pracht ausgestellt war; auf dem ehrwürdigen Antlitz ein fast überirdischer Schimmer von Heiterkeit

---

*) Es verlohnt sich wirklich der Mühe, dies aufzurechnen. Der Cardinal hatte an jährlichen Einnahmen: als Erzbischof von Paris 40,000 Frs. — als Metropolitan 20,000 — als Cardinal 25,000 — als Senator 30,000 — als »primicier« des kaiserlichen Capitels von Saint-Denis 12,000 — als Mitglied des Oberstudienrathes 10,000 — alsdann eine Wohnungsentschädigung von 35,000 Frs. und endlich als »grand-aumônier de l'Empire« hunderttausend Franken.

und Frieden. Wir legten unsern Immortellenkranz gern zu den übrigen tausend Kränzen neben dem Sarge, und sprachen aus aufrichtigem Herzen unser Gebet für die Ruhe des Entschlafenen.

So hüllte sich denn die kaum eröffnete Kathedrale sofort nach ihrer ersten Feierlichkeit wieder in Trauer um den Tod ihres Erzbischofs, und den Parisern begann das neue Jahr 1863 mit dem Leichenbegängnisse ihres geistlichen Oberhauptes — traurig allerdings, aber ich weiß nicht, dies ernste Doppelbild dürfte sein Gutes haben. Es hat uns nämlich ernst gemacht, weil es uns, inmitten des lauten Festlärms, der hier gerade zur Neujahrszeit so wild und zügellos ist, an das Höchste und Bedeutendste erinnerte, an das der gläubige Christ, wie schon der h. Augustinus sagt, täglich mehr als ein Mal denken soll: an Tod und Ewigkeit.

* * *

Aber dürfen wir solchergestalt und noch dazu an der Schwelle eines neuen Jahres Abschied nehmen von unsern Lesern? Und weshalb nicht?

In den heitern Klang seiner Freuden bringt dies flüchtige memento kein Mißton, vorzüglich wenn wir für die freundliche Leserin das hier in Paris zu Neujahr übliche Blumenbouquet (Rosen und Veilchen!) zugleich mit hinübersenden — nur im Geiste freilich, das Porto würde sonst zu bedeutend werden — Blumen sind ja stets willkommen, denn sie bringen

entweder Freude oder Trost . . . . Den Freudengruß brachten sie im ersten Kapitel dieses Bandes am Maitage; den Trost bringen sie jetzt zum Schluß in kalter, trüber Winterzeit.

Er thut uns Noth, dieser Trost, wie hoch über den Wolken ein Stern.

Sursum corda! Gen Himmel die Herzen! Wer weiß, vielleicht schickt uns Gott für das neue Jahr, und wenn auch nicht für das nächste, so doch dereinst, ein großes, bedeutendes Ereigniß, das die Berechnung aller Klugen zu Schanden macht, oder gar einen großen, bedeutenden Mann, der ein wunderbares und gewaltiges Werkzeug wird nach des Ewigen Rath.

Nur nicht verzagt und nur nicht feig die Hände in den Schooß! Muthig vorwärts, voll Gottvertrauen, und beseelt durch das Höchste, das gläubige und liebende Herzen siegreich durch Wogen und Stürme trägt: die Hoffnung. Sursum corda!

Inhalt.

Seite.

Der erste Mai 1
Isabella, das Blumenmädchen des Jockey-Clubs I. . . 15
" " " " " II. . . 23
" " " " " III. . . 29
" " " " " IV. . . 35
" " " " " V. . . 39
Ferien 44
Kleiner Schwindel 59
Ein Besuch bei Tom Pouce 74
Alexander Dumas, Vater und Sohn 91
I. Ein neues Stück von Dumas fils 91
II. Alexander der Große 101
Die Vendôme-Säule 121
Emile Girardin 131
Die Turcos und Spahis 153
Bei Hofe. I. In Compiègne 164
II. In den Tuilerien 173
Mangin 181

Seite.
Das Café de Foy 195
Monsieur Balthasar 214
Kaiserliche Eisfahrt 235
Der einbalsamirte Finger 245
Auber's neueste Oper. (La fiancée du roi de Garbe.) 263
Karuba 280
Der Pavillon de Flore 291
Jules Gérard, der Löwentödter 299
Lamoricière 318
Mitternachtsmesse in Notre-Dame 333

Hausler;